Heimliche und unheimliche

Geschichten.

Gesammelte Erzählungen

von

Friedrich Gerstäcker.

Erster Band.

Leipzig,
Arnoldische Buchhandlung.
1862.

Inhaltsverzeichnis.

Der Dreizehnte.

1.

Im Hotel de Pologne in P. saß eine fröhliche Gesellschaft von jungen und älteren Leuten am Sylvesterabend beisammen, und wie die Mitternachtsstunde heranrückte, wurden die leeren Weinflaschen hinausgeschafft, und eine mächtige Bowle dampfte bald inmitten des runden Tisches, ihr süß Aroma durch das wohl durchwärmte Zimmer sendend. An der einen Wand stand eine gewaltige alte Schlaguhr in ihrem Nußbaumgehäuse, und der Zeiger deutete fast schon auf die zwölfte Stunde.

„Jetzt die Gläser gefüllt!" rief da ein junger blühender Mann, ein Arzt, den Schöpfer ergreifend und das dampfende Getränk in die ihm dargereichten Gläser gießend. „Das neue Jahr darf uns auch nicht eine Sekunde Zeit abgewinnen, und wohlgerüstet wollen wir's empfangen."

„Halt — da fehlt noch ein Glas!“ sagte der ihm gegenüber Sitzende, ein junger Jurist.

„He, ein Glas her, Kellner!“ rief der Arzt; „unser Assessor Holler schwimmt sonst trocken ins neue Jahr hinein.“

„Bitte um Verzeihung, Herr Doktor,“ vertheidigte sich aber der Kellner, „ich habe dreizehn Gläser auf den Tisch gestellt.“

„Dreizehn?“ lachte der Hauptmann von Hisko, der neben dem Doktor saß; so sind wir wirklich dreizehn heut Abend beisammen?“

„Wahrhaftig!“ bestätigte der Doktor Malwitz, der die Kameraden rasch überzählt hatte, „dreizehn, und hier neben der Bowle steht auch das fehlende Glas!“

„Würfel her!“ rief da der Hauptmann; „zum Henker auch, wenn Einer dies Jahr von uns abfahren muß, wollen wir wenigstens wissen, wer es ist.“

„Ja, Würfel! Würfel!“ tobten die lustigen Gesellen, rasch auf den Scherz eingehend, „wir wollen den Dreizehnten auswürfeln!“

„Aber erst den Gruß ans neue Jahr!“ rief mahnend der Doktor. „Die Uhr hat ausgehoben. Geht sie pünktlich?“

„Auf die Sekunde!“ versicherte der Kellner, indem er die verlangten Würfel auf den Tisch legte.

„Also aufgepaßt!“

Die Männer waren aufgestanden, und die gefüllten Gläser in der Hand, schauten sie schweigend nach der Uhr hinüber, deren Zeiger grad auf zwölf rückte. In athemloser Stille horchten sie auf den ersten Schlag — und auch draußen auf der Straße schien Alles der nächsten Minute entgegen zu lauschen.

Da, in demselben Moment, in dem die Uhr zum Schlagen aushob, donnerte ein Schuß vom alten Schloß herüber und: „Prost Neujahr! Prost Neujahr!“ jubelten die Zecher einander fröhlich zu, die Gläser klirrten aneinander und lautes wildes Leben schien in dem einen Augenblick die Stadt aus tiefem Schlaf geweckt zu haben.

Vom Thurm bliesen die Stadtmusikanten einen Choral, der gar eigen und wunderbar gegen die noch forttönenden Böllerschüsse des Schlosses abstach; auf der Straße, ja aus den Fenstern heraus riefen die Leute einander ihr freundliches grüßendes Prost Neujahr! auf und nieder. Hell erleuchtete, von Lichtern strahlende Räume wurden der dunklen heiligen, geheimnißvollen Nacht geöffnet. War es doch, als ob jeder das Bedürfniß fühle, in dieser Minute, der Schwelle eines neuen Zeitabschnitts für ihn, nur we-

nigstens einen flüchtigen Blick zu den Sternen zu werfen, und manches wenn auch rasche, doch tief gefühlte Gebet stieg mit dem einen Blick zum Himmel auf.

Und bleibt es nicht ein wichtiger Abschnitt unseres Lebens, ein Jahr, ein ganzes langes Jahr? — Wie viele zählen wir, selbst von der Wiege bis zum späten Grabe? Dem längsten Alter sind es immer nur wenige, und von den wenigen ist ein jedes Jahr ein weiterer Schritt dem Grabe entgegen, das vielleicht schon jetzt dicht vor uns liegt. Erleben wir das nächste neue Jahr? — Ist unsere Uhr nicht schon vielleicht in diesem abgelaufen, daß wir den Sand, der uns noch hier verstattet, nach Körnern zählen könnten? — Wir wissen es nicht, denn wohlthätig verhüllet dichte Nacht der Zukunft Walten unserem fragenden, forschenden Blick. Den Schleier können, sollen wir nicht lüften, und Gott hat das gar weise eingerichtet. Darum aber erfüllt auch eine solche Stunde unser Herz — wir mögen noch so ruhig dem unbekannten Jenseits dort entgegenschauen — mit einem eigenen, geheimnißvollen Reiz, und unwillkürlich fast stimmt der Moment uns ernst. Nicht allein ein neues Jahr beginnen wir ja auch mit all seinen Sorgen und Freuden, auch von dem alten müssen wir Abschied nehmen, und

manches brachte dieses uns doch, ob froh, ob trübe, auf dem noch die Erinnerung gern verweilt.

Wohl mochte auch manchem der lustigen Schaar, während der Choral draußen vom Thurm tönte und das Krachen der Geschütze die unmittelbare Nähe der bedeutungsvollen Stunde verkündete, ähnliche Gedanken durch die Seele blitzen. Aber alle diese ernsten Bilder schwanden im Nu, als die Mahnung verhallt war und die Gläser frisch gefüllt worden.

„Glück auf denn für ein neues frisches Leben!“ rief da der Hauptmann, das seinige hoch schwingend, „und allen fidelen Kumpanen diesen Becher!“

„Sie sollen leben, hoch!“ jubelten die Anderen nach.

„Und jetzt die Würfel!“ fuhr der Hauptmann fort. „Das ist grade die rechte Stimmung, in der wir uns befinden! Etwas Choral draußen, etwas Böllerschüsse, und ringsum erleuchtete Fenster mit glücklichen, fröhlichen Menschen! Dem allem fehlt nur noch das mystisch Geheimnißvolle — denn die ganze Sache wird ein klein wenig zu öffentlich getrieben — und dazu sollen uns die Würfel helfen.“

„Hören Sie einmal, lieber Hauptmann,“ sagte da ein anderer der Gäste, ein Buchhändler Merz, der jenem gegenüber saß, „ich dächte, wir ließen das

Würfeln sein; es kommt mir beinah ein wenig wie Frevel vor, und gerade in der Neujahrsnacht —.“

„Frevel? Bah!“ lachte aber ein Herr von der Bielden, sein leeres Glas wieder der Bowle entgegen haltend. „Eine Frage an das Schicksal steht einem jeden frei; ob aber das auch antwortet, ist eine andere Sache! Halloh Doktor, noch einmal gefüllt! Ihre Mischung ist ganz vortrefflich, und mögen Sie dies ganze nächste Jahr keine schlechteren Recepte verschreiben und administriren! Als Präsident der Versammlung haben Sie aber auch den Vortritt. Fangen Sie an!“

„Und wollen wir wirklich würfeln, wer von uns —“

„Dies Jahr abfährt?“ unterbrach ihn lachend der Assessor; „allerdings! Und das braucht nicht einmal aus Uebermuth zu geschehen. Wir treten dabei gleich jenem albernen Vorurtheil der Masse entgegen, indem wir ihr beweisen, wie unsinnig die Furcht vor der Zahl dreizehn ist.“

„Das ist recht, Holler!“ rief ihm von der Bielden zu. „Wir wollen einen Club der Dreizehner constituiren, wie wir hier beisammen sind, und während wir Einen auswürfeln, bleibt der zugleich für das ganze nächste Jahr Präsident.“

„So bin ichs's auch zufrieden,“ stimmte Malwitz

bei. „Der Deutsche thut nicht gern etwas ohne einen Zweck, ohne ein bestimmtes Ziel, und da wir das jetzt glücklich gefunden haben, mögen wir beginnen.“

„Gegen die löbliche Absicht jenem ungereimten Vorurtheil entgegenzutreten, habe ich nicht das mindeste,“ nahm da noch einmal Merz das Wort, „aber wenn wir es so nur nicht auf die verkehrte Weise anfangen. Ich weiß nicht, ob die Herren von jenem Schiffsrheder in Amerika gehört haben, der um das ebenso alberne Vorurtheil gegen den Freitag, besonders bei den Seeleuten zu zerstören, ein besonderes Schiff zu dem Zweck bauen ließ. Der Kiel dazu wurde an einem Freitag gelegt, sämmtliche Arbeiter bekamen jeden Freitag ihren Lohn, das Schiff mußte ebenfalls an einem Freitag von Stapel laufen, wurde Freitag getauft und ging natürlich an einem Freitag in See und — wunderlicher Weise hat man nie wieder etwas von ihm gehört, ja weiß nicht einmal, wo und wann es mit Mann und Maus zu Grund gegangen ist. Daß danach jenes Vorurtheil natürlich nur noch mehr befestigt wurde, versteht sich ganz von selbst, und der gute Zweck wurde nicht allein verfehlt, sondern das Uebel noch viel schlimmer gemacht als es je gewesen.“

„Das war allerdings ein Unglück!“ lachte der Hauptmann; „kann uns hier aber nicht passiren.“

„Etwas Aehnliches doch!“ sagte Merz. „Ich setze den Fall, daß zufällig der Ausgewürfelte stürbe — würde die ganze Stadt dann nicht schreien: Seht ihr! Da habt ihr den Frevel! — Und wäre die Dreizehn von da an nicht verpönter als je? Denn daß eine solche Neuigkeit die Runde durch alle Zeitungen machte, können Sie sich denken.“

„Dann beweisen wir ihnen das nächste Jahr, daß es doch Unsinn ist, denn zum zweitenmale würde nicht gerade der Ausgewürfelte sterben; es wäre sonst ein zu fabelhafter Zufall!“ rief der Assessor.

„Aber es ist doch möglich!“ beharrte Merz.

„Möglich hin, möglich her!“ lachte der Hauptmann, die Würfel aufgreifend. Hiemit mach' ich den Anfang, wenn nicht jemand auch unter uns ist, der das alberne Vorurtheil fürchtet.“

„Fürchten?“ riefen ein paar andere junge Leute dazwischen, „das wäre eine Schande! So etwas können Sie nicht glauben!“

„Thu ich auch nicht!“ schmunzelte der Hauptmann in seiner wilden lustigen Weinlaune. „Also wer mit den drei Würfeln hier die niedrigste Zahl wirft, ist der angebliche Todeskandidat für dies neue Jahr und mag sich sein Vermögen indessen in Rheinwein flüssig machen. Und nun erst die Beschwörung, meine Herren,

die bei einer so feierlichen Handlung nicht fehlen darf."

„Ach macht keinen Unsinn!" lachte Merz, der keine Freude an dem Ganzen fand.

„Unsinn?" entgegnete aber der Hauptmann; „wir fordern in diesem Augenblick das Schicksal heraus, uns zu beweisen ob es Vorbedeutungen gibt oder nicht, und eine solche Herausforderung muß auch mit dem gehörigen Ernst betrieben werden. So paßt auf, Ihr Herren, und folgt mit Euern Gedanken meinen Worten, daß der Spruch Kraft bekommt — also: —

„Aus Licht und aus Schatten, herab und herauf,
Ihr Geister der Luft und der Erde zu Hauf!
Ihr, die ihr uns unsichtbar immer umgebt,
Was oben hin flattert, was unten hin gräbt —
Herbei um die Tafel, und mit jenem Geist,
Der neckisch und schmeichelnd die Bowle durchkreist,
Seid Zeugen, seid Zeugen! Wir rufen euch an!
Vernehmt ihn und seid auch gehorsam dem Bann!
Hier fallen die Würfel in heiliger Nacht.
Der, der sie verliert, er ist euer! Habt acht!" —

Und mit den letzten Worten schleudert er die Würfel aus dem Becher auf den Tisch, und dreizehn Augen lagen aufgedeckt.

„Dreizehn — beim Himmel!" rief Merz überrascht; „ein wunderbarer Zufall!"

„Aber ein guter Wurf!“ lachte der Hauptmann. „Werft ihn ab, wenn Ihr könnt.“

„Und was der Hauptmann für famose Verse machen kann!“ rief der Weinhändler Selig vom andern Ende des Tisches. „Das hab' ich ihm gar nicht zugetraut. Sonst ist er immer so still, als ob er nicht drei zählen könnte, und heute rein wie ausgewechselt!“

„Das macht die Begeisterung, Freund!“ entgegnete der Hauptmann, sein Glas auf's neue zum Füllen hinüberreichend. „Und nun Sie, Assessor.“

Der Assessor, auf die Laune der Uebrigen eingehend, nahm die Würfel und warf e l f.

„Der Hauptmann ist abgeworfen; bis jetzt sind Sie es!“

„Von den elf wird mich schon jemand erlösen!“ tröstete sich der Jurist, und der Weinhändler Selig, der eifrig die Würfel wieder im Becher herumgeschüttelt, warf v i e r!

„Hurrah! Selig soll leben!“ jubelte der Assessor, „der bleibt der Todeskandidat für dieses Jahr!“

„Das wissen wir noch nicht,“ brummte aber der Weinhändler, doch war sein rothes Gesicht um verschiedene Schattirungen bleicher geworden, und wenn er auch nichts äußerte, sah man es ihm doch deutlich

an, daß er kein großes Behagen an dem Wurf fand.

Verschiedene Andere der Tischgesellschaft versuchten jetzt ebenfalls ihr Glück, und eine Anzahl von Kellnern hatte sich zugleich herbeigedrängt, dem wunderlichen Würfelspiel zuzuschauen. Ueber vier warfen aber alle; nur Merz, der Buchhändler, legte die gleichen Augen auf, und der Ruf ging jetzt, daß die Beiden „stechen" sollten. Merz machte zwar den Vorschlag, sie wollten es zwischen sich Beiden lassen und das Schicksal könne sich nachher Einen aussuchen. Dagegen protestirte aber der Hauptmann. Wie er verlangte, sollte es auf das Entschiedenste bestimmt werden, und da ihm die anderen alle beistimmten, so hatten die Beiden noch unter sich einmal zu werfen.

Alles drängte sich jetzt um ihre Stühle, und Merz sollte anfangen, weigerte sich aber. Selig nahm endlich die Würfel und warf fünfzehn.

„Armer Merz!" sagte er, während ein eigenes zufriedenes Lächeln über seine Züge flog; „da liegen die drei Fünfer so schön wie gemalt!"

„Bah, die sind abzuwerfen!" lachte aber Merz, den nichts destoweniger ein eigenes, unbehagliches Gefühl überkam. „'s ist freilich Unsinn — die ganze Geschichte, und wenn wir morgen früh wieder zu

Verstand kommen, werden wir nicht recht begreifen können, wie vernünftige Menschen etwas derartiges treiben konnten. Da wir's nun aber einmal angefangen haben, müssen wir es auch durchsetzen, und hier also ist mein Wurf — aufgepaßt!"

„Fünf — fünf — sechs! Beim Himmel, grad eins mehr! Merzchen, Merzchen, Ihr seid knapp daran hingefahren! Selig, ich erbiete mich, dem Leichenzug beizuwohnen!" riefen und jubelten die übermüthigen Trinker durcheinander. „Also Selig heißt der nächste Kandidat! Zum Henker, das ist auch ein ominöser Name!"

„Unsinn!" brummte aber der Weinhändler, der in diesem Augenblick vielleicht das beste Faß aus seinem Keller gegeben hätte, um nur nicht gerade der zu sein, den das Loos getroffen, der sich aber auch natürlich nicht die Idee eines derartigen Gefühles wollte merken lassen. „Ihr thut wahrhaftig, als ob ich dem klapperbeinigen Freund Hain schon mit Haut und Haar verfallen wäre! Heut über's Jahr werde ich Euch übrigens mit einem Korb Champagner beweisen, daß die Sache nicht so gefährlich war."

„Das soll ein Wort sein! Das soll ein Wort sein!" rief es durcheinander, und nur der Assessor Holler meinte trocken:

„Das Versprechen hat ihm die Todesangst ausgepreßt. Wenn Selig einen Korb Champagner zusagt, so glaub' ich wahrhaftig selber an das Orakel, denn das ist sicher nahe vor seinem Tode."

Alle lachten. Die Laune war aber durch die vorhergegangene Scene auch eine fast unnatürlich frohe geworden, und während sich Malwitz schon damit beschäftigte, eine neue Bowle zu brauen — ein Geschäft, das ihm jedesmal anvertraut wurde — suchte Selig in einem begonnenen Rundgesang über die Stimmung zu kommen, die sich seiner bemächtigt hatte. Er war in der That vollständig nüchtern geworden.

Desto mehr tranken und jubelten seine Genossen, die sich durch das Fallen der Würfel sicher fühlend, nur die angenehme Seite des Scherzes kennen lernten. Verschiedene Namen wurden in Vorschlag gebracht, wie der neue Klub heißen solle. Einige stimmten für „Todeskandidaten" — andere für „schwarze Garde" oder „Schicksalsbrüder" und was der tollen Namen mehr waren. Endlich entschloß man sich, auf Malwitz' Vorschlag, den Namen der „Dreizehner" anzunehmen, von denen sich jeder verbürgte, heute über ein Jahr in dem nemlichen Lokal, oder an einem sonst vorher durch den jetzigen Präsidenten Selig bekannt gemachten Ort zu erscheinen. Wie vorher bestimmt worden,

war Selig nemlich durch den niedrigsten Wurf auch zugleich Jahrespräsident der Gesellschaft geworden, und auf einen Antrag des Hauptmanns beschloß man noch außerdem festzustellen, daß, wenn irgend ein Mitglied der Gesellschaft durch Reisen oder Krankheit abgehalten sein sollte, der nächsten Versammlung beizuwohnen, es jedenfalls verpflichtet sei, einen Stellvertreter dafür einzusenden. Nur auf diese Art konnten natürlich die Dreizehn vollzählig erhalten werden.

Die jetzt herrschende, fast überlaute Fröhlichkeit war aber doch eigentlich nur eine künstlich gemachte, denn der Stoff, den sie sich zu ihrem Scherz gewählt, blieb zu ernst, wie recht sie auch immer haben mochten, einem blinden Volksaberglauben damit entgegenzutreten. Sie hatten nun einmal an die ehernen Schicksalspforten mit keckem Finger angepocht, und der leise zitternde Wiederhall, den das Klopfen gefunden, tönte in aller Herzen nach, wenn sie sich auch geschämt haben würden es zu gestehen.

Man trank stärker als es sonst vielleicht der Fall gewesen wäre, und schon gegen zwei Uhr, als die dritte Bowle geleert worden, brachen Einzelne auf, nach Hause zu gehen — nicht jedoch, ohne noch vorher verabredet zu haben, die Dreizehner-Verbindung keine

nur jährige sein zu lassen, sondern lieber allmonatlich zusammen zu kommen und einen vergnügten Abend zu feiern. Im Januar sollte dabei die erste sein, damit die letzte im December auch wieder die dreizehnte würde und dadurch ihrem Zweck noch vollständiger entspräche.

2.

Die also konstituirte Gesellschaft der „Dreizehner," deren keckes Spiel natürlich in den nächsten Tagen die Runde in der ganzen Stadt machte, hielt auch insofern an ihren Statuten fest, daß sie regelmäßig, wie damals bestimmt, in jedem Monat wieder zusammen kam.

Soviel jedoch den Winter über davon gesprochen wurde, so sehr verschwamm es, wie alles was den Reiz der Neuheit verliert, in den Sommermonaten, noch dazu, da viele der Mitglieder in dieser Zeit auf Reisen gingen, und es einige Schwierigkeit hatte, Stellvertreter für die Fehlenden zu liefern. Nichts destoweniger blieb die Gesellschaft vollzählig, und kein einziger Gesellschaftsabend wurde versäumt. Aber es war eben zuletzt eine Gesellschaft geworden wie jede andere, und man sprach nicht mehr davon, bis im

Spätherbst ein ungeahntes Ereigniß die Aufmerksamkeit der Stadt wieder lebhafter als je darauf hinlenkte.

Der Weinhändler Selig und der Buchhändler Merz erkrankten zu gleicher Zeit an einem ganz ähnlichen sehr hitzigen und bösartigen Fieber, das zuletzt einen sehr gefährlichen Charakter annahm und Beide mehrere Tage lang an den Rand des Grabes brachte. Selig besonders phantasirte stark und sprach fortwährend davon, daß er dem Tod verfallen sei und nicht wieder aufstehen könne, und die alten Damen der Residenz schüttelten sehr bedeutend die Köpfe und debattirten in besonders zu dem Zweck zusammenberufenen Kaffeegesellschaften, in denen aber die ominöse Zahl dreizehn ängstlich vermieden wurde, über das Frevelhafte solcher Wagnisse, mit denen man nicht Gott versuchen und dem Teufel den kleinen Finger bieten solle.

Die beiden Kranken erholten sich aber trotzdem wieder, und Selig, mit einer äußerst kräftigen Constitution, lud, kaum wieder hergestellt, die ganze Gesellschaft der Dreizehner zu sich ein, um seine Genesung in dem bewußten Korb Champagner zu feiern.

Das war am dreizehnten December. Am vierzehnten Morgens kam der Barbier zu Herrn Merz, und

während er ihn einseifte, fragte er ihn, ob er schon gehört, daß den Weinhändler Selig die Nacht der Schlag gerührt habe, und er gegen Morgen verschieden sei. Die Nachricht war nur zu sehr begründet. Selig, der vielleicht am vorhergegangenen Tag, trotz dem Verbot des Arztes, ein Glas mehr getrunken haben mochte, als sich mit seiner noch geschwächten Constitution vertrug, war einem neuen Anfall erlegen, und drei Tage später trug man ihn zu seiner letzten stillen Ruhestätte hinaus.

Die ganze Gesellschaft der Dreizehner ging natürlich mit zur Leiche und durfte draußen eine lange Strafpredigt des Geistlichen mit anhören, der ihnen das Sündhafte ihrer „frevlen Gesellschaft" — woraus er es herleitete, weiß ich nicht — vorhielt, und sich darüber freute, daß Gott ihnen ein solches Zeichen gegeben habe, welches ihnen hoffentlich zur Warnung dienen werde. An Herrn Merz, der dabei blutroth vor Aerger wurde, richtete er ganz speziell seine Worte, indem er ihm bewies, welch deutlichen Fingerzeig Gott ihm durch seine gefährliche Krankheit gegeben. Er trieb es auch in der That so arg, daß Herr Merz endlich seinen Hut aufsetzte und den Kirchhof verließ.

Malwitz und der Hauptmann von Hisko gingen zusammen nach Haus, als sie ihrem armen Freund

die „letzte Ehre“ erwiesen hatten, und nachdem sie eine Zeitlang schweigend neben einander hingeschritten waren, sagte der Hauptmann:

„Hm — das ist eigentlich eine alberne Geschichte, und war Wasser auf des Schwarzrocks Mühle. Wie er die Backen voll nahm!“

„Natürlich!“ bemerkte der Doktor. „Derartige Herren wissen, daß sie Niemand unterbrechen darf, wenn die Polizei die Sache nicht als Gotteslästerung betrachten soll, und dürfen deßhalb reden, was sie mögen. Daß eine solche, bei derartiger Gelegenheit an eine andere Person gerichtete Anrede weit eher den Namen Gotteslästerung verdiente, fällt ihnen dabei nicht ein. Uebrigens ist die ganze Stadt jetzt voll von unserm Auswürfeln!“

„Das läßt sich denken!“ meinte der Hauptmann, der die Hände auf dem Rücken, nachdenkend neben ihm herging. „Was Erwünschteres hätte den alten Klatschschwestern auch gar nicht kommen können. Es bleibt aber wirklich ein merkwürdiger Zufall, der noch dadurch verstärkt wird, daß gerade die zwei, welche die wenigsten Augen geworfen, beide so gefährlich und zu gleicher Zeit krank wurden, und Selig zuletzt gar sterben mußte. — Armer Teufel! Und er war noch vor

wenigen Tagen so glücklich, daß er die böse Krankheit hinter sich hatte!“

„Aber er war selber Schuld dran,“ behauptete der Doktor. „Ich habe ihn dringend gebeten, keinen Champagner zu trinken, ja ich war sogar noch an dem Morgen, ehe wir zusammenkamen, bei ihm und bat ihn die ganze Sache aufzuschieben, bis er sich wieder kräftiger fühle. Er hat nicht hören wollen.“ —

„Glauben Sie, Doktor, daß er sich in seiner Krankheit über die — nun über das Auswürfeln und sein Resultat etwa geängstigt hat?“ fragte da plötzlich der Hauptmann, indem er stehen blieb.

„Ja,“ sagte der Doktor nach kurzer Pause, „ich bin es fest überzeugt. Schon seine Fieberphantasieen beweisen das, wenn er es mir auch direkt nie eingestehen mochte. Es ist ihm schon das ganze Jahr ein unbehagliches Gefühl gewesen, und ich habe das bei jedem leichten Unwohlsein an ihm bemerkt.“

„So glauben Sie am Ende gar, daß solch ein kindischer Aberglaube mit die Ursache seines Todes gewesen sein könnte?“

„Die Ursache allerdings nicht, daß er aber dazu beigetragen hat, ihm in seiner Krankheit manche trübe Stunde zu machen, ist gewiß. Aufrichtig gesagt wollt ich, wir hätten die Geschichte gar nicht angefangen.“

„Da sie aber einmal angefangen ist," rief der Hauptmann rasch, indem er seinen Weg wieder an des Doktors Seite fortsetzte, „dürfen wir sie auch jetzt nicht aufgeben, wenigstens nicht dieses Jahr; wir hätten uns sonst auf das Entsetzlichste vor der ganzen Stadt blamirt und gerade das Entgegengesetzte erreicht, was wir erreichen wollten: den Aberglauben nämlich zu entkräften."

„Leider sehe auch ich das ein," bestätigte Malwitz. „Was wir begonnen haben, müssen wir ausführen, bis wir uns eben mit Ehren zurückziehen können. Uebrigens ist es ein altes Sprichwort, daß ein Blitz nie zweimal in dieselbe Stelle schlägt, und das zweitemal wird der Zufall nicht sein so fatales, wie neckisches Spiel wieder mit uns treiben."

„Wenn uns nur nicht Einige von der Gesellschaft abspringen!"

„Wenn sie es thun," sagte der Doktor, dem der Gedanke keineswegs unangenehm schien, „so brauchen wir Andern uns keine Vorwürfe zu machen und — machen zu lassen, aber — ich glaube es nicht. Merz wäre vielleicht der Einzige, und für den tritt leicht ein Anderer ein, und an des armen Seligs Stelle hat sich schon Lieutenant Vollberg angetragen."

„Also am Sylvesterabend kommen wir im alten Lokal zusammen?"

„Wie immer — um diesmal auch einen neuen Präsidenten zu erwählen."

„So adieu, Doktor! Auf Wiedersehen!"

Die verschiedenen Clubmitglieder begegneten einander in dieser Woche nicht mehr; nur der Doktor traf mit Einigen zusammen, da das nahe Weihnachtsfest ihre Zeit in Anspruch nahm und sie großentheils in ihren Familien fesselte.

Am 31. December Abends vereinigte der zu ihrer Zusammenkunft festgesetzte Sylvester aber alle wieder, und die jungen Leute hatten sogar verschiedene Einladungen zu veranstalteten Bällen abgelehnt, um nur nicht bei den „Dreizehnern" zu fehlen. Es war für sie zur Ehrensache geworden, und keiner wollte den Verdacht gegen sich aufsteigen lassen, daß er durch den eigenthümlichen Todesfall des armen Selig von der weiteren Theilnahme an dem unheimlichen Auswürfeln abgeschreckt sei. Ja manche Andere, die durch das Abenteuerliche der Sache angelockt wurden, hatten sich sogar schon zu neuen Mitgliedern vorschlagen lassen, falls einer oder der andere der „Dreizehner" zurücktreten würde.

So saß denn um zehn Uhr Abends, die gewöhn-

liche Stunde der Zusammenkunft, die Gesellschaft wieder vollzählig um den runden Tisch, und nach einer kurzen ernsten Anrede des Doktors über den fehlenden hingeschiedenen Freund, herrschte bald wieder die alte gewohnte Fröhlichkeit. Selbst Merz erklärte dabei, daß er jetzt fest entschlossen wäre, bis zum letzten Mann bei ihnen auszuhalten, weil eben die Kopfhänger die Nasen gar so entsetzlich darüber rümpften. Die Leichenpredigt hatte ihn so erbittert, daß er sich mit Vergnügen noch etwas viel Tollerem als dem Auswürfeln eines Dreizehnten angeschlossen hätte.

So kam Mitternacht heran und mit der Bowle das fröhliche neue Jahr. Aber merkwürdigerweise war die Gesellschaft heut um diese Stunde lange nicht so laut und heiter wie sonst. Auf des Doktors Verlangen hatte der Kellner schon mit den Punschgläsern die verhängnißvollen Würfel gebracht und neben die Bowle gelegt, und der Hauptmann, der heute weit mäßiger der Flasche zugesprochen, als sonst bei ähnlichen Gelegenheiten, nahm sie wieder auf, wie das erstemal, aber er ließ die frühere Beschwörung weg und sagte, sich in kurzer Anrede an die Gesellschaft wendend:

„Meine Herren! Sie alle wissen wie ernst und traurig unser vorjähriger Scherz abgelaufen ist, oder welche Deutung ihm wenigstens der abergläubische

Theil des Publikums gegeben hat. Wir sind aber alle hier vernünftig genug, das Schicksal bei dem, was den armen Selig betroffen, aus dem Spiel zu lassen, und was früher in der That nur wohl ein toller Sylvesterscherz gewesen, wird jetzt zum Ernst, da es sich nicht mehr um unsere kleine geschlossene Gesellschaft, sondern um die Zuschauer handelt, die sich durch ihr etwas rasch gegebenes Urtheil daran betheiligt haben. Ob wir es nächstes Jahr noch erneuern, hängt von uns selber ab; dies Jahr müssen wir aber den Dreizehnten wieder auswürfeln, nur um der gar so entsetzlich frommen Welt dadurch zu beweisen, was es mit ihren Prophezeihungen für eine Bewandtniß hat. — Wie voriges Jahr will ich auch heute den Anfang machen. Vorher aber bitte ich Sie um Ihr Ehrenwort, den Namen des Ausgewürfelten dem Publikum gegenüber streng zu verschweigen, damit keine unnöthigen Neckereien oder Reden vorfallen. Sind Sie das zufrieden?"

„Ja — ja wohl! Das ist recht!" riefen die Gäste durcheinander. „Es braucht niemand den Namen des Dreizehnten weiter zu wissen als wir selber."

„Schön!" sagte der Hauptmann; „es versteht sich dann auch von selbst, daß der Ausgewürfelte nicht wieder Präsident wird, um uns nicht selber zu ver-

rathen, und ich schlage deßhalb unsern alten Präsidenten Malwitz zum neuen vor. Ebenso werden die Kellner so gut sein und das Zimmer verlassen, bis wir gewürfelt haben."

Von den Kellnern hatten sich in der That schon so viele, wie nur irgend in dem Augenblick abkommen konnten, hier versammelt, um Zeugen dieses eigenthümlichen Auswürfelns zu sein. Der eben gemachte Vorschlag kam ihnen deßhalb auch nicht im geringsten gelegen. Der direkten Aufforderung mußten sie aber folgen, und der Hauptmann ging langsam hinter ihnen her und verschloß die Thür.

Die Kellner indessen, nicht gesonnen sich so ohne weiteres von einem Geheimniß ausgeschlossen zu sehen, an dem sie alle das größte Interesse nahmen, besetzten so heimlich es irgend geschehen konnte, die verschiedenen Thüren, um dort dem Ausrufen der gefallenen Augen zu horchen, und danach vielleicht den erwürfelten Dreizehnten zu errathen — aber es half ihnen nichts.

Nur nach dem ersten Wurf rief Einer — es war Herr Merz —: „Wieder dreizehn — bei Gott!"

„Frieden, meine Herren!" bat aber der Hauptmann. „Sie können sich darauf verlassen, daß an den verschiedenen Thüren ebensoviel verschiedene Ohren

liegen, wie wir Kellner hier im Zimmer hatten. Ich werde die fallenden Augen notiren." — Dann war alles ruhig, und das Klappern der Würfel ausgenommen, unterbrach kein Laut, kein Wort die Todtenstille im Zimmer. —

Plötzlich klangen die Gläser wieder, und in demselben Augenblick kamen eine Masse neuer Gäste die Treppe herauf, die alle nach dem Zimmer der Dreizehner fragten.

„Bitte um Verzeihung," sagte der Oberkellner, „die Herren haben sich eingeschlossen — sie würfeln gerade — und lassen niemand hinein."

„Ist schon alles vorüber!" rief aber der Hauptmann, der sich diese Ueberraschung ausgedacht und sie eingeleitet hatte, indem er die verschiedenen Bekannten der Dreizehner pünktlich 15 Minuten nach zwölf in ihr Lokal bestellte. Sie kamen auch alle gern; denn neugierig geworden, hofften sie natürlich das herausgestellte Resultat dadurch am rascheften zu erfahren.

„Prost Neujahr, prost Neujahr!" brachen sie jetzt über die kleine Gesellschaft herein, und schon bestellte Bowlen und Gläser erschienen in demselben Augenblick, ihnen den Willkomm zu zutrinken. Zu gleicher Zeit öffneten sich die beiden Flügel der einen Thür,

und ein dort aufgestelltes Musikchor begann seine fröhliche Weise.

„Wir alle fast," rief da der Hauptmann, „haben heute ein oder den andern Ball ausgeschlagen, um unsere Gesellschaft nicht zu versäumen, aber darum wollen wir den Leuten in der Stadt doch beweisen, daß die Dreizehner auch lustig sein können. Hurrah, jetzt tanzen wir ins neue Jahr hinein!"

„Aber wer wird dieses Jahr der Unglücksvogel?" fragte eine der Damen, die ihre Neugierde nicht länger bezähmen konnte.

„Das, mein gnädiges Fräulein," lachte jedoch der Hauptmann, „werden Sie freilich erst am nächsten Sylvester erfahren."

„Am nächsten Sylvester? So haben Sie gar nicht gewürfelt?" fragte die Dame enttäuscht.

„Oh doch!" lautete die lachende Antwort, „aber auch unser Ehrenwort gegeben, den Glücklichen nicht zu verrathen, bis seine Zeit abgelaufen ist. Doch jetzt keine Minute mehr versäumt, denn wir haben den ganzen Abend nachzuholen. Darf ich um Ihren Arm bitten?"

„Aber Sie werden uns doch wenigstens —"

„Zum Tanz, zum Tanz!" jubelte der Hauptmann, und die Dreizehner, denen nichts hätte erwünschter

kommen können, als diese fröhliche Unterbrechung der letzten Scene, sprangen rasch auf die Damen zu, so daß im nächsten Augenblick, während die Kellner nur die Tische bei Seite rückten, die muntern Paare lustig den Saal durchflogen.

Die neuen Gäste, und besonders die Damen, gaben sich allerdings noch an dem Abend alle nur erdenkliche Mühe, den „Dreizehnten" unter den Dreizehnern herauszubekommen, aber vergeblich. Die Männer hatten nicht allein ihr Wort gegeben, sondern auch ihr eigenes Interesse dabei, daß eben der Ausgewürfelte nicht im Publikum bekannt würde, und hielten sich deßhalb, allen Anfechtungen zum Trotz, tapfer. Durch diesen eigenen Reiz jedoch, den das Geheimnißvolle gab, wurde die Stimmung auch eine ganz außergewöhnlich lebhafte, und schon dämmerte im fernen Osten der erste Januar, ehe die fast übermüthig fröhliche Gesellschaft nur an den Aufbruch dachte.

3.

Waren übrigens die älteren Damen der Residenz schon im vorigen Jahr in Aufregung gerathen, als sie von dem „frevelhaften Würfeln" Kunde erhielten, so

sollte sich in diesem Jahr ihre Entrüstung noch steigern, als man ihnen nun gar den Namen des sogenannten Todeskandidaten vorenthielt. Im Anfang bezweifelten sie allerdings die ganze unheilige Ceremonie, worin sie noch bestärkt wurden, als sie erfuhren, daß die „Dreizehner" an jenem Abend getanzt hätten — also jedenfalls mehr als dreizehn Personen gewesen sein mußten. Einige peinlich verhörte Kellner gestanden aber das Factum, denn die Würfel hatten sie mit ihren eigenen Ohren fallen hören, wenn sie sich auch nicht im Stande befanden, weiteres darüber zu berichten. Der eine Kellner, ein junger, durchtriebener Bursch, konnte allerdings einem, lockend an die Angel gesteckten Fünfthalerschein nicht widerstehen und denuncirte eines der Mitglieder — den Buchhändler Merz — unter dem Siegel des strengsten Geheimnisses — als Todeskandidaten. Nähere Beobachtung stellte aber heraus, daß Herr Merz im ganzen vorigen Jahr nicht so vergnügt und heiter gewesen sei, wie in diesen wenigen Tagen, und den einzigen Trost, den die leichtsinnige Verschleuderin des Fünfthalerscheins für ihr schweres Geld erhielt, war der, zu wissen, daß Herr Merz keinesfalls der unglückliche Dreizehnte sein könne, und daß sie der Kellner nichtswürdig betrogen habe.

Es würden übrigens Bände dazu gehören, alle die verschiedenen Versuche aufzuzählen, die gemacht wurden, die Mitglieder des Klubs einzeln zu bestechen und zu einem Treubruch an ihren Kameraden zu verleiten — doch alle vergebens. Das Einzige, was man herausbekam, war, daß Hauptmann von Hisko den Antrag auf tiefes Stillschweigen gestellt und den Uebrigen das Ehrenwort darauf abgenommen habe, und darüber schienen die Damen einig, daß der Hauptmann von Hisko der größte nur denkbare Egoist sein müsse.

So vergingen wieder drei Viertel Jahr, ohne daß irgend ein auffallendes Ereigniß die Bewohner der Residenz erregt oder besonders interessirt hätte, die Politik ausgenommen, die auch hierher ihre Fäden spann und das Lager in verschiedene Parteien theilte. Deutschland begann damals sich einer freisinnigen Richtung zuzuneigen, und Civil und Militär gerieth dabei einigemale in Conflikte, die aber doch noch immer — einige Schlägereien zwischen Bürgern und Soldaten abgerechnet — so ziemlich gütlich beigelegt wurden. Die Reibereien hörten jedoch nicht auf, und eines Abends im Theater — es war Anfang December — bekam Lieutenant Vollberg Streit mit einem Referendar von Zehlen, der mit einer Ausforderung endigte.

Die Sache war indessen ruchbar geworden und die beiden Gegner fuhren deßhalb mit ihren Sekundanten und einem Arzt zur nahen Grenze, um sich einander mit einigen Kugeln zu beweisen, daß sie alle Beide in ihrem Rechte wären.

So unbedeutend die Ursache des Streites freilich gewesen war, so ernst endete er. Lieutenant Vollberg wurde in die Brust geschossen, und während sich sein Gegner durch die Flucht jeder weiteren Verantwortung entzog, trugen Abends eine Anzahl Bauern aus dem nächsten Dorf den schwer Verwundeten in seine Garnison zurück.

Das so fatal ausgelaufene Duell zweier in der ganzen Stadt beliebten und geachteten jungen Leute machte allerdings schon an und für sich Aufsehen, noch dazu, da man wußte, daß die tiefer gehenden Fragen der Gegenwart die Veranlassung dazu gegeben. Aber selbst dies wurde durch die rasch verbreitete Kunde in den Hintergrund gedrängt, daß man erfuhr, Lieutenant Vollberg gehöre mit zu den Dreizehnern und sei jedenfalls der, den in der vorigen Sylvesternacht das Loos durch die Würfel getroffen.

Ueber sein Schicksal sollten die Bewohner der Residenz, so wenig sie von dem Uebrigen erfuhren, aber nicht lange in Zweifel bleiben. Die herzugeru-

fenen Aerzte erklärten die Wunde für unrettbar tödt-
lich; der Verwundete kam auch in der That kaum
mehr recht zur Besinnung, und am vierten Tag durch-
lief die Kunde die Stadt, daß Lieutenant Vollberg in
der letzten Nacht gestorben sei.

An dem nemlichen Morgen trat Hauptmann von
Hisko in Doktor Malwitz' Zimmer.

„Haben Sie es schon gehört, Doktor?"

„Ich habe eben die Nachricht erhalten. Es ist
eigenthümlich."

Der Hauptmann schwieg und ging eine Zeitlang
mit untergeschlagenen Armen in dem Zimmer des
Doktors auf und ab. Endlich blieb er vor diesem
stehen und sagte ruhig:

„Wissen Sie, wer sich am nächsten Sylvester von
uns auswürfeln wird?" — Der Doktor sah erstaunt
zu ihm auf.

„Das ist schwer schon jetzt zu bestimmen," versetzte
er endlich achselzuckend; „Sie meinen wohl den, der
für unsern armen Lieutenant eintritt?"

„Nein," sagte der Hauptmann, „ich!"

„Sie?"

„Allerdings, und nicht allein das; ich weiß auch,
daß ich im nächsten Jahre sterben werde."

Der Doktor sah den Mann erstaunt an, und jetzt erst fiel ihm dessen blasse Gesichtsfarbe, der ernste Ausdruck seiner Züge wirklich auf.

„Sie scherzen, bester Hauptmann," lachte er aber; „wer, um Gotteswillen, hat Ihnen diese Thorheiten in den Kopf gesetzt?"

„Es ist mehr als das, Doktor," versicherte ihn jedoch der Offizier, „und Sie trauen mir gewiß zu, daß ich mich nicht vor dem Tode fürchte, aber — ich weiß es."

„Mein bester Hauptmann," suchte der Arzt jetzt die Sache in das Scherzhafte hinüber zu ziehen, „Ihr eigenes Interesse dabei ganz abgerechnet, dürften Sie das schon nicht einmal unserer Gesellschaft zu Leide thun. Wir wollen Sie nicht verlieren."

„Glauben Sie an Ahnungen, Doktor?" fragte aber der Hauptmann zurück, ohne auf den Scherz einzugehen.

„Mein lieber Freund," erwiderte da der Arzt, ebenfalls ernster werdend, „das ist allerdings ein Kapitel, bei dem wir mit unserer einfachen und hausbackenen Vernunft nicht immer durchkommen. Ich kann nicht gerade sagen, daß ich an Ahnungen glaube, aber — ich bin auch nicht im Stande, sie ganz abzuleugnen. Daß es Wesen gibt, die wir mit unseren

gröberen Sinnen nicht wahrnehmen können, werde ich wenigstens nie zu leugnen versuchen, denn wo nicht der unbedeutendste Raum in der ganzen körperlichen Welt leer und unbenutzt liegt, wo jeder Wassertropfen ein kleines, wie in sich abgeschlossenes Heer von Geschöpfen umschließt, können wir nicht gut annehmen, daß der ganze ungeheure, unermessene Luftraum leer und unbevölkert liegen sollte. Ob aber diese Wesen irgend einen Einfluß auf uns Sterbliche auszuüben fähig sind, ob sie in unser Leben auf irgend eine Weise eingreifen können und mögen, das ist eine andere Frage, deren Beantwortung vielleicht späteren Generationen vorbehalten bleibt. Es begegnet uns im Leben allerdings manches Seltsame, manches, was wir nicht gleich fassen und begreifen können, und unser eigener Geist ist dabei ein solches Wunderwerk der Schöpfung, daß wir mit dem noch nicht einmal im Klaren sind. Die Bilder, die er sich, ganz unabhängig von unserem eigenen Willen, im Traume oder in irgend einer Krankheit aufbaut, kann er wohl auch einmal im wachenden Zustand bringen. Daß wir diese aber nicht zu sehr die Oberhand über uns gewinnen lassen, das muß unsere Sorge sein, wenn wir nicht – das Schlimmste für uns selber fürchten sollen."

Der Hauptmann hatte sich auf einen Stuhl gesetzt

und sah, den rechten Arm über die Lehne desselben hängend, stier vor sich nieder. Als der Doktor aber schwieg, sagte er lächelnd, ohne jedoch den Blick vom Boden zu nehmen:

„Sie meinen, Doktor, daß wir nicht geisteskrank oder — mit einem Wort — verrückt werden mögen."

„Das Wort „geisteskrank" ist, glaube ich, der richtige Ausdruck," bestätigte der Doktor, „wenn auch eine Krankheit den Geist, ein unkörperliches Wesen, natürlich anders affizirt wie einen Körper. Wir können dabei aber auch sehr viel selber thun, denn wie wir unsern Körper vor übergroßer Anstrengung oder vor gänzlichem „sich gehen lassen" in acht nehmen müssen, so ist es mit dem Geist ebenso der Fall. Frische gesunde Beschäftigung ist beiden nicht allein nützlich, sondern auch nothwendig. Sehr gefährlich ist aber — für Geist wie Körper, denn beide leiden zu gleichen Theilen darunter — eine sogenannte „fixe Idee," wenn sie sich an etwas Unwesenhaftes bindet, und das einfachste Mittel dagegen bleibt immer, unserem klaren Verstand sein volles Recht über derartige „Einbildungen" anzuweisen."

„Und wenn es keine Einbildung wäre?"

„So sagen Sie mir klar und offen, was Sie haben, und ich will Ihnen klar und offen darauf antworten."

„Bah, es ist Unsinn, Doktor!“ rief aber der Hauptmann, von seinem Stuhl wieder aufspringend, „blanker, baarer Unsinn, und muß mir jedenfalls im Blut liegen! Aderlassen und Schröpfen thäte da vielleicht gut.“

„Sie weichen mir aus.“

„Ich? — Nein; ich könnte Ihnen aber wahrhaftig nichts Bestimmtes angeben, oder ich müßte Ihnen sonst eine lang begrabene, vergessene und entsetzlich langweilige Geschichte vorher erzählen, wozu ich keine Lust und Sie keine Zeit haben. Was ich Ihnen da sagte, beruht auch mehr auf einem dunklen Gefühl, kann sogar noch immer Täuschung sein, weßhalb ich auch erst eine weitere Bestätigung abwarten will. Vielleicht vergeht es wieder.“

„Wenn es aber nicht vergeht?“ — Der Hauptmann sah den Doktor rasch und wie erschreckt an.

„Hören Sie, lieber Hauptmann, ich will Ihnen etwas sagen,“ fuhr da der Doktor, freundlich seine Hand auf dessen Arm legend, mit ernster, aber theilnehmender Stimme fort. „Ich bin Arzt und darf deßhalb aufrichtig und ehrlich mit Ihnen reden, ohne daß Sie meinen Worten einen andern Sinn unterlegen können.“

„Sie machen eine lange Vorrede!“

„Weil ich Ihnen einen Rath geben will, der — Ihnen vielleicht nicht gefällt, den ich Ihnen aber trotzdem dringend ans Herz legen möchte. Doch ich will mich kurz fassen. Mit diesen Ideen und Phantasieen, die sich jetzt in Ihrem Geist festgesetzt haben, möchte ich Sie inständigst bitten — den Dreizehnern nicht wieder beizuwohnen.“

„Doktor!“ rief der Hauptmann und sein Gesicht wurde aschenbleich, „ich bin Offizier!“

„Mißverstehen Sie mich nicht,“ sagte der Doktor rasch. „Daß es Ihnen an persönlichem Muthe fehlt, irgend einem Gegner zu stehen, wäre ich der Letzte zu bezweifeln, denn ich gerade habe Gelegenheit gehabt zu sehen, wie kaltblütig Sie vor vier Jahren jenem höchst mißlichen Duell entgegen gingen und wie ehrenvoll Sie sich dabei benahmen; aber das hier ist etwas Anderes. Ist Ihr Geist einmal so aufgeregt, daß Sie sich schon jetzt mit solchen Gedanken herumtragen, so muß unsere muthwillige Gesellschaft die Stärke dieser Gefühle nothwendig noch vermehren. Durch unsern Scherz — sagen Sie dawider, was Sie wollen — sind wir jenem möglichen und von der Menge adoptirten Glauben an eine Geisterwelt feindlich, wenigstens trotzig entgegengetreten, und das können wir mit Leichtigkeit durchführen, so lange wir uns selber

diese Ueberzeugung wahren. Räumen Sie aber außerirdischen Mächten nur die geringste Gewalt über Ihren Geist ein, daß dieser sich nicht mehr vorurtheilsfrei bewegen kann, so gerathen Sie dadurch nicht allein in einen sehr mißlichen, nein auch sehr gefährlichen Conflikt, dem Sie sich nicht aussetzen dürfen."

„Aber glauben Sie ernstlich, Doktor, daß ich je daran denken könnte, mich dem albernen Aberglauben der Menge mit dem Dreizehnten anzuschließen?"

„Sie werden es allerdings nie, nicht einmal sich selber eingestehn, aber Ihre Seele ist nicht mehr frei. Die Ahnung an Ihren Tod im nächsten Jahr — wie anders können Sie es nennen als einen Aberglauben? Lassen Sie dann wirklich zufällig die Würfel für sich nachtheilig fallen und Sie haben in Ihrem Geist die Ueberzeugung, daß Ihr Gefühl wahr gesprochen, nur unrettbar befestigt."

„Und was thäte das?" meinte der Hauptmann finster. „Ich werde dem, was mir bevorsteht, fest und kaltblütig entgegengehen."

„Daran zweifle ich keinen Augenblick," versetzte der Arzt, „aber sagen Sie sich selber nur, welches trübe unbehagliche Jahr Ihnen dann bevorstände!"

„Nicht im Geringsten!"

„Leugnen Sie es, so viel Sie wollen, Sie würden

es mit dem besten Willen doch nicht ändern können. Eine solche „fixe Idee“ ist ein gar merkwürdig furchtbar Ding, und wir sollten sie um Gotteswillen nicht zu leicht — nicht zu leichtsinnig nehmen!“

Der Hauptmann war wie vorher mit raschen Schritten und fest verschränkten Armen im Zimmer auf und ab gegangen. Endlich blieb er wieder vor dem Doktor stehn und sagte:

„Lassen Sie mich ruhig meinen Weg gehn, Doktor, denn ich fühle mich dem, was ich übernommen habe, gewachsen. Uebrigens könnte ich nichts daran ändern, selbst wenn ich wollte. Träte ich jetzt von der Gesellschaft zurück, so erführen es jedenfalls meine Kameraden, und der Neckerei wäre kein Ende — und erführen sie es selbst nicht — ich möchte mir selber nicht den Vorwurf machen können, irgend einer Gefahr, und sei sie noch so eingebildet, ausgewichen zu sein.“

„Aber bester Hauptmann!“

„Reden Sie mir nicht dagegen, Doktor, so gut Sie es meinen. Ich bin fest entschlossen.“

„Dann allerdings wäre jedes weitere Wort nutzlos. In dem Fall aber thun Sie mir die Liebe und arbeiten Sie ernstlich an sich, dieses unseligen Gedankens los und ledig zu werden. Sie sagen selber, daß

es Unsinn sei; geben Sie sich auch Mühe, ihn als solchen zu betrachten. Der Zufall hat uns überdies schon jetzt zweimal einen wunderlichen Streich gespielt."

„Der Zufall? — Ja!" sagte der Hauptmann nachdenkend, „es kann nur ein Zufall gewesen sein! — Nein Doktor," unterbrach er sich aber plötzlich lachend, „sehn Sie mich nicht so besorgt an; die Sache ist lange nicht so schlimm, wie Sie denken. Diesem Zufall zum Trotz wollen wir wieder einen ganz fidelen Sylvester feiern, und dann doch einmal sehn, ob die todten Würfel noch einmal den Rechten treffen. Komisch bliebe es freilich immer."

„Mir kommt jetzt die ganze Sache beinahe vor," meinte der Doktor, „als ob wir mit uns selber Komödie spielten, denn während wir das Ganze sämmtlich für Thorheit halten, betreiben wir es doch so ernst als möglich. Aber es kann nichts weiter helfen; wir müssen es durchführen; die Stadt ist übrigens voll davon."

„Das ließ sich denken," bemerkte der Hauptmann gleichgültig, „und war nur Wasser auf ihre Kaffeemühlen. — Die ganze Gesellschaft geht doch wieder mit zur Leiche?"

„Dadurch bestätigen wir aber nur, daß er wirklich der Ausgewürfelte war."

„Bah, als ob das nicht schon ohnedies jedes Kind auf der Straße wüßte! Ueberdies würde unsere Gesellschaft doch wohl mit jedem Mitglied gehen."

„Sie haben recht," sagte der Doktor schnell. „Armer Vollberg, so jung und blühend, und so rasch dahingerafft! Ich fürchte, wir werden dieses Jahr keinen so fröhlichen Sylvester haben, wie der letzte war!" —

„Und warum nicht?" fragte der Hauptmann leichthin. „Wir tanzen jedenfalls wieder, und laden Sie nur ebenfalls fleißig Gäste ein. Voriges Jahr mußte ich ja alles allein besorgen, weil es eine Ueberraschung werden sollte. Besonders schaffen Sie Damen herzu; Herren werde ich schon genug mitbringen."

„Und wer wird für Vollberg eintreten?"

„Es haben sich heute schon vier Offiziere bei mir gemeldet," antwortete der Hauptmann. „Ich rieth ihnen, das Loos unter sich entscheiden zu lassen."

„Sehr gut, da wäre also unsere Gesellschaft rekrutirt."

„Haben Sie keine Angst," lachte der Hauptmann, „das Offizierkorps allein hält sie über Wasser, wenn uns alle Anderen fehlen sollten. Die Burschen sind ganz versessen auf das Geheimnißvolle unseres Trei=

bens. Apropos — das, was ich Ihnen vorhin gesagt, bleibt ebenfalls unter uns."

„Mein Wort darauf."

„Das genügt — und nun guten Morgen, Doktor — ich muß zur Parade."

Lieutenant Vollberg war beerdigt worden, und wieder rückte die Sylvesternacht heran, die unsere Freunde zum drittenmale als „Dreizehner" versammelte. Wider des Doktors Erwarten war aber Hauptmann von Hisko an dem Abend heiterer als je, und wenn ja ein trüber Geist früher seine Seele bedrückt haben mochte, schien derselbe an diesem Abend wenigstens völlig von ihm gewichen.

Zum Andenken des aus ihrer Mitte Geschiedenen wurden allerdings ein paar ernste Worte gesprochen, dann aber nahm die Unterhaltung auch augenblicklich wieder ihren gewohnten fröhlichen Gang, und die zwölfte Stunde rückte rasch heran. Wie im vorigen Jahr beschloß man indessen, das Auswürfeln vor allen fremden Elementen — den Kellnern — wieder geheim zu halten, und als die Würfel gebracht waren, mußten jene sich entfernen.

„Meine Herren," sagte da der Hauptmann, indem er den verhängnißvollen Becher in die Hand nahm, „ich habe die beiden vorigen Male den Anfang gemacht und kann mich auch eigentlich — wenn wir der Sache genau nachforschen wollen — als den Vater dieser ehrenwerthen Gesellschaft betrachten. Erlauben Sie mir also deßhalb, daß ich auch heute wieder beginne. Leider," fuhr er ernster werdend fort, „hat ein unglücklicher Zufall uns bis jetzt das Vergnügen versagt, des albernen Vorurtheils der Dreizehner lachen zu können, denn wie Sie wissen, sind die beiden wackeren Mitglieder unserer Gesellschaft, die in zwei aufeinander folgenden Jahren das Loos traf, viel zu früh für die Ihrigen — für uns, von hier abberufen worden. In diesem Jahr dürfen wir aber hoffen, das Versäumte nachzuholen, wonach sich die Gesellschaft dann mit dem erreichten Zweck: nemlich zu beweisen, daß von Dreizehnen nicht immer jemand sterben müsse — natürlich auflöst. Auf daß also dieses das letztemal sei, daß wir als Dreizehner hier zusammen kommen, schüttle ich die Würfel und wünsche nur, daß ich der Glückliche sein möge, der, wie er die Gesellschaft erschaffen hat, sie auch wieder triumphirend zerstört. Also Doktor, haben Sie Ihren Bleistift bei der Hand? denn keine Ausrufungen, meine

Herren, wenn ich bitten darf — die Thüren haben hier Ohren!“

„Es ist alles in Ordnung, Hauptmann, fangen Sie an!“

Der Hauptmann schüttelte den Becher und ein eigenthümliches Lächeln zuckte dabei um seine Lippen. Im nächsten Augenblick fielen die Würfel, und: — „Drei!“ flüsterte fast unwillkürlich jeder leise vor sich hin.

Der Doktor warf einen ängstlich forschenden Blick auf den Hauptmann, und seinem scharfen Auge konnte die Todtenblässe nicht entgehn, die für einen Moment die Züge des Offiziers bedeckte. Aber es war auch wirklich nur ein Moment, denn lachend sagte Hisko gleich darauf:

„Das war ein vortrefflicher Wurf — ein Pasch! — Doktor, jetzt ist die Reihe an Ihnen.“

Der Doktor nahm die Würfel und warf fünfzehn, aber er hatte den Bleistift neben sich hingelegt. Er brauchte nichts weiter zu notiren, denn den Hauptmann warf keiner von allen ab.

Kein Wort wurde mehr gesprochen, kein Laut gehört, und nur wie der letzte Wurf gefallen war, ging der Hauptmann zur Thür, riegelte sie auf, und plötz-

lich traten ein paar Kellner mit einem großen Korb Champagner ein.

„Der Korb, meine Herren," rief da der Hauptmann, „hat draußen den ganzen Abend im Schnee gestanden und ist vollkommen abgekühlt. Uebrigens enthält er nicht 25, sondern 26 Flaschen, und mit diesen „doppelten Dreizehnern" wollen wir jetzt, jeder mit zweien bewaffnet, in den Saal marschiren, wo uns unsere Gäste diesmal schon erwarten, denn heute genügt uns unsere Räumlichkeit nicht mehr."

„Aber Hauptmann!" riefen ein paar der Herren erstaunt aus, „Sie haben ja heute einen entsetzlich splendiden Tag!"

„Man soll ein gutes Werk nie aufschieben!" lachte aber der Hauptmann, „und ich denke, mit dieser Batterie werden wir unsere Hülfstruppen drüben von unserer Unbesiegbarkeit im Nu überzeugen!"

4.

In der ganzen Stadt war man am nächsten Tag der festen Ueberzeugung, daß die „Dreizehner" noch nie einen fröhlicheren Sylvester begangen hätten, als diesen. Das aber konnte den gesetzten weiblichen Theil der Bevölkerung nur in dem Richterspruch bekräftigen,

daß die „Dreizehner" noch nie weniger Ursache dazu gehabt hätten, und die ganze Gesellschaft ein klares und direktes „Gottesleugnen," ein „frevelhaftes Beginnen" von Anfang bis zu Ende sei und eben auch noch ein entsetzliches Ende nehmen müsse. Einige begriffen sogar nicht, daß die Polizei nur so etwas dulde; und dann noch zu springen und zu tanzen, wo das arme junge Blut, dessen Todesursache sie doch jedenfalls gewesen, kaum unter der Erde kalt geworden wäre!

Außerdem war der Ausgewürfelte wieder hartnäckig verheimlicht worden — aber diesmal hielt es die Gesellschaft nicht für schwer, ihn zu errathen, denn keiner hatte den ganzen Abend — trotz aller Mühe, die er sich zum Gegentheil gegeben — so ernst und oft zerstreut dreingeschaut wie — Doktor Malwitz. Selbst der Hauptmann in seiner Ausgelassenheit vermochte ihn nur auf Momente aus dieser trüben Stimmung aufzurütteln, und erst als er merkte, daß er die Aufmerksamkeit der übrigen Gäste auf sich zog, bezwang er sich gewaltsam und versuchte wenigstens heiter zu sein, wenn es ihm auch nicht gelang.

„Der arme Doktor!" flüsterten die Damen untereinander; „er hat die wenigsten Augen geworfen, und jetzt reut ihn gewiß der leichtsinnige Uebermuth. Es

ist ja doch auch nur ein Frevel, ein solches Spiel mit dem Schicksal zu treiben. Ich fürchte, ich fürchte, ehe das Jahr vergeht, werden wir die Gewißheit durch einen neuen Leichenzug bekommen!"

Ueber die Wahrheit ihrer Vermuthung waren die Leute übrigens vollständig einig, und schon am nächsten Tag lief in der Stadt das Gerücht von Mund zu Munde: „Doktor Malwitz sei für dieses Jahr der Todeskandidat der Dreizehner."

Der Doktor hörte natürlich sogleich davon, aber er widersprach nicht — es würde ihm auch nichts geholfen haben — sondern ließ die Leute eben reden, ging nach wie vor seinen Geschäften nach und zeigte in seinem Benehmen nicht die mindeste Veränderung. Aber den Neujahrsabend vergaß man ihm doch nicht, und wenn man ihm weiter nichts anmerken konnte, brachte er das Publikum nur zu dem Schluß: daß er die fatale Sache wie ein kluger Mann auf die leichte Achsel nehme.

Die Dreizehner selber wußten allerdings besser, wen das Loos getroffen, aber auch Hauptmann von Hisko benahm sich vollständig gleich, und doch hätte ein genauerer Beobachter wohl eine große Veränderung in seinem ganzen Wesen bemerken können. Einen solchen aber fürchtete er nur in dem Doktor,

und wich ihm, da er es selber fühlen mochte, sorgfältig aus.

Hauptmann von Hisko war in der That ein anderer Mensch geworden, und seine Untergebenen bemerkten das zuerst. Früher oft rauh, ja nicht selten hart, wenn auch nie ungerecht gegen sie, schien sich sein Charakter plötzlich auffallend gemildert zu haben. Er fluchte und schalt nicht mehr, und manchen Fehler, den er früher sicherlich nicht ungeahndet gelassen hätte, übersah er jetzt oder rügte ihn nur mit ein paar freundlich ernsten Worten. Die Unteroffiziere kannten ihren Vorgesetzten gar nicht wieder. Auch die Abende, die er früher fast stets in lustiger, oft wilder Gesellschaft verbrachte, widmete er jetzt mehr ernsteren Beschäftigungen. Er arbeitete fleißig und las viel auf seinem Zimmer, wobei er sich jedoch stets einschloß, und zog sich deßhalb mehr und mehr von seinen Kameraden zurück, ohne jedoch dabei im mindesten ein Kopfhänger zu werden. So frisch und kräftig sich aber auch vielleicht sein Geist befand, so sehr schien sein Körper unter solchem veränderten Leben zu leiden. Er magerte ab, und Leuten, die ihn in längerer Zeit nicht gesehen, fiel seine bleiche Gesichtsfarbe auf.

Den Sommer über hatte er, auf Anrathen seines Obersten, Urlaub genommen und ein Bad besucht,

und als er im August nach P. zurückkehrte, war der erste Bekannte, der ihm hier begegnete, Doktor Malwitz.

„Hauptmann, ich habe Sie in einer Ewigkeit nicht gesehen!“ rief ihm dieser freudig zu; „Sie waren verreist — in einem Bad, wie ich höre — aber — Sie sehen noch immer leidend aus!“

„Finden Sie, Doktor?“ lächelte der Hauptmann, ihm die Hand entgegenstreckend, die der Doktor herzlich schüttelte.

„Sie sehen in der That verändert aus,“ wiederholte dieser.

„Dann werde ich meine Lebensweise ändern müssen,“ entgegnete der Hauptmann, „denn ich habe in der letzten Zeit und besonders im Bad, zu angestrengt gearbeitet.“

„Sie sind das Stubensitzen nicht gewöhnt, und hätten das nicht thun sollen.“

„Allerdings nicht, denn ich bin in den letzten vier Monaten nur außerordentlich wenig ins Freie gekommen.“

„Dann ruiniren Sie aber Ihre Gesundheit mit Gewalt.“

„Ich hatte eine Arbeit vor, die ich gern beenden wollte.“

„Und sind Sie fertig damit?“

„Vollständig.“

„Desto besser; so werfen Sie jetzt Ihr Dintenfaß oder Ihre Zeichenstifte in die Ecke und werden Sie wieder Mensch. Ein solch unnatürliches Leben sagt keiner Constitution zu, und wäre sie die kräftigste, also auch nicht der Ihrigen.“

„Ich werde Ihrem Rath folgen, Doktor,“ nickte der Hauptmann und wandte sich zum Gehen, blieb aber plötzlich wieder stehn und sagte: „apropos, wie hat sich denn unser Dreizehner-Klub den Sommer über gehalten, denn bei zwei Versammlungen konnte ich nicht erscheinen. Mein Stellvertreter, der Hauptmann Mosen, war doch pünktlich?“

„Er hat uns nicht im Stich gelassen,“ versicherte der Doktor, „wir sind, trotzdem daß mehrere unserer eigentlichen Schaar gefehlt, jedesmal vollzählig gewesen.“

„Vortrefflich! Also auf Wiedersehen in der nächsten Versammlung.“

Der Hauptmann schritt die Straße hinab, und der Doktor wollte ihm im Anfang noch einmal nach. Er hätte ihn so gern gefragt, wie er der früher gegen ihn erwähnten Gedanken Herr geworden — und ob

er ihrer Herr geworden wäre — aber er wagte es nicht. Es blieb immer besser, etwas nicht mehr zu erwähnen, das, vielleicht unnützer Weise wieder frisch ins Leben gerufen, auch auf's Neue Macht und Gewalt über den Mann gewinnen konnte. Hatte er es vergessen, desto besser; wo nicht, stand er ihm jetzt doch ebenso wenig Rede wie in früherer Zeit.

So verging der Sommer, der Herbst. Die Gesellschaft kam regelmäßig zusammen, und wo man sich früher nur mit mehr oder weniger geistreichen Gesprächen unterhalten hatte, begann die Gewohnheit ihr Recht auszuüben. Die Versammlung der Dreizehner wurde an den Abenden inmitten des Jahres, besonders als sich die Tage kürzten, in ein Lokal verlegt, in dem sich ein Billard befand. Zugleich arrangirten sich ein paar Whistpartieen, und wäre es nicht die zur bestimmten Zeit vorgenommene Zählung der Mitglieder gewesen, die jedesmal wieder an ihren eigentlichen Zweck erinnerte, würde man bald ganz vergessen haben, weßhalb man sich hier eigentlich so regelmäßig versammelte.

So kam wieder der December heran, und die Damen eines gewissen Alters in der Residenz, die sich jetzt wieder besonders lebhaft für den nahen Sylvester und die Dreizehner interessirten, fingen an, die

ernsthaftesten Besorgnisse einer nächstens getäuschten Erwartung zu hegen.

Von den Dreizehnern verrieth nemlich niemand die geringsten Symptome irgend einer lebensgefährlichen Krankheit, die bei dem kurz gegebenen Zeitraum schon hätte zu einer galoppirenden Schwindsucht ausarten müssen, um noch zur rechten Zeit zu enden. Doktor Malwitz besonders hatte in seinem Leben nicht besser und wohler ausgesehn und war nie heiterer gewesen, und das Schlimmste: er schien alle Ursache dazu zu haben.

Weihnachten war vorüber; in der Stadt folgte sich Ball auf Ball, die ewig langen Nächte kürzend und mit der Lichterpracht zu Tagen wandelnd. Sylvester kam, und der Doktor zog sich eben an, in die Gesellschaft zu gehn — die letzte der Dreizehner, denn sämmtliche Mitglieder befanden sich wohl und munter — als sein Diener den Hauptmann von Hisko meldete, der den Herrn Doktor einen Augenblick zu sprechen wünschte.

„Willkommen, willkommen!" rief ihm dieser, die Thür aufreißend, fröhlich entgegen. „Nun, mein bester Hauptmann, wie steht es mit Ihren Ahnungen vom vorigen Jahr?"

„Gut, Doktor," sagte der Hauptmann, indem er

ins Zimmer trat und seine Mütze auf den Tisch warf, „sehr gut. Aber — kann ich ein paar Worte mit Ihnen allein reden?“

„Mit mir? — Gewiß!“ versetzte der Doktor, den erschreckten Blick fest auf den Offizier gerichtet. — Der Mann sah todtenbleich aus und die großen Tropfen standen ihm auf der kalten Stirn. „Franz, du kommst nicht eher wieder herein, bis ich klingle.“

Der Hauptmann warf sich in einen Stuhl und sah still vor sich nieder; kaum aber hatte der Diener das Zimmer verlassen, als der Doktor rasch auf den Freund zutrat und ohne ein Wort zu sagen seinen Puls ergriff. Der Hauptmann sah lächelnd zu ihm auf.

„Was haben Sie?“ fragte er endlich.

„Das möchte ich Sie fragen, erwiderte der Arzt. „Hisko, Sie sehen mehr einem Todten als einem Lebenden ähnlich! Was um Gotteswillen ist Ihnen begegnet?“

„Begegnet?“ wiederholte der Hauptmann und warf einen raschen, fast scheuen Blick auf den Arzt. Aber ebenso schnell wieder gesammelt, fuhr er lächelnd fort: „was soll mir begegnet sein, Doktor?“

„Das frag' ich Sie!“ drängte aber Malwitz. „Sie hintergehn mich nicht, Hisko; es ist Ihnen etwas ganz Außerordentliches geschehn.“

„Und wenn Sie recht hätten?" sagte der Hauptmann leise; „aber," setzte er wieder mit dem vorigen Gleichmuth hinzu, „wie finden Sie meinen Puls?"

„So regelmäßig und ruhig wie den meinen, doch das ist kein Beweis. Sie haben eine gewaltige — gefährliche Macht über sich — über Ihren Körper wenigstens. Ihr Puls ist nicht von Ihrem Geist abhängig. Aber reden Sie. Meine Worte können nur Vermuthungen sein; die Ihrigen sollen mir Gewißheit geben. Was führt Sie in dieser Stunde zu mir her? Was wollen Sie allein mit mir besprechen?"

„Allein?" fragte der Hauptmann wie erstaunt, „habe ich verlangt, Sie allein zu sprechen? Das muß jedenfalls in Gedanken geschehen sein, denn von einem Geheimniß weiß ich nichts. Nur einen Brief wollte ich Ihnen übergeben, den ich Sie bitten möchte, erst morgen zu erbrechen."

„Einen Brief an mich?" sagte der Arzt erstaunt.

„An Sie," bestätigte der Hauptmann, „aber Sie geben mir Ihr Wort, daß Sie ihn erst morgen aufbrechen; Sie bekommen ihn nur unter dieser Bedingung."

„Der ich mich dann natürlich fügen muß, erwiderte der Arzt. „Aber Hisko — haben Sie mir weiter nichts zu sagen?"

„Ich? — Nein — nicht daß ich wüßte? Weßhalb fragen Sie das?"

„Sie sind krank; Ihr Aussehen wenigstens verräth, daß etwas mit Ihnen nicht in Ordnung ist."

„Und doch fühle ich mich vollkommen wohl."

„Das freut mich herzlich aus Ihrem Munde zu hören, wenn auch Ihr Gesicht nein dazu sagt. Doch, bitte, warten Sie hier nur einen Augenblick auf mich, bis ich mich fertig angezogen habe; wir gehen nachher gleich zusammen in die Gesellschaft."

„Sie werden mich noch vorher einen Moment entschuldigen müssen, bester Doktor," entgegnete der Hauptmann, „denn ich habe vorher ein Versprechen einzulösen."

„Ein Versprechen?"

„Ja."

„Und kann ich Sie nicht begleiten?"

„Nein."

„Aber es ist schon neun Uhr vorbei."

„Das schadet nichts. Was ich noch zu thun habe, ist in einer Viertelstunde abgemacht, und meine Geschäfte sind dann für dieses Jahr besorgt."

„So erwarte ich Sie in unserer letzten Versammlung der Dreizehner," sprach der Doktor, „denn ich

gedenke heut Abend den Antrag auf Auflösung unserer Gesellschaft zu stellen."

„Wirklich?"

„Nun Sie wissen doch selber, was wir Beide darüber beschlossen haben, sobald wir uns mit Ehren zurückziehen können!"

Der Hauptmann schwieg einen Augenblick, dann sagte er leise und nachdenkend: „Es ist und bleibt doch eigentlich ein wunderbares Zusammentreffen, daß jetzt drei Jahre hinter einander der Ausgewürfelte den nächsten Sylvester nicht erleben sollte!"

„Drei? — Zwei nur — heute ist der dritte und wir leben alle!"

„Zwei? — Sie haben recht: Selig und Vollberg! Also guten Abend, Doktor. Vergessen Sie den Brief nicht."

„Ich werde ihn auf meinen Schreibtisch legen, und er soll das erste sein, was ich morgen früh lese."

Der Hauptmann nickte ihm zu, stand auf, nahm seine Hand, die er wohl eine halbe Minute lang fest in der seinen hielt, und verließ dann langsam das Zimmer.

„Wunderlicher, wunderlicher Mensch!" murmelte der Doktor leise vor sich hin, als der Hauptmann die Thür hinter sich zugemacht. „Ich fürchte fast, seine

geworfene Drei hat ihm das ganze Jahr über manche böse Stunde gemacht. Doch jetzt hat er es bald überstanden, und ich bin wahrlich selber froh, daß wir die unangenehm werdende Geschichte hinter uns haben. Nun müssen die alten Klatschschwestern im Orte wohl den Mund halten, denn wir haben ihnen bewiesen, daß wir das, was wir begonnen, auch im Stande waren durchzuführen. Neugierig bin ich übrigens, was in dem Brief steht; wahrscheinlich ein Geständniß seiner damaligen fixen Idee, die er hatte, und die er sich jetzt scheut, mir mündlich und Auge in Auge einzugestehen. Nun, für den Arzt bleibt es immer ein interessanter Beitrag zu seinen Seelenstudien, denn darin lernen wir nicht aus." Mit den Worten legte er den Brief auf seinen Schreibtisch, klingelte seinem Diener und beendete dann rasch seinen Anzug, um im Gesellschaftslokal der Erste zu sein und noch einige nothwendige Anordnungen treffen zu können.

Dort fanden sich mit dem Schlag zehn Uhr auch sämmtliche Mitglieder rasch nach einander ein. Nur Hauptmann von Hisko fehlte noch und Doktor Malwitz entschuldigte ihn, da ihn das abzumachende Geschäft wahrscheinlich etwas länger aufgehalten hatte, als er anfangs geglaubt.

Aber es schlug elf und er war noch immer nicht

da, und Malwitz erfaßte, er wußte selber nicht recht warum, eine eigene Unruhe. Die Uebrigen theilten aber seine Besorgniß nicht, ja ahnten sie nicht einmal, denn mehrere hatten den Hauptmann noch an demselben Nachmittag frisch und gesund gesehn. Herr Merz stellte sogar die Vermuthung auf, daß sich der Hauptmann, als Ausgewürfelter, wahrscheinlich einen Scherz machen und pünktlich mit dem Schlage zwölf erscheinen wolle. Durch dieses Warten wurde jedoch die Gesellschaft auffällig gestört und unruhig gehalten, und es wollte kein rechtes Leben in die Versammlung kommen.

Um halb zwölf Uhr brachte der Oberkellner wie gewöhnlich den Würfelbecher herein und stellte ihn auf den Tisch.

„Halloh, die Würfel!“ rief Herr Merz, „ich dachte, Doktor, wir sollten die heute nicht mehr brauchen!“

„Hoffentlich nicht,“ versetzte Malwitz; „der Kellner wußte aber noch nichts davon. Wie viel Uhr haben wir?“

„Eben schlägt es drei Viertel.“

In diesem Augenblick fiel der Becher, der scharf auf die Tischkante gestellt gewesen war, um und die Würfel rollten auf den Boden. Einer der Kellner sprang hinzu, sie aufzuheben.

„Halt!“ rief aber Assessor Holler, „erst wollen wir einmal sehn, was der Zufall, der doch bei dieser ganzen Geschichte unser Bundesgenosse gewesen, hier geworfen hat. Ein Licht her!“

„Dort liegen zwei Einer,“ sagte Herr Merz, der eines der Lichter vom Tisch genommen hatte und damit auf den Boden leuchtete.

„Und hier liegt der dritte — beim Himmel!“ rief von der Bielden, „des Hauptmanns Wurf! Drei!“

„Ein Herr ist draußen, der Herrn Doktor Malwitz zu sprechen wünscht!“ meldete in diesem Augenblick einer der Kellner einen Fremden.

„Jetzt?“ rief aber Herr Merz; „vor zwölf Uhr dürfen Sie nicht fort, Doktor, und wenn es ein Kranker wäre!“

„Es ist ein Offizier,“ bemerkte der Kellner, „der im Auftrag des Herrn Hauptmanns von Hisko kommt.“

„Von Hisko?“ rief Malwitz erschreckt; „bitte, meine Herren, entschuldigen Sie mich einen Augenblick! Ich bin gleich wieder bei Ihnen!“ Und mit den Worten war er schon aus der Thür.

Dort, im Vorzimmer, traf er, wie der Kellner gemeldet hatte, einen Offizier, der auf ihn zukam und sagte:

„Mein Herr Doktor, Sie müssen mir heute Abend

schon als unfreiwilligem Eindringling den Zutritt in Ihre Gesellschaft gestatten. Ich bin der Hauptmann von Holzenstein und komme in dem direkten und sehr dringenden Auftrag meines Freundes, des Hauptmann von Hisko, der mich aus einer Gesellschaft heraus auf eine Stunde gepreßt hat, sein Stellvertreter bei den Dreizehnern zu sein."

„Und warum kommt der Hauptmann nicht selber?" fragte der Doktor rasch. „Deuten Sie mir die Frage nicht übel, Herr Hauptmann, aber Sie wissen nicht —!"

„Bitte, machen Sie keine Umstände!" lächelte der Offizier. „Näheres kann ich Ihnen aber selber nicht sagen, denn ich habe Hisko nicht gesprochen, sondern erhielt nur eben diese Zeilen."

Mit diesen Worten überreichte er dem Doktor einen offenen Brief, der nur eben die Worte enthielt: „Lieber Holzenstein, ich bitte Dich dringend, augenblicklich in das Hotel de Pologne und in den Saal der Dreizehner zu gehen, um dort meine Stelle nur auf eine Stunde auszufüllen. Wir haben uns gegenseitig unser Wort gegeben, die Gesellschaft nicht unvollzählig zu lassen, und Du wirst mir diese Freundschaft erweisen. Ich rechne fest darauf.

Dein Hisko."

„Nach diesem Brief," sagte da der Doktor, „haben wir Sie, Herr Hauptmann, also heut Abend als den Unseren zu betrachten, und ich bitte Sie nun näher zu treten."

„Und wird heute Abend wieder der Dreizehnte ausgewürfelt?"

„Hat Ihnen denn Hauptmann von Hisko gar nichts weiter sagen lassen?" forschte der Doktor statt einer Antwort zurück.

„Nicht ein Wort, als was Sie hier selber gelesen haben!"

„Dann werden wir allerdings wieder würfeln müssen!" meinte der Arzt leise, und mehr mit sich selber, als zu dem Fremden redend. „Aber bitte, kommen Sie, ich habe Sie schon länger als recht hier im Vorzimmer aufgehalten."

Mit wenigen Worten führte er jetzt Hauptmann von Holzenstein in der Gesellschaft ein, dann aber einen der Kellner bei Seite nehmend, flüsterte er ihm zu: „Wissen Sie, wo Hauptmann von Hisko wohnt?"

„Ja wohl, Herr Doktor! Gleich in der nächsten Straße, kaum zweihundert Schritt von hier!"

„Gut! Wollen Sie mir den Gefallen thun und einmal so rasch Sie können hinüber springen?"

„Ich weiß nur nicht, ob ich Zeit habe."

Der Doktor drückte ihm ein Stück Geld in die Hand.

„Oh bitte, Herr Doktor! Nun ich denke, die paar Minuten werde ich schon abkommen können!“

„Das Haus werden Sie in der Sylvesternacht wohl noch offen finden!“

„Und was soll ich dort?“

„Fragen Sie nur, ob Hauptmann von Histo zu Hause ist, und bringen Sie mir gleich die Antwort.“

„Sehr wohl, Herr Doktor! Ich bin in fünf Minuten wieder da.“

Der Kellner verschwand aus der Thür und der Zeiger der Uhr deutete nur noch wenige Minuten vor Zwölf. Wenn auch die Gesellschaft im Anfang durch das Ausbleiben ihres alten Mitgliedes, der an diesem Abend gerade die Hauptperson war, in etwas gestört schien, nahm doch das scheidende Jahr für den Augenblick ihre Aufmerksamkeit zu sehr in Anspruch, um jetzt gerade an etwas Anderes denken zu können.

Die große dampfende Punschbowle war wie gewöhnlich hereingeschafft, die Gläser wurden gefüllt, aber noch nicht geleert, und die Männer standen erwartungsvoll auf den Schlag der bedeutenden Stunde harrend.

Da wurde die Thür aufgerissen und der Kellner,

den der Doktor in Herrn von Histo's Wohnung gesandt hatte, stürzte athemlos herein.

„Herr Doktor!"

„Was ist geschehen?"

„Der Hauptmann von Histo —!"

„Was ist? — Um Gotteswillen!"

„Mit dem Schlag drei Viertel auf zwölf hat er sich erschossen!" — —

In diesem Augenblick hob die Uhr aus; von dem alten Schloß fiel dröhnend der erste Kanonenschuß, vom Thurm drangen die Töne des Chorals herüber und mit dem Schlag der Uhr jubelten sich auf der Straße die Leute ihr fröhliches Prost Neujahr, Prost Neujahr! zu. In dem Saal der Dreizehner aber wurde keine Silbe laut; sprachlos, starr vor Schrecken standen die Männer, den kaum verhallten Unglücksworten lauschend. Kein Glas hob sich dabei, kein Wunsch wurde laut, denn mitten zwischen den Erschreckten stand der Tod.

Doktor Malwitz faßte sich zuerst wieder. Er fühlte, daß etwas geschehen mußte, diesen bösen Zauber zu brechen, und sein Glas ergreifend, sagte er mit leiser, aber fester Stimme:

„Dem armen Histo! — Daß er dort die Ruhe finde, die er hier umsonst gesucht!"

Schweigend hoben die Männer ihre Gläser und schweigend leerte jeder das seine bis auf den letzten Tropfen.

„Und war Hisko der Dreizehnte des letzten Jahres?“ fragte da endlich mit eigenthümlich bewegter Stimme Hauptmann von Holzenstein.

„Er war es!“ erwiderte der Doktor, „und Gott nur weiß, welcher unselige Wahn den sonst so unerschrockenen Mann zu diesem verzweifelten Schritt getrieben!“

„Und haben Sie keine Ahnung, was ihn dazu bewogen haben könnte?“

„Der entsetzliche Fall kommt mir so unerwartet wie Ihnen,“ versetzte Malwitz, „aber noch heut Abend war Hisko bei mir, allerdings in einer, wie mir schien, geistigen Aufregung, aber sonst körperlich vollkommen ruhig, und hinterließ mir einen Brief, den ich erst heute erbrechen sollte. Daß er einen solchen Entschluß gefaßt, konnte ich natürlich nicht vermuthen.“

„So lassen Sie den Brief holen!“ drängte von Holzenstein.

„Noch weiß ich nicht, ob er für die Oeffentlichkeit bestimmt ist,“ entgegnete aber der Doktor. „Und jetzt, meine Herren, liegt uns außerdem eine andere Pflicht ob.“

„Eine Pflicht?“

„Den Dreizehnten für dieses Jahr zu würfeln,“ sagte der Doktor ruhig.

„So wollen wir es nicht aufgeben?“ fragte Herr Merz.

„Wir dürfen nicht!“ lautete aber die bestimmte Antwort. „Die Gründe wissen Sie selber so gut wie ich. Oberkellner, Sie haben wohl die Güte, Ihre Leute zu entfernen!“

Das Zimmer war von den Kellnern geräumt, keiner der übrigen Männer sprach ein Wort, und nur Hauptmann von Holzenstein bat, daß er als Neueingetretener beginnen dürfe. Der Doktor reichte ihm den Becher, und der Hauptmann warf neun. Vier oder fünf Andere warfen nach ihm höhere Zahlen, bis die Reihe den Doktor Malwitz traf. Der Doktor warf sieben; Merz nach ihm den höchsten Pasch, achtzehn, und der Letzte, Herr von der Bielden, elf.

Der Doktor hatte die gefallenen Augen auf dem vor ihm liegenden Blatt notirt und folgte mit fast ängstlichen Blicken den rollenden Würfeln. Wie aber die letzten elf Augen auf dem Tisch lagen, sagte er fast unwillkürlich und halblaut: „Gott sei Dank — mein Wunsch ist erfüllt!“

„Ich wollte lieber, das Loos hätte mich getroffen!“ erwiderte von Holzenstein.

„Es ist so besser!“ nickte ihm freundlich der Doktor zu, „und großes Unglück wäre wahrscheinlich verhütet, hätten sich mir die Würfel im vorigen Jahre weniger günstig gezeigt!“

„Und unser Ball jetzt?“

„Geht fort, nach wie vor,“ sagte ruhig Malwitz. „Der Fall ist schmerzlich genug, um uns wohl vor uns selber zu rechtfertigen, wenn wir ihn durch stille Trauer feierten, aber die Welt braucht nicht zu wissen, wie tief er uns berührt. In den Saal, meine Herren, in den Saal! Der Dreizehnte ist gestorben — der Dreizehnte soll leben!“

5.

Die Gesellschaft war dort wie gewöhnlich versammelt, aber schon hatte sich im Saal das Gerücht von dem unerklärlichen Selbstmord des Hauptmanns verbreitet, und das Musikkorps saß still an seinen Instrumenten, während die Gäste bestürzt in einzelnen Gruppen beisammen standen. Die Dreizehner selber versuchten jetzt allerdings den trüben Geist zu zerstreuen, der die Gesellschaft in seinen Banden hielt,

aber es war nicht möglich. Die Damen weigerten sich, in einem solchen Augenblick zu tanzen, die Musik wurde entlassen, und eine Stunde später schon brach man auf, um diesen ernsten Beginn des neuen Jahres womöglich zu verschlafen.

Der Doktor Malwitz suchte aber noch nicht seine eigene Heimat auf, sondern ging erst zu Hisko's Wohnung hinüber. Das Haus war noch belebt — Menschen standen davor und Einzelne verließen das Haus, Andere stiegen mit langsam leisen Schritten die Treppe hinauf. Ihn selber drängte es ihnen zu folgen und den Freund zu sehen, aber ein unwillkürlich scheues Gefühl hielt ihn davon zurück. Er wagte es nicht, die Wohnung dessen zu betreten, bei dem es ihm war, als ob er eine Schuld an seinem Tode trüge, und mit einem recht wehen Gefühl in der Brust schritt er zu seiner eigenen Behausung zurück.

Dort angekommen, war es sein Erstes den Brief zu erbrechen, den der Unglückliche für ihn zurückgelassen, und mit einem eigenen Grausen las er die vor wenigen Stunden erst niedergeschriebenen Zeilen eines Mannes, der sich schon damals, als er sie schrieb, wie einen Todten betrachtete. Sie lauteten:

„Lieber Doktor, wenn Sie diese Zeilen lesen, hat sich mein Schicksal erfüllt und ich bin nicht mehr, —

und warum? — Fragen Sie jene dunklen geheimnißvollen Mächte, die uns, wenn auch meist unsichtbar, doch unseren feineren Sinnen nur zu fühlbar umschweben. Ich mußte fort, und kein Gott könnte mich länger auf dieser Erde zurückhalten.

„Die Beweggründe dazu liegen weit zurück. Sie wissen, daß ich den belgischen Befreiungskrieg mitmachte. Im belgischen Heer hatte ich einen Freund, einen jungen Offizier, wie ich selber damals war, und wir Beide glaubten, daß unsere Freundschaft nur durch den Tod gelöst werden könnte. In jugendlicher Exaltation schwuren wir uns da, daß der, der zuerst von dieser Erde abgerufen würde, den Anderen rufen solle, wenn er dort drüben in jenem räthselhaften Jenseits nicht ohne ihn bestehen könne. Dreimal solle er in dem Fall die Mahnung an den Ueberlebenden richten und dieser ihr an dem nemlichen Tag, an dem er sie zum drittenmal erhielt, folgen. So lautete unser Eid.

„Unsere Freundschaft endete aber schon auf dieser Erde. — Wir liebten Beide ein Mädchen, das aber ihn bevorzugte. In einem Anfall von Verzweiflung forderte ich den Freund, und was er auch thun mochte mich zu beruhigen, blieb erfolglos. Er mußte sich mit mir schlagen, und der Unglückliche — fiel von meiner Hand.

„Der Krieg war beendet und ich floh aus Belgien, aber die Erinnerung an jene That — die Reue — folgte mir, bis die alles lindernde Zeit endlich den Schmerz über das Geschehene, wenn auch nicht ganz vertilgte, doch wenigstens abstumpfte. Unser einander gegebenes Versprechen hatte ich lange schon vergessen.

„Erinnern Sie sich jenes Abends, an dem ich Ihnen sagte, daß ich im nächsten Jahr der Dreizehnte sein würde? — In jener Zeit war mir der durch meine Hand gefallene Freund zum erstenmal erschienen und mahnte mich an den früher geleisteten Schwur. Sechs Monate später erschien er mir zum zweiten- und heute, mit der Dämmerung, zum drittenmale. So darf ich denn nicht länger säumen, denn ich habe mein Wort gegeben; ich muß den Schwur halten. Glauben Sie aber nicht, daß ich mit Widerstreben von hier gehe. Des Freundes Tod lag wie ein schwer Gewicht die langen Jahre durch auf meiner Seele, und nur durch den eigenen darf ich hoffen ihn zu sühnen. — Gott gebe mir Frieden.

„Leid thut es mir, recht leid, Ihnen gegenüber gerade der sein zu müssen, der das Vorurtheil gegen unsere Gesellschaft, anstatt es zu zerstören, noch auf ein volles Jahr nur mehr bestärken hilft, aber — ich kann nicht anders; ich muß fort — muß heute fort.

Für einen Stellvertreter habe ich indeß gesorgt. Leben Sie wohl, grüßen Sie die Freunde und — urtheilen Sie nicht zu scharf über einen Unglücklichen, der vielleicht gern noch länger zwischen Ihnen gelebt hätte, dem „Ruf in die Heimat“ aber folgen muß. Leben Sie wohl! — Der Ihre

Acht Uhr Abends. Curt von Hisko.“

Der Brief war jedenfalls kurz vorher geschrieben, ehe ihn der Hauptmann selber überbrachte, und wenn gleich nur kurze Zeit nach der vermutheten Erscheinung entworfen, verrieth kein Zug der festen Hand, daß der Schreiber auch nur im mindesten bewegt gewesen wäre. Der Hauptmann war dem Tod ruhig und selbstbewußt entgegen gegangen, und tief erschüttert legte der Doktor den Brief, nachdem er ihn wieder und wieder durchgelesen, bei Seite.

Die ganze Nacht aber ging er mit sich zu Rathe, ob er ihn für sich behalten oder der Oeffentlichkeit übergeben solle, und mußte sich endlich zu dem letzteren entschließen, da der Hauptmann sonst vielleicht in P. als gewöhnlicher Selstmörder behandelt wäre.

Die obere Militärbehörde, der er ihn am nächsten Morgen vorlegte, erkannte denn auch in ihrer nächsten Sitzung, daß hier eine momentane Geistesstörung des Unglücklichen vorliege, die „vielleicht ihren

Grund in dem frevelhaft mit dem Schicksal getriebenen Spiele habe," der aber auch andere, in dem Brief angedeutete Ursachen zum Grunde liegen konnten. — Der Hauptmann wurde deßhalb am dritten Morgen mit allen ihm gebührenden militärischen Ehren zu Grabe gebracht — aber die „Dreizehner" hörten deßhalb nicht auf, sich regelmäßig zu versammeln, ja Doktor Malwitz betrieb jetzt, da er sich selbst als Auserwählten wußte, die ganze Sache mit weit größerem, freudigerem Eifer als vorher.

Und Monat nach Monat verging wieder, ohne daß Einer der Gesellschaft irgend bedenklich erkrankt wäre, indeß der Doktor unermüdlich seinen Berufspflichten nachging. Selbst der December rückte wieder langsam heran, und mit ihm der Todestag des armen Histo, der entscheidende Sylvester.

An dem Nachmittag traf Herr Merz den Doktor auf der Straße und sagte, sich an seinen Arm hängend: „Lieber bester Doktor, Sie werden uns doch heute keinen Streich spielen?"

„Ich, mein bester Merz? In welcher Art?"

„Nun — Sie wissen wohl — wie der arme Histo!"

„Haben Sie keine Furcht!" lachte aber der Doktor über die Besorgniß, „ich befinde mich geistig wie

körperlich vollkommen wohl und sehne mich nach keiner gewaltsamen Veränderung. Aber Einer wird heute Nacht doch sterben müssen!"

„Einer? Wer?" rief Herr Merz bestürzt.

„Nun der Bund der Dreizehner," lächelte der Doktor. „Sie brauchen deßhalb nicht so zu erschrecken."

„Und wissen Sie, Doktor," sagte da Herr Merz, indem er stehen blieb und den Doktor ansah, „daß mir Ihre so ominös klingenden Worte eben in alle Glieder geschlagen sind? Aber bei dem, den Sie eben genannt haben, will ich mit aufrichtigem Vergnügen zu Grabe gehn!"

„Sie sind des Bundes müde?"

„Herzlich! Wir hatten uns, aufrichtig gestanden, doch eine schmähliche Ruthe aufgebunden!" —

„Also wenn ich heute Abend um zwölf Uhr noch lebe —."

„Machen Sie keinen solchen Scherz!" unterbrach ihn rasch der Freund. „Uebrigens — beabsichtige ich mich diesmal sicher zu stellen und Ihnen bis zum Beginn der Versammlung nicht mehr von der Seite zu gehn."

„So besorgt sind Sie um mich?"

„Aus reinem Egoismus!" lachte Herr Merz;

„verlassen Sie sich aber darauf, daß ich Ihnen heut Abend nicht mehr von der Seite weiche!“

„Gut!“ lachte der Doktor, „dann müssen Sie aber mit mir vor allen Dingen noch ein paar Patienten besuchen und nachher zum Abendbrod gehn.“

„Das erstere — ja,“ sagte Merz, „für das letztere hat meine Frau schon gesorgt und erwartet uns.“

„Also Ihrer Frau Gemahlin verdanke ich diese Aufmerksamkeit?“

„Hm — nun ja, aber — lassen Sie sich nichts merken! Und heute Nacht wird dann flott getanzt.“

„Wir können den Damen kaum zumuthen wieder so spät noch zu erscheinen,“ meinte Malwitz.

„Ist auch gar nicht nöthig,“ sagte Herr Merz bestimmt. „Wir Dreizehner haben uns herausgebissen, und wenn ich Sie nur, als Ausgewürfelten, heute Abend gesund und wohl einliefere, sind wir an unsere Zahl nicht mehr gebunden. Ich habe übrigens schon die ganze Herren- und Damengesellschaft auf acht Uhr Abends in das Hotel de Pologne geladen. Die trüben Erinnerungen soll der Böse holen!“

„Das heißt die Gesellschaft allerdings gewaltsam sprengen!“ lächelte der Doktor, „aber Sie haben vielleicht recht, und unser Zweck ist ja mit dem heutigen Abend erfüllt.“

„Und Sie gehen mir, bis wir zur Gesellschaft kommen, nicht durch?"

„Meine Hand darauf; ich bleibe bei Ihnen, ja kann sogar meine Patienten heute Abend sich selber überlassen. Sind Sie das zufrieden?"

Herr Merz schlug in die dargebotene Rechte, faßte dann den Doktor wieder unter dem Arm, um ihn so viel sicherer zu haben, und schritt mit ihm die Straße hinab, der eigenen Wohnung zu.

Um acht Uhr, wie die Einladungen gelautet, fanden sich denn auch die Gäste im großen Saale des Hotels ein, und es wurde flott und fröhlich getanzt, bis der Zeiger der Mitternachtsstunde nahe rückte. Da, als die Kellner die Punschgläser herumgereicht, als die Schüsse erdröhnten und alles jetzt um Doktor Malwitz herdrängte — denn Merz hatte kurz vor zwölf Uhr verrathen, daß er der Ausgewürfelte gewesen — um ihm nicht die Glückwünsche für das nächste, sondern für das verlebte Jahr zu bringen, da hob der Doktor sein Glas hoch empor und rief mit lauter, fröhlicher Stimme:

„Lieben Gäste und Freunde, unsere Gesellschaft hat allerdings die unternommene gute Absicht, einem tollen Volksaberglauben entgegen zu arbeiten, schwer empfinden müssen, da uns der böse Zufall drei brave

wackere Freunde nach einander nahm. Ich selber war der letzte Ausgewürfelte, der absichtlich herausgesuchte Dreizehnte der Gesellschaft, der jenem Aberglauben nach die jetzige Stunde nicht mehr hätte erleben dürfen. Wie Sie aber sehen, befinde ich mich trotzdem wohl und gesund, und Sie alle werden uns nun, mancher entgegengesetzten Prophezeiung zum Trotz, bezeugen können, daß mit einem Todesfall aus Dreizehnen das Schicksal selber weiter nichts zu thun hat. Daß ein Dreizehnter sterben kann, läßt sich allerdings nicht leugnen, daß er aber nicht sterben muß, haben wir hiermit bewiesen.

„Vertrauungsvoll überlassen wir es jetzt den verschiedenen Kaffeegesellschaften, meine verehrten Damen, das Passende oder Unpassende unserer bestandenen Gesellschaft zu besprechen. Nach vorhergegangener Uebereinkunft sind wir nemlich gesonnen, die Gesellschaft der Dreizehner, die somit ihren Zweck erfüllt hat, aufzulösen. Die Gesellschaft besteht deßhalb nicht mehr, und wir ziehen uns hiermit als emeritirte Dreizehner in das bürgerliche Leben zurück."

„Und sie wollen nicht mehr würfeln?" fragte halblaut ein junges, dadurch etwas enttäuschtes Dämchen, das heute den ersten Ball besuchte, fuhr aber

erschreckt und verlegen zurück, als sie merkte, daß ihre Frage gehört war und der Doktor freundlich sagte:

„Nein, mein schönes Fräulein! Das wollen wir allerdings nicht, so leid es mir thut, Ihnen vielleicht damit ein Vergnügen zu rauben. Aber tanzen wollen wir, tanzen ins neue Jahr hinein, und hoffentlich zeichnen sich die Dreizehner dabei besonders aus, um unseren Gästen zu beweisen, daß wir alle noch frisch auf den Füßen sind. Also vorwärts, meine Herren vom Orchester! Ihre Instrumente sind gestimmt, denn wenn wir auch aufgehört haben Dreizehner zu sein, freuen wir uns doch, daß wir noch dreizehn sind, und haben viel vom vorigen Jahre nachzuholen."

Mit den Worten warf er den Arm empor, jubelnd und klingend fiel die Musik ein, der jetzt die fröhlichen Paare rasch gehorchten, und in heiterer Lust verbrachten sie die ersten Stunden des neuen Jahres.

Die Gesellschaft der Dreizehner war somit allerdings aufgelöst, doch kamen die früheren Bundesmitglieder später noch manchmal zusammen — nur gewürfelt wurde nicht mehr. — Aber das Vorurtheil der „Dreizehn" hatten sie trotzdem nicht besiegen können. Der alte Aberglauben wurzelt einmal zu tief im Volk, und — wenn sie es sich selber aufrichtig gestehen woll-

ten, wareu sie selber — mit wenigen Ausnahmen vielleicht — nicht einmal ganz frei davon geblieben.

Die Ahnung einer uns umgebenden fremden und geheimnißvollen Welt liegt uns einmal im Blut. Wie wenig Menschen — ja ich weiß nicht einmal, ob Einer unter allen — sind ganz vom Aberglauben frei? Ein wenig davon mag auch vielleicht nicht schaden — du lieber Gott, wie nah liegt Glauben und Aberglauben überhaupt beisammen! Es bleibt eine Art von Poesie, die uns bestätigt, daß wir nicht blos lebende Maschinen sind -- ein angenehm aufregendes Räthsel, das uns der Weltgeist aufgegeben hat, und als solches mögen wir es betrachten und uns immerhin mit der Lösung ein wenig den Kopf zerbrechen. Nur Macht und Gewalt dürfen wir es nicht über uns gewinnen lassen und — wenn wir uns nicht der Aufgabe vollkommen gewachsen fühlen, sollen wir nicht mit jenem Etwas spielen, das uns geheimnißvoll und ernst umgibt. Es wird sonst zu einem scharfen Messer in der Hand eines Kindes.

Der todte Chaussee-Einnehmer.

In Wiedelstädt, einem kleinen Städtchen im --schen, lebte vor längeren Jahren Herr Meier — eine so anspruchslose Persönlichkeit, wie sein Name selber.

Klein, von sehr schmächtiger Statur, und ein Junggeselle von sechs und fünfzig Jahren, hatte er, so lange er denken konnte, dem Leben seine eigene Existenz mit Kopiren abgezwungen, und dabei sogar nicht selten selbst die geringen Ansprüche unbefriedigt gesehen, die er an das Leben machte. Trotzdem aber hörte man nie, daß er gegen das Schicksal gemurrt hätte; mit allem zufrieden, was über ihn hereinbrach, sei es in Gutem oder Bösem, vegetirte er fort; gegen jeden freundlich und gefällig, sich nie ereifernd, nie auch nur verdrießlich. Wenn es je ein organisches Wesen gegeben hat — wie einige Idealisten von den

Tauben behaupten wollen — das im Stande gewesen, ohne Galle zu leben, so war es jedenfalls Herr Meier.

So sauber wie seine Handschrift, war dabei sein ganzes Wesen, und das abgetragenste, fadenscheinigste Röckchen wurde auf das unerbittlichste so lange gebürstet, bis auch kein Tüttelchen Staub mehr darauf sichtbar blieb. Ein haarscharf geschliffenes Radirmesser lag allerdings auf seinem Schreibtisch, aber er kam nie in den Fall es zu benutzen; ein Dintenklecks war ihm etwas Entsetzliches, obgleich er sich der Zeit nicht erinnerte, daß er selber einen gemacht hätte, und pünktlich bis zum Extrem in allen Sachen, dehnte er das natürlich auch auf seine Arbeiten aus.

Bei diesem Wesen hatte er eine angeborene Ehrfurcht vor jedem, der einen anständigen Rock auf dem Leibe trug, besonders vor allen Beamten, in deren Zahl einzutreten bis jetzt sein höchster, wenn auch stets vergeblicher Wunsch gewesen war.

Es läßt sich leicht denken daß ein solcher Charakter, wenn auch unbeachtet, doch keinen Falls unbenutzt durch dies Leben wandeln konnte. So hatte denn auch der Herr Kreisdirektor Roßleber durch mehrere Arbeiten, die Meier für ihn geliefert, dieses würdige Individuum kaum für kurze Zeit beobachtet, als er

auch den Nutzen erkannte, den er von ihm ziehen konnte und ihn deßhalb regelmäßig beschäftigt.

Meier, dabei ganz Vertrauen, Hingebung und Verehrung, machte den Kreisdirektor bald mit seinem sehnlichsten Herzenswunsch bekannt: eine feste Anstellung zu bekommen, und erhielt dafür von dem Kreisdirektor das feste Versprechen, ihn darin zu unterstützen. Daher schrieb er ihm in dieser stets getäuschten, aber nie aufgegebenen Hoffnung dreißig Jahre lang den Bogen um einen Kreuzer billiger, als jedem Anderen.

Hierüber wurde der Kreisdirektor ein alter Mann und — da Meier auch nicht jung blieb, und doch an jedem Neujahrstag mit seinem devotesten Wunsch nie verfehlte, seine alte Bitte vorzutragen — endlich doch gerührt.

Einige Stellen hätten sich allerdings für den alten Kopisten schon gefunden, der Kreisdirektor wußte aber recht gut, daß er, wenn er demselben eine solche zuwies, auch eben seinen Kopisten damit verlieren würde, und man konnte doch nicht von ihm verlangen, daß er sich selber einen Schaden zufügte, nur um einem Andern zu helfen! Da starb plötzlich der Chaussee-Einnehmer vor dem Römerthore, und zwar zufällig grade am zweiten Januar, wo die regelmäßig wieder-

kehrende einunddreißigste Neujahrsbitte des alten Mannes noch frisch in seinem Gedächtniß war. Der Platz mußte außerdem unmittelbar wieder ausgefüllt werden, denn die Straße dort war ziemlich frequent, und eine Stunde darauf erhielt Meier, vor Freude an allen Gliedern zitternd, die Weisung, den Posten augenblicklich zu übernehmen.

Allerdings kam ihm die Sache etwas überraschend, denn wenn er auch dreißig Jahre Zeit gehabt, sich darauf vorzubereiten, war ihm jetzt der Termin der Uebersiedelung doch außerordentlich nah gestellt. Aber lieber Gott, „kurze Haare sind bald gebürstet." Seine paar Effekten, die er wirklich besaß, bedurften keiner großen Vorbereitung, um von einem Hause in das andere transportirt zu werden. Sein ganzer Reichthum bestand in einem Bett, einem Schreibtisch, einem kleinen, außerordentlich hart gesessenen Sopha, einer Kommode, drei Stühlen und einem schmächtigen Kleiderschrank; und eine Stunde später befand sich das alles, auf einen Handwagen gepackt, schon unterwegs nach dem Römerthor. Die Dintenflasche, wie seine Schreibmappe trug er selber, und ehe der Abend kam, war er dort vollständig eingerichtet.

Der Kreisdirektor hatte ihm dabei einen andern Chaussee-Einnehmer hinausgeschickt, damit er von

diesem die allerdings sehr einfache, aber doch nöthige Unterweisung erhalte. Am Nachmittag war er erst noch rasch auf dem Gericht vereidigt worden und saß mit Sonnenuntergang schon allein an seinem Fenster und nahm von vorüberfahrenden Wagen Chausseegeld ein, als ob er in seinem ganzen Leben nichts Anderes gethan hätte.

Das Chausseehaus vor dem Römerthor lag etwa eine Viertelstunde von der Stadt entfernt, und zwischen ihm und dieser nur noch der, mit einer niedern weißen Mauer umschlossene Kirchhof. Das ziemlich kleine Häuschen, dem sich ein schmaler, aber sehr nett gehaltener Garten anschloß, sollte auch in Zukunft nur von ihm allein bewohnt werden; für jetzt hatte er aber noch andere und ihm allerdings nicht erwünschte Einquartirung darin.

Der frühere Chaussee-Einnehmer nemlich, der erst in der vorigen Nacht gestorben war, konnte natürlich so schnell weder irgendwo anders hingeschafft, noch begraben werden und mußte deßhalb bis zu seiner Beerdigung im Chausseehaus bleiben. Der alte Mann lag in dem Nebenstübchen und in seinem Leichenhemd auf dem Stroh ausgestreckt, und seine ihn überlebende Ehehälfte, die nach der Beerdigung zu Verwandten in die Stadt ziehen wollte, war bis dahin auch noch

zurückgeblieben und hatte sich einstweilen ihr Bett in die Bodenkammer hinaufgeschafft.

Die arme alte Frau weinte den ganzen Tag und konnte dem Nachfolger ihres Mannes nicht genug erzählen, was für ein braver, rechtlicher Mensch ihr Seliger gewesen, und wie unglücklich sie sich fühle, daß ihn der liebe Gott allein abgerufen und sie alte Frau noch zurückgelassen hätte, um ihn zu betrauern. Dabei unterließ sie nicht, Herrn Meier mit allen Einzelheiten seiner Krankheit und seines Leidens bekannt zu machen, erzählte ihm von dem bösen Husten, den er gehabt, und daß er trotzdem noch Tag und Nacht seine Pflicht erfüllt habe. Selbst in den letzten kalten Nächten, kurz vor seinem Tode, habe er nur selten gelitten, daß sie aufgestanden sei, wenn draußen ein Wagen gehalten; und das sei denn auch wohl, wie sie meinte, mit ein „Nagel zu seinem Sarge“ geworden.

Die gute alte Frau plauderte in solcher Art in einem fort, und unterließ nicht, dabei schmerzlich zu beklagen, daß sie jetzt aus dem alten, liebgewonnenen Häuschen müsse. Meier dagegen, die Gutmüthigkeit selber, und von ihrer Erzählung schon innig gerührt, versicherte sie, daß er alles thun wolle was in seinen Kräften stehe, um ihr den Abschied nicht zu schmerzlich zu machen. Sie sollte sich auch ja nicht damit

beeilen; und wenn sie noch acht oder vierzehn Tage, oder selbst mehrere Wochen dableiben wolle, so bitte er sie, ihn selber als gar kein Hinderniß zu betrachten. Er würde sich schon einschränken, brauche ja auch nicht mehr als das eine Stübchen, da er in der Nähe des Schubfensters schlafen müsse, und mit der Zeit würde sie ja dann auch ihren Verlust schon eher verschmerzen.

Diese Versicherung war für die alte Frau ein großer Trost. Sie nannte Herrn Meier eine gute ehrliche Haut, der auch Mitgefühl mit seinem Nebenmenschen hätte, und nahm endlich mit einem herzlichen, noch von mancher Thräne begleiteten „Gute Nacht!“ Abschied von dem neuen Hausherrn, um sich in ihr kaltes Bodenkämmerchen zurückzuziehen.

2.

Der neue Chaussee-Einnehmer war jetzt zum erstenmale allein in seinem Stübchen, aber er würde schmählich gelogen haben, wenn er gesagt hätte, daß er sich behaglich fühle. So schüchtern und devot er sich nemlich auch schon im gewöhnlichen Leben draußen gegen Alle benahm, die Fortuna besser bedacht als ihn, — fast noch ängstlicher war er mit allem, was die Geisterwelt betraf.

Er ging Nachts schon nicht gerne allein über die Straße oder eine dunkle Treppe hinauf, und hatte er je Abends einen Weg zu besorgen, so vermied er gewiß die öden Plätze und besonders die Nähe der Kirchen, die ihm mit ihren hohen dunkeln Fenstern entsetzlich unheimlich erschienen. An einem Kirchhof wär' er Abends um's Leben nicht vorübergegangen. Selbst Nachts, in seiner eigenen Wohnung, konnte er nicht am Tisch sitzen, wenn hinter ihm die Thür zu seiner dunkeln Schlafkammer nur angelehnt war, und nie wäre er im Stande gewesen, einzuschlafen, wenn ein leerer Stuhl vor seinem Bette stand. Er hatte nemlich einmal von jemand gehört, daß sich Gespenster gern auf solche Stühle setzten, und versäumte seitdem nie, den Stuhl vor seinem Bett mit den abgelegten Kleidungsstücken so unbequem wie möglich zu machen.

Daß er sich bei einem solchen Naturell bis zu diesem Augenblick außerordentlich vor Todten gefürchtet, läßt sich denken, ja es grauste ihn sogar, wenn er auf der Straße am hellen Tage einem Leichenzug begegnete. Seine Phantasie malte ihm dann den Todten aus, wie er da drinnen in seinem engen Käfterchen so bleich und kalt und starr und ausgestreckt mit den geschlossenen Augen lag, und er bog immer lieber in

eine Querstraße ein, um den ganzen Zug nur nicht mehr zu sehen.

Und jetzt war der arme kleine Mann dicht neben einem Todten einquartiert worden! In der andern Stube, nur durch die dünne Thür getrennt, durch die sogar das offene Schlüsselloch führte, lag der Verblichene, und so oft er nur den Kopf dorthin wandte, überlief ihn ein eigenes unbeschreibliches Grauen. Wer weiß auch, ob er gleich im Anfang die Stelle so bereitwillig angenommen hätte, wenn er von vorn herein gewußt, unter welchen Bedingungen er sie übernehmen müßte. Jetzt ließ sich dies freilich nicht mehr ändern; der Eid war geleistet, er selber hier eingesetzt und verpflichtet worden, und er mußte nun ertragen, was eben zu ertragen sein mochte — und das war ja doch auch nicht so arg. Es blieb doch immer nur ein Uebergang, nur eine kurze Zeit von drei Tagen; und mit allen Trostgründen, die er dafür finden konnte, malte er sich auch wieder das Angenehme seiner jetzigen festen Stellung aus.

Meier war kein Charakter, der sich in einer selbstständigen Lage wohl fühlen konnte, selbst wenn er auch sein Brod dabei verdiente. Er gehörte zu den Tausenden, die Stallfütterung für das allein richtige Princip der Ernährung halten, und sich nur dann

erst glücklich fühlen, wenn der Staat übernommen hat, ihnen das bischen Leben zu garantiren. Solche Leute halten sich für vollkommen gerettet, wenn sie nur ein paar hundert Gulden jährlich, aber regelmäßig, ausgezahlt bekommen, gleichviel, ob sie sich mehr durch eigenen Fleiß verdienen können. Solcher Art fühlte sich Meier jetzt in seinem neuen Beruf ganz glücklich; er dachte gar nicht daran, daß der Tag und Nacht unruhige Posten eines Chaussee-Einnehmers eben nicht für einen alten, alleinstehenden Mann geeignet sei, um sich darin zur Ruhe zu setzen, und daß der Herr Kreisdirektor, für den er dreißig Jahre geschrieben, ihm wohl einen besseren hätte verschaffen können. Er war, wonach er sich die dreißig Jahre lang gesehnt, endlich versorgt, und damit begann für ihn eigentlich erst, trotz seiner sechsundfünfzig Jahre, das wirkliche Leben — wenn nur der Todte nicht da nebenan gelegen hätte!

Es wurde recht still draußen auf der Straße. Vor einer kleinen Weile war noch die Post vorübergefahren, und das lustige Schmettern des Horns und das Klingeln der Schlittenschellen schon lange in weiter Ferne verhalt. Auch dies flüchtig angenehme Gefühl hatte er überwunden, daß der Postillon nur seinethalben geblasen. Jetzt rollte noch draußen

langsam ein schwerbeladener Wagen vorbei. Er hielt vor dem Fenster, der Fuhrmann kam zum Schieber und zahlte sein Chausseegeld und fuhr vorüber. Er konnte noch hören, wie die Räder langsam über den Schnee knirschten — dann war alles still und todt.

Die alte Schwarzwälderuhr, die an der Wand hing und mit einigen anderen Sachen noch der Wittwe gehörte, schlug zehn; das Ticken der Uhr war das einzige Geräusch, das man hörte, und der neue Chaussee-Einnehmer beschloß endlich, zu Bett zu gehen. Die kleine Studirlampe brannte noch auf dem Tisch; er hätte sie gern die ganze Nacht durch brennen lassen, — aber das kostete doch zu viel Oel. Außerdem hing ja auch die von der Regierung gehaltene Lampe draußen am Schubfenster und warf ihr Streiflicht schräg in die Hälfte der Stube herein.

Er schraubte seine Lampe herab und setzte sich dann noch einen Augenblick ans Fenster, um auf die öde Chaussee hinaus zu schauen. Wie wunderlich das aussah! Die Lampe warf ihr scharfes, grelles Licht auf den nächsten entblätterten Pappelbaum, über die beschneiten Steinhaufen, über den glitzernden Schnee und die braun punktirten Fahrgeleise bis zu den andern Pappeln hinüber und auch noch ein Stück drüben auf das Feld, das der tiefere Chausseegraben mit

einem schwarzen Schattenstrich von dem eigentlichen Wege trennte. Die Nacht war rabendunkel und der wolkenbedeckte Himmel zeigte nur hie und da einen einzelnen blitzenden Stern. In weiter Ferne konnte er aber noch einige funkelnde Lichter der sich nach links hinüberstreckenden Stadt erkennen, und so weit diese entfernt waren, gewährten sie dem kleinen schüchternen Mann doch einige Beruhigung. Dort wohnten doch Menschen; die Lichter brannten vielleicht in freundlichen, belebten Stuben, und er saß lange dort auf seinem Stuhl und schaute nach ihnen hinüber.

Ein paarmal horchte er die Straße hinauf, denn er glaubte einen heranrasselnden Wagen zu hören, aber es war nichts — vielleicht nur das Klappern der alten Uhr, an das er sich noch nicht gewöhnt. — Wenn nur der Todte nicht dadrinnen gelegen hätte!

Immer und immer wieder flog sein scheuer Blick nach der Thür hinüber, und er konnte den Gedanken nicht los werden, daß sie sich öffnen, und der Todte mit seiner Zipfelmütze herein schauen müsse. Ein leises Zittern flog ihm zuletzt über die Glieder — vielleicht kam es von der kälter gewordenen Stube her — und er wollte nun wirklich zu Bett gehen. Er zog sich aus, aber so leise und geräuschlos, wie nur irgend möglich — denn er fürchtete sich vor jeder lauten Bewegung,

die er selber machte — legte die Kleider auf den, vor das Bett gerückten Stuhl und kroch unter die Decke — aber auf wie lange?

Sonst, wenn er zu Bett gegangen, wußte er, daß er nicht eher wieder aufzustehen brauchte, bis ihn das Tageslicht zu neuer Arbeit rief; jetzt war es etwas anderes — jetzt hatte er eine Versorgung, und jeder späte Wagen zwang ihn, das Bett zu verlassen, seine Pflicht nicht zu versäumen. Er war auch wirklich kaum warm geworden, als er die raschen Hufschläge herantrabender Pferde hörte und erschreckt wieder empor fuhr. Draußen hielt ein viersitziger Glaswagen mitten auf der Chaussee; der Kutscher knallte mit der Peitsche und beschwichtigte dann die darüber unruhig gewordenen Pferde. Meier öffnete sein kleines Schubfensterchen.

„Ich kann nicht vom Bock!" rief ihm der Kutscher herüber, „meine Pferde halten nicht." Und der kleine Mann fuhr dienstfertig in seine Pantoffeln und in den dünnen Schlafrock und lief hinaus in den Schnee, um das Chausseegeld in Empfang zu nehmen. Der Kutscher hatte auch kein kleines Geld; er mußte zurück und wechseln, und jener fluchte, daß es eine so „verdammt lange Zeit dauere." Er betrachtete dann das wiedergebrachte Geld bei dem Schein seiner eige-

nen Laterne, schnalzte mit der Zunge und fort rasselte der Wagen in die winterliche Landschaft hinein.

Meier kroch wieder in sein Bett zurück, und erschrack nur, daß die Thüre etwas härter zufiel, als er beabsichtigt hatte. Draußen war jetzt alles ruhig, nur das regelmäßige, monotone Ticken der Uhr tönte fort. Es schlug halb elf; das hörte er noch, dann war er im Traum wieder heut Nachmittag in der Gerichtsstube und leistete den Eid, und der Kreisdirektor ermahnte ihn, seine Pflichten getreu zu erfüllen, und der alte todte Chaussee-Einnehmer saß daneben auf einem Stuhl und weinte und sagte, es thäte ihm so leid, daß er seinen Platz verlassen müßte, denn es wär' eine so gute, einträgliche Stelle gewesen. — Dann saß er plötzlich wieder an seinem Schreibtisch; er hatte eine nothwendige Arbeit abzuliefern, war gerade mit der Minute fertig geworden, und goß in dem letzten Augenblick in aller Hast und Eile das Dintenfaß über den sauber beendigten Bogen. Und wieder stand der Chaussee-Einnehmer neben ihm, sagte: „das schadet gar nichts,“ nahm seine Zipfelmütze und wischte den Fleck so rein von dem Papier herunter, daß auch nicht die Spur davon mehr übrig blieb. Wie er aber sein sauberes Manuscript in aller Freude zusammenpackte, kam der Wagen, der seine Möbel nach dem Chaussee-

hause abholen sollte, und der Fuhrmann knallte unten vor seinem Fenster mit der Peitsche. „Ja, gleich!“ rief er in aller Eile; er mußte nur erst das Paket noch zusiegeln, daß es der Herr Kreisdirektor zur rechten Zeit bekam — aber der Mann unten war entsetzlich ungeduldig; er knallte wohl schon zum sechstenmal, und klopfte jetzt sogar, wahrscheinlich mit der langen Peitsche, an sein niederes Fenster im ersten Stock.

Zugleich während das Klopfen noch forttönte, knarrte eine Thür, und Meier fuhr erwachend, und mit dem Bewußtsein der übernommenen Pflichten, erschreckt in seinem Bett empor. Im nächsten Augenblick sank er aber auch schon, wie vom Schlag getroffen, auf sein Lager zurück, denn sein Blick fiel auf die g e ö f f n e t e Thür der Todtenkammer, fiel auf die weiße Gestalt des Todten selber, der im Leichenhemd, die weiße Zipfelmütze auf, wie er ihn hatte auf dem Stroh liegen sehen, geräuschlos durch das Zimmer, dem Fenster zuglitt.

„Na, Donnerwetter, das dauert heute einmal lange!“ sagte jetzt eine Stimme draußen vor dem Schieber; „sechs Pferde — hier; das wird gerade recht sein. Gute Nacht.“

Der Schieber wurde wieder zugeschoben, die Gestalt wandte sich und verschwand durch die Thür zur

Todtenkammer, die sich hinter ihr auf's neue schloß. Dort hörte Meier noch den fatalen Husten des Alten, von dem ihm die Frau erzählt und der deutlich zu ihm herausschallte — dann war alles wieder still wie im Grab.

Die Uhr hob aus und schlug einmal an. Der Schein der draußen hängenden Laterne fiel gerade auf ihr Zifferblatt — es war halb Eins; und vor Grausen mehr todt als lebendig, barg der neue Chaussee-Einnehmer den Kopf unter seiner Federdecke und fühlte den Angstschweiß sich über seinen ganzen Körper verbreiten.

3.

Wie lange er so gelegen, ob er wieder eingeschlafen war, oder die Stunden wachend in zitternder Angst unter der Decke verbracht hatte, wußte er nicht. Schlittengeläute und Peitschenknallen trieb ihn aber endlich wieder aus dem Bett. Es war drei Uhr, und die Marktwagen fuhren nach der Stadt, erst einzeln, dann in fast ununterbrochener Reihe, so daß er kaum Zeit behielt sich einzuheizen. Und doch, wie froh war er der Störung! Das Leben da draußen zerstreute die düsteren Schreckgebilde der Nacht, und als er seine

Lampe wieder angezündet und das Feuer lustig im Ofen knisterte, fühlte er, wie ihm nach und nach wärmer ward, wie sein Muth, seine Lebenskraft zurückkehrte.

Endlich brach der Tag an, und die alte Frau stand auf, den Kaffee für sie Beide zu kochen; aber er scheute sich ein Wort über die Erscheinung mit ihr zu sprechen. Außerdem blieb ihm kein Augenblick freie Zeit, da die Wagen rasch einander folgten. Ein paar Marktleute, die den alten Chaussee-Einnehmer genauer gekannt, waren über das neue Gesicht erstaunt und fragten, ob der alte Folkert krank sei? Als sie hörten, daß er gestorben, schüttelten sie mit dem Kopf und fuhren weiter. Die meisten fragten aber gar nicht, zahlten ihr Chausseegeld und bekümmerten sich entsetzlich wenig darum, wie der aussah oder hieß, der es ihnen abnahm.

Die alte Frau schluchzte indessen im Hause herum. Der Tischler war noch einmal dagewesen, und die Leichenfrau kam und trank Kaffee mit der Alten. Auch der Armenarzt, der grade vorüberfuhr, schaute noch einmal herein, und es war ein ewiges Hin- und Widergehen in und aus der Todtenkammer. Für Meier kam aber der Arzt sehr erwünscht. Den nahm er nemlich bei Seite und fragte ihn auf sein Gewissen,

ob er die feste Ueberzeugung habe, daß der alte Folkert wirklich todt sei? Er hatte erst gewartet, bis die Frau das Zimmer verlassen, um ganz ungestört mit dem Herrn sprechen zu können. Darüber erklärte sich der Arzt jedoch ganz bestimmt.

„Der ist todt, wie eine Latte," sagte er, zu sehr an derlei Fälle gewöhnt, um ein besonderes Zartgefühl zu zeigen; „dem thut kein Finger mehr weh; seien Sie außer Sorge." Er glaubte wahrscheinlich, Meier frage nur aus Furcht, seine Stelle wieder zu verlieren. Meier ließ sich übrigens nicht so leicht abweisen, denn mit der Erscheinung der letzten Nacht im Gedächtniß, konnte ihn eine so einfache Versicherung nicht gleich zufrieden stellen. Trotzdem scheute er sich noch immer dem fremden Mann das zu erzählen, was ihm selber in dieser Nacht begegnet war, und nur erst, als der Doktor, der mehr zu thun hatte, als sich hier mit Schwatzen aufzuhalten, fort wollte, rückte er gepreßt mit der Erscheinung heraus. Erst sprach er allerdings vom möglichen Scheintod, und daß es ihm wäre, als habe er den Todten in seiner Stube husten gehört. Da aber der Arzt, hierüber ungläubig und ungeduldig, mit dem Kopf schüttelte und sagte: „Papperlapapp! Wer weiß, was Sie gehört haben!" ja seinen Hut und Stock faßte und eben zur Thür hinaus wollte,

durfte er nicht länger schweigen, und erzählte ihm alles, was er die Nacht erlebt.

Der Doktor lachte ihm allerdings ins Gesicht, legte aber doch Hut und Stock wieder ab und ging mit ihm noch einmal in die Kammer hinein, wo das Bett des Todten stand. — Der freilich lag starr und ausgestreckt auf seiner Bahre und rührte und regte sich nicht.

Der Arzt trat zu ihm, hatte aber kaum seine Hand angerührt und einen Blick auf die starren todten Züge geworfen, als er auch schon wieder fast wie ärgerlich mit dem Kopf schüttelte.

„Unsinn, Unsinn, Unsinn!“ wiederholte er dabei, „blanker, barer, heller Unsinn! Sie scheinen mir lebhaft zu träumen, mein Freund. Seien Sie aber so gut und lassen Sie mich künftig mit Ihren Alfanzereien zufrieden.“ — Damit lief er in das Zimmer zurück, griff Hut und Stock wieder auf und verließ rasch und ärgerlich das Haus.

Herr Meier blieb etwas verdutzt zurück. Der Mann konnte doch am Ende recht haben, und es war allerdings möglich, daß das Ganze nur ein außerordentlich lebhafter Traum gewesen. Unheimlich blieb ihm die Geschichte freilich immer, und er sah die Thür, hinter welcher der Todte lag, den ganzen Tag miß-

trauisch von der Seite an. Die alte Frau hatte indessen in die Stadt gemußt, um dort mehreres zu besorgen, und Meier behielt vollkommen Zeit, sich die Sache nach allen Seiten hin reiflich zu überlegen. Darüber war er jedoch mit sich einig geworden, der Frau Folkert kein Wort davon zu sagen. Es mußte ein Traum gewesen sein, und da Meier seine schwache Seite, diese Furcht vor dem Uebernatürlichen, recht gut kannte, konnte die, am vorigen Tag erregte Einbildungskraft ihm allerdings recht leicht einen solchen Streich gespielt haben.

So verging der Tag; die Straße blieb außerordentlich belebt, und er kam eigentlich bis spät in die Nacht hinein gar nicht recht zu sich selbst. Die Frau war wieder gekommen und hatte das Mittagsessen bereitet, das sie Beide gemeinschaftlich verzehrten. Gegen drei Uhr setzte sie ihm dann die Kaffeekanne in die Röhre, weil sie wieder zu ihren Verwandten mußte; eben diese Kaffeekanne bot dem guten Meier aber Stoff zu tiefem Nachdenken.

Wie sollte das jetzt werden, wenn die Frau fortgezogen war und ihn hier allein zurückgelassen hatte? Wer sollte da für ihn kochen und alle die andern Kleinigkeiten im Haus besorgen, für die ihm seine Beschäftigung kaum Zeit übrig ließ? Zum erstenmal in

seinem Leben fühlte er das Unangenehme des Junggesellenstandes, denn in der Stadt hatte ihm seine Hauswirthin Alles besorgt. Hier war er nun selber Hauswirth, und das, woran er bis jetzt noch gar nicht gedacht hatte, zeigte sich ihm jetzt als bittere Nothwendigkeit — daß er sich nemlich irgend eine Person miethen müsse, welche die Wirthschaft versehen könnte.

Er selber war dabei nicht einmal im Stande, sich nach einer solchen umzusehen, da er das Haus auf keine Viertelstunde verlassen durfte. Wo waren überhaupt jetzt seine hübschen Spaziergänge am Sonntag Nachmittag geblieben? Wo war seine freie Zeit nach vollbrachter Arbeit? Er hatte eine Arbeit überkommen, die nie vollbracht werden konnte, einen endlosen Faden, den er abwickeln sollte, und ein paarmal wollte es ihm doch fast bedünken, als ob ihm der Herr Kreisdirektor in dem langen Zeitraum auch wohl hätte eine andere Stellung ausfindig machen können. Aber er dachte diesen Gedanken nur ganz schüchtern, und warf sich dabei auch zugleich die Undankbarkeit gegen seinen hohen Gönner vor. Die Stellung sollte noch erfunden werden, die nicht ihr Unangenehmes hatte, keine Rose war ohne Dornen, und die Versorgung deckte alle die Mängel und Flecken reichlich zu.

Am Abend hatte sich die Frau Folkert Besuch mit-

gebracht. Des Todtengräbers Ehehälfte — ihre nächste Nachbarin und eine recht liebe, gesprächige Frau — war mit herübergekommen, und wieder wurde der dazu nöthige lange und unvermeidliche Kaffee gebraut. Allerdings war Meier die Gesellschaft ganz angenehm, dann aber grauste es ihm auch wieder ein wenig vor ihren Erzählungen, denn sie sprach fast nur von Begräbnissen und berichtete, was für eine „schöne Leiche" Assessors gehabt hätten, und wie knickerig sich dagegen Bürgermeisters benommen haben sollten. Auch erschrack der kleine ängstliche Mann nicht wenig darüber, mit welcher fabelhaften Gleichgültigkeit die Frau von einer so hochgestellten Persönlichkeit, wie „Bürgermeisters" sprach. Aber lieber Gott, das Grab macht alles gleich, und der Todtengräber ist eigentlich der einzige offizielle Kommunist im ganzen Staat. Außerdem verging die Zeit darüber und es war zehn Uhr geworden, Meier wußte selbst nicht wie. Die Frau mußte nach Haus, und die Frau Folkert, die an dem Abend eine Menge edle Züge von ihrem Seligen erzählt und außerordentlich viel dabei geweint hatte, ging ebenfalls, mit schwerem Herzen, zu Bett.

Aus der Stadt kamen noch einzelne Marktwagen. Manche der Leute hatten sich in den Wirthshäusern

verspätet und kehrten jetzt in die Dörfer zurück. Es war elf Uhr, ehe die Straße still wurde und Meier damit auch Gelegenheit bekam, sein eigenes Lager zu suchen. Heute kam ihm das Ganze auch schon nicht mehr so ungewohnt vor — die hell beleuchtete Pappel vor dem Fenster mit ihrem langen schwarzen Schatten war ein alter Bekannter geworden, und der Chaussee-baum, der stolz die Landesfarben trug, und den er nicht mehr herunterlassen durfte, lehnte sich als Zeichen seiner Würde schräg in die dunkle Nacht hinaus. Er kam ihm fast vor, wie eine riesige Angel, an der er die vorbeifahrenden Wagen fangen sollte. — Aber die Augen wurden ihm schwer; hatte er doch den ganzen Tag gar wacker auf den Füßen sein müssen. Er zog sich aus, und beschloß, in dieser Nacht nicht wieder so schwer zu träumen, wie in der vorigen.

Träumen? Lieber Gott, bleibt einem Chaussee-Einnehmer viel Zeit zum Träumen? Noch war er nicht einmal ganz eingeschlafen, da kam schon wieder ein Wagen vorüber, neben dem einige Betrunkene hertaumelten und wilden Lärm vollführten. Das an dem Tag eingenommene Geld hatte er schon wegge-schlossen und warf das jetzt einkommende in eine neben dem Fenster befindliche Schieblade. Es schlug halb zwölf, als er wieder ins Bett stieg, und wenn sich

auch das Grauen vor seiner unheimlichen Nachbarschaft noch nicht ganz verloren hatte, so war er heute Abend doch wirklich zu müde, um lange darüber nachzudenken.

Im nächsten Augenblick schon lag er dem Schlaf in den Armen — und träumte — er wußte eigentlich selbst nicht recht was er träumte, aber die Uhr hatte ausgehoben und schlug zwölf und draußen vor dem Fenster knallte jemand mit der Peitsche. Er lag allerdings im ersten Schlaf, aber er hörte die bekannte Mahnung. Er wußte, daß er aufstehen mußte, und doch waren seine Glieder wie vom Schlag gelähmt, denn wieder knarrte die Thüre, wieder sah er mit dem stieren Blick der Angst die weiße Gestalt des Todten an das Fenster treten, hörte den Schieber öffnen, hörte dieselben Worte: „na, das dauert aber lange! Sechs Pferde!“ — hörte das Geld in den Kasten fallen, hörte das leise Husten des Unglücklichen, der selbst auf seinem Todtenbett keine Ruhe finden konnte, und wie sich die Thür hinter demselben geschlossen hatte, vergingen ihm selbst in Angst und Grauen die Sinne.

Als er wieder zu sich kam, sprang er aber hastig aus dem Bett, um vor allen Dingen seine Lampe anzuzünden. Die Dunkelheit preßte ihm das Herz zu-

sammen und er mußte Licht haben. Es war halb zwei Uhr und eine Extrapost, die vorüber kam, brachte ihn erst eigentlich wieder zu sich selber.

Diesmal aber wußte er, hatte er nicht geträumt. Die Erscheinung war furchtbare Wahrheit geworden, denn der Beweis lag in der Schieblade — das eingenommene Chausseegeld nemlich für den sechsspännigen Wagen! — und mit einem unbeschreiblichen Grauen betrachtete er die funkelnden, vollkommen neuen Geldstücke. Selbst der sechsspännige Wagen kam ihm jetzt gespenstisch vor, als ob er mit dem Geist des abgeschiedenen Chaussee-Einnehmers in Verbindung stände. Allerlei tolle Ideen zuckten ihm dabei durch's Hirn. Hatte der Mann vielleicht einmal das Geld für ein solches Fuhrwerk unterschlagen, und mußte er nun nach seinem Tode regelmäßig in der Geisterstunde• den vorüberfahrenden Fuhrmann abfertigen? — Er war ordentlich froh, als wieder wirkliche lebendige Menschen vorüberkamen und seine Thätigkeit in Anspruch nahmen. Wenn auch nur durch das Fenster, trat er dadurch mit der Welt doch wieder in Verbindung, und die Geister hatten dadurch keine Macht mehr über ihn.

Endlich wurde es Tag; so lang war ihm noch keine Nacht geworden, und er ging nur jetzt mit sich

zu Rathe, ob er heute der Frau Folkert das mittheilen sollte, was er in den beiden Nächten gesehen und erlebt. Davon hielt ihn aber einestheils seine angeborne Gutmüthigkeit ab, im Fall der alte Chaussee-Einnehmer wirklich noch zur Strafe nach seinem Tode umging, denn wie schmerzlich mußte es ja doch in diesem Fall für die Frau sein, das zu erfahren! Anderntheils war er aber auch mit seiner Erzählung von dem Arzt so barsch behandelt und abgewiesen worden, daß er sich fürchtete, sein Geheimniß auf's neue preiszugeben. Vorher mußte er also Gewißheit haben, ob wirklich Todte im Stande wären sich selbständig zu bewegen, und die konnte ihm niemand besser geben, als sein Nachbar der Todtengräber.

Der Mann verkehrte das ganze Jahr mit Leichen und Todten; wenn irgend Einer in der Welt, der mußte es wissen. Außerdem hatten die beiden Frauen den Todtengräber gestern so über alle Maßen gelobt, was er für ein ordentlicher, verständiger und gescheuter Mann sei, daß es Meier schien, als könne er nirgends bessere Aufklärung erhalten.

4.

Um mit dem Todtengräber zu sprechen, mußte er freilich zu ihm gehen, und dazu war heute noch die

beste Gelegenheit. Die Frau Folkert hatte nemlich das Geschäft des Chaussee-Einnehmers so lange Jahre betrieben, daß er ihr dasselbe wohl jetzt auf ein paar Stunden anvertrauen konnte. Außerdem mußte er ohnedies in die Stadt, um sich nach einer Person für seine Wirthschaft zu erkundigen, die ihm durch vortreffliche Autorität empfohlen worden: nemlich durch die Frau Folkert selber, wie durch die Frau des Todtengräbers. Viel Zeit hatte er dabei auch nicht zu versäumen, da sich die Erstere entschlossen hatte, nach der Beerdigung, die am nächsten Morgen stattfinden sollte, das Haus zu verlassen, und er erbat sich deßhalb von der Frau Folkert Urlaub, diesen nöthigen Gang so rasch als möglich abzumachen.

Der Kirchhof lag kaum fünf Minuten vom Chausseehaus entfernt, ein klein wenig abseits von der Straße, und für ihn als nächsten Nachbar, schickte es sich ja auch ohnedies, daß er dem Todtengräber seinen Besuch machte; es konnte dem Mann also gar nicht auffallen, daß er zu ihm kam.

Zuerst ging er also in die Stadt, um dort so rasch wie möglich alles abzumachen, kam aber leider zu keinem Resultat, und sprach nun auf dem Rückweg bei dem Todtengräber vor. Herr Hillermann, wie dieser mit seinem Familiennamen hieß, befand sich gerade

zu Hause, saß in seinem kleinen Stübchen, mit der kurzen Pfeife im Mund, am Ofen und begrüßte den neuen Chaussee=Einnehmer auf das freundlichste.

Es war eine lange hagere Gestalt mit rauhen, aber nicht abschreckenden Zügen. Unter den kurzgehaltenen, schon etwas dünn gewordenen schwarzen Haaren wölbte sich eine hohe Stirn, und die ein wenig emporgezogenen starken Augenbrauen gaben den kleinen lebendigen braunen Augen noch besondere Schärfe. Herr Hillermann war dabei eine Art von Philosoph, der in seinen Kreisen besondere Achtung genoß, und dem dabei doch an dem Urtheil der Welt außerordentlich wenig gelegen schien. Er verachtete z. B. Leichensteine auf das Gründlichste, und schien mit einer gewissen Art von Vorliebe alle jene Gräber zu behandeln, die von der Welt vernachläßigt wurden. Den Kirchhof nannte er seine Erziehungsanstalt, in dem er Kandidaten für den Himmel zöge, und ein besonderes Vorurtheil hatte er für Kinderleichen — erstlich nahmen sie nicht viel Platz weg und dann wurden sie von den Hinterbliebenen gewöhnlich am meisten mit Blumen bedacht, die er mit einer wahren Leidenschaft wartete und pflegte. Sein Kirchhof glich deßhalb auch im Sommer einem blühenden Garten.

Herr Hillermann war heute Nachmittag bei außer=

ordentlich guter Laune, wenn sie auch gerade nicht im Ausdruck seiner Züge sichtbar wurde, denn lachen hatte ihn noch niemand gesehen. Seine Arbeit für den heutigen Tag war aber beendet, eine weitere Anmeldung noch nicht eingetroffen, und er durfte sich also mit vollkommen freiem Herzen dieser wohl verdienten Ruhe hingeben.

Herr Meier stellte sich ihm jetzt als seinen neuen Nachbarn vor, und Hillermann schüttelte ihm derb und gutmüthig die Hand. „Freut mich, Sie bei mir zu sehen," sagte er, „und ich hoffe, wir sollen gute Nachbarn werden. Folkert war auch eine treue Seele, nur ein bischen schlafmützig und stand ein wenig unter dem Pantoffel. Na, jetzt habe ich ihm auch sein letztes Bett gegraben, und morgen wollen wir ihn hineinlegen. Da kann er ausruhen von alle dem, was ihn hier geärgert und gequält, und in dem Schlaf stört ihn auch kein Vier- und kein Sechsspänner weiter."

Meier sah überrascht, fast erschreckt zu ihm auf. Wußte der Mann etwas? — Aber Hillermann hatte sich abgedreht, ging nach dem Tisch, zog die Schieblade auf und nahm ein paar Cigarren heraus.

„Rauchen Sie?" fragte er, indem er Meier eine entgegen hielt.

„Nein, ich danke," lehnte dieser den angebotenen Genuß ab; „ich habe mich nie dazu entschließen können!"

Du lieber Gott, wie gern hätte er sich dazu entschlossen, wenn er je im Stande gewesen wäre die Ausgabe des Tabaks zu erschwingen, ohne zugleich auch sein kleines, für Krankheitsfälle angelegtes Kapital zu gefährden.

„Das müssen Sie sich noch angewöhnen!" rief aber verwundert der Todtengräber. „Ein Chaussee-Einnehmer und nicht rauchen! Mit was wollen Sie sich denn da um Gotteswillen die müßige Zeit vertreiben? Lieber Himmel! Wenn ich mir denken sollte, daß jemand ein ganzes Lebensalter an einem Schiebfenster sitzen müsse, ohne eine Pfeife im Munde zu haben — bewahre, das geht gar nicht."

Nun war aber Herr Meier noch keineswegs entschlossen, seine ganze Lebenszeit an dem Schiebfenster sitzen zu bleiben, und der „Geist" trug daran nicht geringe Schuld. Das ganze Leben selber behagte ihm ebenfalls noch nicht. Wenn auch in Dürftigkeit erzogen, war er doch stets an Reinlichkeit und feine Ordnung gewöhnt gewesen, während jetzt in dem Chausseehaus alles drunter und drüber ging. Der außergewöhnliche Zustand, der Uebergang der ganzen

Wirthschaft aus den Händen des einen Besitzers in die des andern, entschuldigte das allerdings vollkommen. Dem kleinen ordentlichen Mann war es aber in den beiden Tagen so ungemüthlich wie möglich vorgekommen, und wenn er an die Nächte dachte, wurde ihm gar unheimlich zu Sinn.

Was nun den Gebrauch des Tabaks betraf, so mochte er seinem neuen Nachbar nicht gleich widersprechen und gab ihm eine halb ausweichende, halb zustimmende Antwort. Er versicherte ihn, daß er es versuchen wolle, und die beiden Männer setzten sich dann zu dem Ofen und plauderten von dem und jenem, — von dem alten Chaussee-Einnehmer und von neuen Gräbern, von der Frequenz der Straße und der letzten Leichenrede, die der Herr Pfarrer Beißwurz gehalten hatte. Dann kamen sie natürlich auf die hohen Getreide- und Kartoffelpreise, und wie alles am leichtesten und billigsten hier draußen zu beschaffen sei, und zuletzt führte der Todtengräber Herrn Meier in den Schnee hinaus um ihm doch auch einmal „seinen Kirchhof" zu zeigen.

Herr Meier fand allerdings nicht das mindeste Interesse daran. Er war überhaupt nirgends unlieber, als auf einem Kirchhof, noch dazu bei vier Zoll Schnee und mit kalbledernen Stiefeln. Es half aber nichts; es war einmal Hillermanns Steckenpferd, und da er

indessen Kaffee drinnen bestellt hatte, ließ sich der Promenade nicht gut ausweichen.

Draußen bekam er auch das Loch gezeigt, in das der alte Folkert versenkt werden sollte. Dicht daneben war ein eben solcher Platz für eine Geheimräthin hergerichtet, und Herr Hillermann meinte — ohne jedoch eine Miene dabei zu verziehen, — er hoffe, daß sich die Beiden da mit einander vertragen würden.

Meier gab die Bemerkung einen ordentlichen Stich durch's Herz, und mit leiser, schüchterner Stimme wagte er die Antwort, daß im Tode wohl jeder Unfriede aufhören müsse? —

Hillermann, der quer über die Gräber hin den Rückweg nach dem Hause angetreten hatte, sah seinen Nachbar von der Seite an, schwieg einen Augenblick und sagte dann kopfschüttelnd:

„Nicht immer."

„Nicht immer?" rief Herr Meier erstaunt und blieb mitten im Schnee, der ihm bis an die halben Schäfte reichte, stehen.

„Nicht immer," bestätigte aber, auf seiner Behauptung fest beharrend, der Todtengräber. Da er jedoch in seinem Gang nicht einhielt, mußte Meier machen, daß er ihm nachkam, und vor dem Haus stampften sich die Männer erst wieder den Schnee

von den naß gewordenen Stiefeln, ehe sie die Flur betraten.

Hier war jedoch ein Anknüpfungspunkt für den kleinen Mann, seinen Nachbar auf d a s Gespräch zu bringen, auf welches er ihn haben wollte. Allerdings hatte er sich länger in der Stadt aufgehalten, als es seine Absicht gewesen, und bei den entsetzlich kurzen Tagen und dem bewölkten Himmel dämmerte der Abend schon wieder. Um dem Nachbar nicht lästig zu werden, ließ er auch eine Andeutung fallen, als ob er doch wohl jetzt wieder nach Hause müsse. Davon wollte Hillermann aber nichts hören.

„Ach was," sprach er, „erst treten Sie herein und trinken eine Tasse Kaffee mit mir, die hält bei der Kälte Leib und Seele zusammen, nachher kommen Sie immer noch früh genug nach Hause. Die Frau Folkert wird indessen schon keinen Wagen durchbrennen lassen. Ueberhaupt müssen Sie sich bald jemand abrichten, der Ihnen bei der Geschichte hilft, denn Alles allein zu besorgen, hält ja kein Mensch aus. Selbst ein Pferd will ein paar Stunden Ruhe haben, ehe es wieder an die Arbeit geht, wie viel mehr denn ein Beamter. Sie sollten heirathen."

„Ach du lieber Gott!" sagte Herr Meier, der über die Bemerkung ordentlich erschrak. „Ich in

meinen Jahren! Aber nach einer guten Haushälterin habe ich mich heute schon umgesehen, wenn ich auch freilich, und sehr zu meinem Bedauern, die Person nicht bekommen konnte, die mir empfohlen wurde."

„Na, das findet sich alles," meinte Hillermann, während sie in die Stube traten, „und da steht der Kaffee. Jetzt wollen wir zulangen. Sie haben wohl nasse Füße gekriegt?"

Meier hatte allerdings in dieser Vermuthung seine kalbledernen Stiefel schon einigemale mißtrauisch befühlt, leugnete die Thatsache aber hartnäckig. Er fürchtete den Todtengräber damit zu beleidigen, daß er sich auf seinem Kirchhof nasse Füße geholt haben könnte. Die Männer setzten sich jetzt zum Kaffeetisch, und Hillermann schenkte ein. Im Zimmer war es noch viel dunkler als draußen, aber das Feuer im Ofen knisterte hell und warf aus dem Zugloch seinen lichten Schein über die weißgescheuerten Dielen bis zur geblümten Kaffeekanne hinauf.

„Sie sagten da vorhin, mein bester Herr Hillermann," begann Herr Meier endlich, nachdem er eine Tasse Cichorienaufguß getrunken und den „Kaffee" außerordentlich gelobt hatte, „Sie sagten da vorhin, daß sich die Todten nicht immer vertrügen, he, he, he! Nicht wahr, Sie haben aber bloß einen Scherz damit

gemacht? Du lieber Gott, wenn wir einmal todt sind, dann soll es uns wohl vergehen, uns um den zu bekümmern, der neben uns liegt."

Der Todtengräber sah den ihm gegenübersitzenden Chaussee-Einnehmer ernst und nachdenkend an, die Züge seines Gesichts verschwanden aber schon in der düstern Dämmerung des Zimmers, und nur die hohe weiße Stirn mit den darunter gar lebendig blitzenden braunen Augen war noch deutlich sichtbar. Der Chaussee-Einnehmer schaute auch mit heimlichem Grausen zu dem Mann empor, der sein ganzes Lebenlang mit Leichen verkehrte, und jedenfalls darin schon ganz entsetzliche Erfahrungen gesammelt haben mußte. Das Lachen war dem armen kleinen Manne schon lange auf den Lippen erstorben.

„Mit solchen Sachen ist nicht gut zu scherzen," sagte der Todtengräber.

„Aber Sie wollen doch nicht behaupten —" stotterte Herr Meier.

„Mein lieber Herr Nachbar," sprach da Hillermann mit ernster feierlicher Stimme, indem er sich eine frische Tasse Kaffee einschenkte, „es gibt da draußen Dinge, die wir uns hier drinnen nicht träumen lassen, und je weiter entfernt man sich von denen da —" und er deutete dabei mit dem Daumen zurück über die

Schulter nach dem Kirchhof zu — „hallen kann, desto besser.“ —

„Von den — von den Todten?“ fragte Meier mit schüchterner Stimme. — Hillermann nickte nur schweigend mit dem Kopf, und Meier, indem er fühlte, wie es ihm eiskalt über den Rücken lief, fragte fast flüsternd weiter: „Und so glauben Sie wirklich, daß ein Mensch, wenn er einmal todt ist — wirklich todt ist, mein' ich — doch noch wieder auf der Erde erscheinen und — und gewissermaßen umgehen könne?“

„Sie sind doch ein Christ, Herr Meier?“ sagte da der Todtengräber ernst.

„Ich? Gewiß,“ erwiderte überrascht der Chaussee-Einnehmer, „wie kommen Sie zu der Frage, Herr Hillermann?“

„Nun sehen Sie wohl,“ versetzte der Andere, „dann glauben Sie doch also auch an ein Leben nach dem Tode, wie es uns selbst die heilige Schrift lehrt. Der Tod ist deßhalb auch nur der Uebergang von einem Leben zum andern, nur daß es die da drüben anders treiben als wir.“

„Und da glauben Sie, daß die bösen Menschen nach dem Tod hier noch wirklich umgehen müssen, und halten es nicht für unmöglich, daß uns Einer derselben erscheinen könne?“

„Böse Menschen?“ wiederholte kopfschüttelnd der Todtengräber. „Lieber Gott, ganz wirklich böse Menschen gibt es doch wohl nur sehr wenige auf der Welt. Wir sind eigentlich von Herzen alle gut, und was hie oder da etwas mehr oder weniger Eigennutz den Einen oder den Andern, nach unsern Begriffen, sündigen läßt, davon kann ich mir nicht denken, daß es ihm der Herrgott da oben so hoch anschlagen sollte. Einer hat auch wieder vor dem Andern Fähigkeiten bekommen, und wenn der Arme aus Hunger einen Laib Brod stiehlt, bleibt es immer zweifelhaft, ob der Reiche darum besser ist als er. Wenn der jetzt Reiche in den Verhältnissen des Armen gewesen wäre — wer kann sagen, mein Lieber, ob er nicht zwei gestohlen hätte?“ —

Dann würden Sie das Umgehen der Todten also auch nicht als Strafe betrachten?“ fragte Meier, dem es schon gar nicht mehr einfiel, die Thatsache des Umgehens zu bezweifeln.

„Strafe — bah!“ sagte der Todtengräber; „eher möchte ich es für Strafe halten, da unten festgebannt in unserm engen Grabe zu sein, während um Mitternacht die andern Todten über uns ihre lustigen Spiele spielen.“

„Lustige Spiele, Herr Hillermann?“ rief der Chaussee-Einnehmer überrascht, indem er fast unwill-

kürlich etwas näher zum Tisch rückte. — Hillermann schwieg wieder eine Weile; es schien fast, als ob er nicht recht mit der Sprache herausrücken wolle. Im Zimmer war es indessen ganz dunkel geworden, und die flackernden Lichter, die das Feuer warf, tanzten unheimlich genug herüber und hinüber an den Wänden.

„Ich will Ihnen etwas sagen, Herr Nachbar," fuhr da der Todtengräber fort, „es ist das eine Sache, von der ich nicht gerne spreche, denn die meisten Menschen in unserer Zeit sind leider Freigeister, die, wenn sie sich auch Christen nennen, doch weder an einen Gott, noch an einen Teufel glauben. Wenn man denen davon spricht, lachen sie Einen gewöhnlich aus, und ich sehe nicht ein, warum ich ihnen zum Gespött dienen soll."

„Aber Sie glauben doch gewiß nicht, daß ich Sie auslachen werde, Herr Nachbar," sagte bestürzt der Chaussee-Einnehmer, dem allein der Gedanke schon wie eine Versündigung vorkam.

Wieder schwieg der Todtengräber und schaute forschend auf den ihm gegenübersitzenden kleinen Mann. Ueber sein Gesicht zuckte es dabei herüber und hinüber, gerade wie das unheimliche Licht, das der Ofen in die Stube warf. Der Chaussee-Einneh-

mer sah aber nur die auf sich gehefteten blitzenden Augen, und das Herz stand ihm ordentlich still vor peinlich ängstlicher Erwartung.

„Nein, das glaube ich nicht,“ sprach Herr Hillermann endlich. „Ich halte Sie für einen ruhigen, vernünftigen Menschen, und um Ihnen das zu beweisen, will ich Ihnen etwas aus meinen langjährigen Erfahrungen mittheilen, von dem Sie übrigens, wie ich hoffe, keinen Gebrauch weiter machen werden.“

„Bester Herr Hillermann!“

„Schon gut, ich glaube Ihnen. Ich weiß auch nicht einmal, ob es die da draußen,“ und wieder deutete er mit dem Daumen über die Schulter, „gern haben, daß man davon spricht.“

„Die da draußen?“ sagte der Chaussee-Einnehmer und rückte noch näher zum Tisch; der Todtengräber winkte ihm aber langsam mit der Hand, und redete dann mit leiserer Stimme, als er vorhin gesprochen, und gar ernsthaft weiter.

„Daß die Todten von zwölf bis ein Uhr Nachts die Erlaubniß haben ihre Gräber zu verlassen, und die Oberwelt wieder zu besuchen, ist eine bekannte Thatsache. Sie wissen das wahrscheinlich so gut, wie ich es Ihnen sagen könnte. Da haben sie dann freie Zeit zu thun und zu treiben, was ihnen gerade gefällt,

was sie freut. Nur vor den Menschen lassen sie sich nicht gerne sehen, denn sie wissen, daß ihr Anblick Furcht und Entsetzen einflößen würde. Der Kirchhof selber aber ist ihr eigentlicher und natürlicher Tummelplatz, und dort treiben sie es denn nach Herzenslust. Sind Sie jemals schon zwischen zwölf und ein Uhr Nachts auf einem Kirchhof gewesen?"

„Ich?" rief Herr Meier erschreckt. „Gott soll mich bewahren!"

„Wer in der Zeit dort nichts zu thun hat, sollte sich auch da nicht blicken lassen," fuhr der Todtengräber ernst fort. „Es thut nicht gut, sich denen da draußen aufzudrängen. Unser Eins freilich, den sein Geschäft und seine Pflicht oft dazu zwingt, kann es nicht immer vermeiden, aber," setzte er mit leiser, fast flüsternder Stimme hinzu, indem er sich zu dem Chaussee-Einnehmer hinüberbeugte, „es sieht aber unheimlich aus, wenn sie da draußen herüber und hinüber huschen."

„Thun sie das wirklich?" flüsterte Herr Meier, dem es, bei den Erscheinungen der letzten Abende, nicht einfiel daran zu zweifeln. Der Todtengräber nickte zur Bestätigung des ebengesagten nur einfach mit dem Kopf. „Ich habe sie selber gesehen," versetzte er dann, „wie sie getanzt und sich gehascht haben, und

bei ihrem gewöhnlichen Spiel, dem Kämmerchenvermiethen —."

„Kämmerchenvermiethen?" rief der Chaussee-Einnehmer heftig erschreckt.

„Haben Sie nie davon gehört?"

„In meinem Leben nicht! Spielen sie das wirklich?"

„Oft und oft," sagte der Todtengräber, indem er sich scheu umsah, als ob er fürchte, daß ihn jemand dabei behorche. „Wenn in der Nähe ein Todter liegt, dem der Priester die letzte Ruhestätte noch nicht geweiht hat und der hier also auch noch nicht einziehen darf, dann kommt er Nachts zwischen Zwölf und Eins hinaus, um die Kameraden zu besuchen und dann treiben sie das Spiel die volle Stunde lang. Jeder kauert dann auf seinem eignen Grabe, rund umher um den dort noch nicht Eingebürgerten, und herüber und hinüber huschen sie in wilder Lust und wechseln die Plätze. Kann der fremde Geist dann ein Grab erwischen, ehe einer der Andern im Stande ist es zu erreichen, und haben sie es ihm bis die Glocke Eins schlägt, nicht wieder abgelistet, dann kriecht er draußen in das warme Bett unter der Erde, und der Ausgeschlossene muß nun den ganzen Tag scheu herumwandeln, bis er mit der nächsten Mitternacht seinen Platz erst

wieder zu gewinnen, versuchen kann. Ist der noch Unbegrabene aber ungeschickt gewesen, dann kehrt der Geist zu seinem Körper zurück, um die nächste Nacht sein Glück auf's neue zu versuchen. Und so geht es fort."

„Und das haben Sie gesehen?" flüsterte der Chaussee-Einnehmer und fühlte, wie sich ihm dabei vor Entsetzen die Haare auf dem Kopfe sträubten.

„Ja," antwortete der Todtengräber ebenso leise.

Da schlug die Uhr Fünf, und Herr Meier erschrack ordentlich vor dem lauten Ton. Aber er hatte der Frau Folkert auch versprochen, um vier Uhr spätestens wieder zu Hause zu sein; es war deßhalb die höchste Zeit, daß er ging, und vorsichtig fast, als ob er sich fürchte nach der erhaltenen Kunde eben ein Geräusch zu machen, erhob er sich von seinem Stuhl.

„Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen aufrichtig, mein guter Herr Hillermann, für das, was Sie mir eben mitgetheilt," sagte er dabei, „ich muß jetzt nach Hause. Wenn Sie mir aber erlauben, komme ich in den nächsten Tagen wieder und — erzähle Ihnen —," er beugte sich dabei ganz nahe zu dem Ohr des Todtengräbers, — „ebenfalls etwas — etwas Entsetzliches, das mir begegnet ist!"

„Ihnen?" fragte Hillermann erstaunt.

Herr Meier nickte bedeutungsvoll mit dem Kopf.

„Jetzt? Da drüben?“

Der Chaussee-Einnehmer wiederholte die Bewegung noch heftiger als vorher.

„Aber was denn, mein bester Herr Nachbar?“ forschte da der Mann, der neugierig geworden war.

„Jetzt nicht, mein werther Herr,“ bat aber der Chaussee-Einnehmer, der wie auf Kohlen stand, denn durch die für ihn so interessante Erzählung aufgehalten, hatte der sonst so entsetzlich pünktliche Mann schon eine volle Stunde seine Zeit überschritten. „Ein andermal, ein andermal! Jetzt schlafen Sie wohl und nehmen Sie nochmals tausend Dank für Ihre Mittheilung.“

„Na, gute Nacht, Herr Meier,“ sagte da plötzlich der Todtengräber mit seiner gewöhnlichen lauten, etwas tiefen Stimme, daß der ängstliche Chaussee-Einnehmer ordentlich zusammenfuhr. Dann begleitete er ihn durch die Hausflur an die vordere Thür, bis zu dem schmalen, nach der Chaussee führenden Weg, schüttelte ihm die Hand und wünschte ihm dort noch einmal wohl zu schlafen.

5.

Herr Meier sah sich im nächsten Augenblick allein auf der Straße, und zwar kaum zwanzig Schritte von der niederen weißen Kirchhofmauer entfernt. Nach dem eben Gehörten kam ihm aber der Platz so furchtbar unheimlich vor, daß er den einsamen, mit Weiden bepflanzten Weg, der nach der Chaussee zu führte, mit Zittern und Zagen einschlug. Er konnte es sich auch nicht versagen den Kopf umzudrehen, und nach der Mauer zurückzusehen. Gerade dort aber, wohin er blickte, schaute die Spitze eines weißen Monuments über die Mauer vor — und der Chaussee-Einnehmer, mit all den Eindrücken der letzten Stunde im Kopf, hielt das für kaum etwas Geringeres, als einen der stillen Bewohner jenes unheimlichen Platzes, der ihm über die Mauer nachsah. Lange Zeit zum Untersuchen nahm er sich auch nicht, sondern faßte ohne weiteres beide Rockschöße unter den Arm und lief, was er laufen konnte, die Weidenallee entlang, nicht eher rastend, als bis er die belebtere Chaussee erreichte.

„Herr Jeses, Herr Chaussee-Einnehmer, was sind Sie denn so in Eile?“ redete ihn da ein Mann an, der eben auf der Straße herunter kam. „Ist was los?“

Meier erschrak erst, denn eine der Pappeln hatte den Mann bis dahin verdeckt gehalten. Zu seiner Freude erkannte er aber schnell genug den alten lahmen Chaussee-Arbeiter, der gerade vor seiner Thür den Tag über Steine klopfte. Das war doch ein Mensch, und das Grausen, das ihn in der Nähe des Kirchhofs beschlichen, wich mit der Nähe desselben. Daß er ihn aber hier so unerwartet traf, brachte ihn auch wieder auf einen neuen glücklichen Gedanken.

Er war nemlich, während er die Weidenallee herwärts flog, zu dem festen Entschluß gekommen, diese Nacht nicht wieder allein in seinem Zimmer zu schlafen. War der Todte erst einmal hinaus auf seinen letzten Ruheplatz gebracht, dann blieb er auch hoffentlich da draußen und kehrte nicht wieder zurück; bekam er ja dort ein Kämmerchen für sich selber. Die letzte Nacht aber, die er noch unter seinem Dache lag, wollte er sich nicht wieder der Gefahr aussetzen, noch einmal von ihm erschreckt zu werden, und er hatte deßhalb im Sinn gehabt, der Frau Folkert Alles zu sagen, und sie zu bitten, mit ihm auf zu bleiben. Allerdings hätte er das nur höchst ungern gethan, und die Frau sich wahrscheinlich noch mehr gefürchtet als er selber. Eine bessere Hülfe hoffte er dagegen von dem alten Steinklopfer. Wenn auch lahm und halbtaub, war es

doch ein Mann, und durch das Versprechen eines Trinkgelds hoffte er ihn leicht dahin zu bewegen, bei ihm in der Stube zu übernachten.

Er säumte denn auch nicht länger, und obgleich es einige Schwierigkeit hatte, ihm das begreiflich zu machen was er von ihm wollte, verstand es der Alte kaum, als er sich auch vollkommen bereitwillig dazu zeigte. Er mußte freilich erst in die Stadt, um es seiner Frau zu sagen, damit sich die nicht seinethalben ängstigte, versprach aber pünktlich um zehn Uhr wieder draußen am Chausseehaus zu sein — ersparte er doch da morgen früh den Weg. Dem Chaussee-Einnehmer war das sogar noch lieber, als wenn er gleich mitgegangen wäre, denn die Frau Folkert hätte ihn sonst jedenfalls gefragt, was er mit dem Alten wolle. Um zehn Uhr lag die trauernde Wittwe aber lange in ihrem Bett, und er entging dadurch selbst einer ihm fatalen Nothlüge.

Das abgemacht, eilte er jetzt mit viel leichterem Herzen dem Hause zu und fand dort zu seiner Beruhigung eine ganze Gesellschaft von Frauen um die große Kaffeekanne versammelt. Frau Folkert war also auch die Zeit nicht lang geworden, und er brauchte sich seines längeren Ausbleibens wegen keine Gewissensbisse zu machen.

Das Gespräch drehte sich übrigens den ganzen Abend nur um den Seligen, seine letzte Krankheit und alle ähnlichen Leiden, die in den letzten zwanzig Jahren in bekannten Familien vorgekommen waren. Es wurde fast neun Uhr, ehe sich die Gäste zum Aufbruch anschickten; auch geschah das nicht ohne die bestimmte Versicherung, am nächsten Morgen beim Leichenzug wieder zu erscheinen und dem „guten lieben Herzen" die letzte Ehre anzuthun.

Die Frau Folkert hatte den ganzen Abend in der Erinnerung an den Hingeschiedenen außerordentlich viel geweint und außerordentlich viel Kaffee getrunken, und suchte jetzt bald ihr Lager, um zu dem nächsten schweren Tage Kräfte zu sammeln. Meier dagegen, dem es nach der heutigen, schauerlichen Erzählung des Todtengräbers noch einmal so unheimlich in dem stillen Zimmer vorkam, erwartete mit sehnsüchtiger Ungeduld den alten Steinklopfer, um in dessen Gesellschaft den gefürchteten Schrecken der nächsten Stunden ruhiger die Stirn bieten zu können. Der Alte hielt auch Wort. Es hatte noch nicht Zehn geschlagen, da humpelte er schon an seinem Krückenstock herbei, und wurde von dem Chaussee-Einnehmer auf das Freudigste begrüßt.

Herr Meier hatte ein kleines Fläschchen mit altem

gutem Franzbranntwein, das er zuweilen bei vorkommenden Kolikanfällen benutzte. Dieses opferte er, und überraschte den alten Mann mit einem selber hergestellten und ganz ausgezeichneten Grog. An ein Gespräch mit ihm war freilich nicht zu denken, denn Meier hätte zu sehr schreien müssen, und dann wäre die Frau Folkert oben aufmerksam geworden. Ihm genügte jedoch die alleinige Gegenwart des Mannes, und dieser schien sich ebenfalls in dem Genuß des Grogs so wohl zu befinden, daß er gar nicht daran dachte, weßhalb ihn der Chaussee-Einnehmer denn eigentlich zu der Nachtwache eingeladen hatte, und noch viel weniger nach einer Ursache fragte.

Bis elf Uhr kamen mehrere Geschirre vorüber, mit denen Meier aber wenig zu thun hatte. Es war Theater in der Stadt gewesen, und einige der benachbarten Gutsbesitzer kehrten jetzt nach Hause zurück. Das Chausseegeld hatten sie dabei schon bei der Einfahrt bezahlt, manche von ihnen besaßen auch Freikarten, und die Kutscher gaben sich nicht die Mühe anzuhalten.

Nach elf Uhr war es ruhig, und der Steinklopfer durch seine Tagesarbeit und den genossenen ungewohnten Trank müde geworden. Meier hatte allerdings die Absicht gehabt aufzubleiben; der Grog machte

aber auch ihm die Augenlider schwer. Er legte deß-halb eine wollene Decke neben sein Bett, damit sich der Alte auf derselben ein wenig ausstrecken könne, horchte noch einmal hinaus, ob er keinen Wagen weiter kommen höre, schob ein paar Stücke Torf in den Ofen und ging dann ebenfalls zu Bett.

Trotzdem war er fest entschlossen munter zu blei-ben, rückte sich die Kopfkissen hoch in die Höhe, damit er mehr saß als lag, und hielt die Augen fest auf die Thür der Todtenkammer geheftet. Er mochte eine ganze Weile so gesessen haben, aber dem bloßen Willen wach zu bleiben, war doch wohl sein ermüdeter Kör-per nicht gewachsen gewesen. Erst schloß er nur ein paarmal die Augen, dann ließ er sie ganz zu — er konnte ja doch alles hören was um ihn vorging — und zuletzt fiel er in einen halb schlafenden, halb wachen Zustand, in dem er nur noch dann und wann einmal unbewußt schwerfällig und scheu mit den Augen blinzte. — Eine Viertelstunde später schlief er so fest, wie der Steinklopfer vor seinem Bette.

Draußen vor dem Fenster rollte ein Wagen an, hielt, und der Fuhrmann knallte mit der Peitsche — drei — viermal. Meier rührte und regte sich nicht. — „Hallo!“ rief es jetzt dicht vor der Scheibe, und in dem unbewußten Gefühl, daß irgend etwas, irgendwo

nicht richtig wäre, fuhr der Chaussee-Einnehmer in seinem Bett empor — knickte aber auch eben so rasch wieder zusammen, als plötzlich sein jetzt ganz waches Ohr das entsetzliche Hüsteln aus dem Nachbarzimmer traf.

„Da ist er wieder," stöhnte er aus tiefster Brust, während ihm der kalte Angstschweiß in großen Tropfen auf die Stirn trat. „Metzler!" rief er dabei und vor Zittern brachte er den Namen des Steinklopfers kaum über die Lippen, „Metzler, um Gotteswillen, Metzler!" — Der taube Bursche hörte nicht und schlief sanft und süß! — „Metzler! Heiland der Welt! Metzler!"

Die Thürklinke bewegte sich, jedes weitere Wort erstarb ihm auf den Lippen, und im nächsten Augenblick trat die Erscheinung, wie er sie die beiden vorigen Nächte gesehen, wieder in die Stube und glitt geräuschlos durch den dunkeln Theil des Zimmers zum Fenster, dessen Schieber sie höchst geschickt öffnete.

Was dort gesprochen wurde, hörte er diesmal nicht, denn sein ganzes Sinnen und Trachten war jetzt nur darauf gerichtet, den schlafenden Steinklopfer munter zu bekommen. Sowie ihm die Gestalt deßhalb den Rücken zudrehte, fuhr er mit dem Arm langsam und vorsichtig unter der Decke heraus, erwischte den

Alten glücklich bei der Schulter und schüttelte ihn aus Leibeskräften.

„Drei Maß!“ rief dieser da mit lauter, deutlicher Stimme, und Meier fuhr blitzesschnell mit dem Arm wieder unter die Decke zurück und schloß die Augen, denn die Erscheinung drehte sich langsam nach ihm um, und nicht um's Leben hätte er ihrem Blick begegnen mögen. Da hörte er die Thüre wieder zuklinken, — und als er unter den halbgeschlossenen Lidern vorsichtig herausblinzte, war sie verschwunden.

Wohl zehn Minuten blieb der arme Chaussee-Einnehmer, noch ohne die Fähigkeit auch nur ein Glied zu regen, in seinem Bett ausgestreckt liegen. Er hörte dabei nochmals das Husten des Todten, dann war Alles still; die Uhr pickte und Metzler schnarchte neben seinem Bett in süßer Ruh. Das letztere Geräusch brachte ihn aber auch endlich wieder zu sich selber. Es war wenigstens ein lebendes Wesen, das er neben sich wußte; er war nicht mehr allein mit dem gespenstischen Unhold, und aus dem Bett springend, in das er sich diesmal angekleidet gelegt, rüttelte er nach einiger Anstrengung den Steinklopfer wirklich wach. Da schlug die alte Schwarzwälderuhr Eins, und eine wohlthätige Beruhigung kehrte in sein Herz zurück. War doch die Geisterstunde vorüber, und

er hatte von dem Todten für jetzt nichts mehr zu fürchten.

Allerdings hätte er dem Steinklopfer jetzt gern das eben Erlebte mitgetheilt, denn es drängte ihn in diesem Augenblick sein Herz irgend einer menschlichen Seele auszuschütten, aber der alte Bursche war, wie schon gesagt, so schwerhörig, daß er gezwungen gewesen wäre, es ihm in die Ohren zu schreien, und das durfte er, mit der Nachbarschaft, selbst nach ein Uhr nicht wagen. Einen Vorwand mußte er aber erfinden, weßhalb er ihn wach gerüttelt hatte, und es blieb ihm also nichts anderes übrig, als den Rest seiner Flasche Franzbranntwein dem Alten preiszugeben, was dieser auch als Entschuldigung für das plötzliche und gewaltsame Wecken vollständig gelten ließ.

Während er übrigens mit dem Alten am Ofen saß, war er einig mit sich geworden, diese Todesangst nicht länger zu ertragen; die Leiche wurde allerdings an diesem Morgen begraben, und die Möglichkeit war da, daß der unruhige Todte von da an seine Wirksamkeit auf den Kirchhof beschränken würde. Geschah das aber nicht, kam er auch dann noch wieder, um das Geschäft selbst nach seinem Todte fortzusetzen, dann wollte Meier dieses Amt nicht mit ihm theilen. Nein, da lieber Schreiber mit unbestimmtem Einkommen

und Sicherheit und Ruhe, als ein Angestellter mit einem bestimmten Gehalt und einer bestimmten Gespenstererscheinung jede Nacht! Er hätte das auch auf die Länge der Zeit nicht ausgehalten, denn schon jetzt fühlte er, wie ihm durch die stete Aufregung und Angst alle Glieder am Leibe wie zerschlagen waren.

Einzelne Geschirre, die vorbeifuhren, beschäftigten ihn in etwas, und der Morgen brach endlich an. Mit diesem aber kam reges Leben in das Haus, denn die Beerdigung des alten Chaussee-Einnehmers sollte um zehn Uhr stattfinden. Die Frau Folkert war auch schon seit fünf Uhr in der Küche beschäftigt gewesen, um die dazu nöthigen Vorbereitungen zu treffen, denn ein Imbiß, Kaffee, Branntwein und Kuchen durften dabei natürlich nicht fehlen.

Herr Meier saß übrigens ruhig an seinem Fenster, seiner Pflicht obzuliegen, und Metzler war wieder draußen an seinem Steinhaufen, wobei er sich jetzt nachträglich vergebens den Kopf zerbrach, weßhalb ihn der Chaussee-Einnehmer die letzte Nacht wohl bei sich behalten und ihm den guten Grog und ein Trinkgeld gegeben hätte.

6.

Das Begräbniß war vorüber, allen üblichen Formalitäten genügt; die Frauen hatten gejammert und geweint, und der alte Folkert lag draußen in seinem letzten Kämmerchen, mit Erde warm zugedeckt, auf dem sonst überall beschneiten Kirchhof des Herrn Hillermann.

Die Frau Folkert war allein zurückgekommen. Wie sie sich aber recht ordentlich ausgeweint, nahm auch wieder das eigentliche Leben ihre Thätigkeit in Anspruch. Da sie doch nicht auf die Länge der Zeit in dem alten, liebgewonnenen Hause wohnen bleiben konnte, wollte sie auch gleich in die Stadt übersiedeln, um all der trüben Erinnerungen los und ledig zu sein. Das Zusammenpacken ihres Eigenthums beschäftigte sie deßhalb eine gute Weile. Ihr Mittagsmahl hielten die beiden Leute dann von dem übrig gebliebenen Leichenfrühstück, und da um ein Uhr die Männer bestellt waren, die ihr Gepäck in die Stadt führen sollten, kochte Frau Folkert dem neuen Chaussee-Einnehmer den letzten Kaffee.

Weier war indessen in einer höchst unbehaglichen Stimmung. Erstlich hatte er noch keine Haushälterin, da sich die ihm empfohlene schon anderweit ver-

sagt, und dann drückte ihn auch die Erscheinung der letzten Nächte schwer auf dem Herzen. Er konnte nemlich nicht mit sich einig werden, ob er es der Frau Folkert entdecken sollte, oder nicht. Ein paarmal lag es ihm schon auf der Zunge und trotzdem konnte er nicht Muth sammeln, damit zu beginnen. Die Frau war ebenfalls mit ihren trüben Gedanken beschäftigt, und die beiden Leute hatten sich wohl drei Viertelstunden einander gegenüber gesessen, ohne daß auch nur ein Wort zwischen ihnen gewechselt wäre. Endlich brach da Frau Folkert das Schweigen.

„Mein lieber Herr Meier," sagte sie, „ich gehe nun heute Nachmittag fort, und wünsche Ihnen Glück und Segen in dem alten Haus. Möge es Ihnen so lange Jahre so gut darin gehen, wie es mir und meinem seligen Mann — dem armen Herzen, das jetzt in seinem stillen Grabe ruht, — hier ergangen ist. Ich hätte nicht geglaubt, ihn zu überleben, aber der Himmel hat es anders gewollt, und ich ziehe jetzt mit recht schwerem Herzen fort von hier." Sie drückte ihr Tuch wieder an die Augen, die vorbrechenden Thränen abzutrocknen, und Meier, überhaupt leicht gerührt, fühlte selber, wie ihm das Wasser in die Augen kam.

„Meine gute Frau Folkert," erwiderte er, und er

hätte es jetzt nicht über's Herz bringen können, ihr auch nur ein Wort davon zu sagen, daß ihr seliger Mann die Nächte über da gespuckt, denn wie furchtbar müßte ihr die Entdeckung gewesen sein! — „seien Sie versichert, daß ich innigen Antheil an Ihrem Schicksal nehme."

„Ich weiß es, ich weiß es, mein lieber Herr Meier," versetzte die Frau, noch immer unter Thränen. „Sie haben ein gutes Herz, und der Himmel lohne Ihnen die freundlichen Worte. Ich will nur hoffen, daß Sie recht bald jemand finden, der Ihnen Ihre Wirthschaft hier besorgt."

„Das wird schwer halten, beste Frau Folkert," sagte mit einem tiefen Seufzer der Chaussee-Einnehmer, „wenigstens nicht in der nächsten Zeit; und ich werde mich wohl noch eine Weile allein behelfen müssen."

„Aber das wird nicht gut gehen, mein guter Herr Meier," erwiderte die Frau, indem sie sich ihre Thränen vollends abtrocknete und das Tuch in die Tasche schob. „Wenn der Mensch den ganzen Tag seine Arbeit hat, ist er die Nacht gewöhnlich schläfrig, und Ihr Geschäft geht immer, Tag und Nacht. Der alte taube Metzler wird Ihnen dabei auch nicht viel helfen können."

„Metzler?“ zuckte Meier erschreckt in seinem Stuhl empor, denn woher wußte die Frau, daß der alte Steinklopfer die Nacht in seinem Zimmer gewesen? So lange er da war, — davon war er überzeugt — hatte sie keinen Fuß hereingesetzt.

„Sehen Sie, Herr Meier,“ fuhr aber die Frau fort, ohne seine Ueberraschung zu bemerken, „so lange ich da war, ging das auch noch immer an. Wenn Sie aber jetzt allein bleiben, müssen Sie sich auch für die Nächte einen leiseren Schlaf anschaffen, sonst laufen Klagen ein, und dann kommen Nasen und Verweise von oben herunter. Die Herren vom Gericht spaßen nicht, wenn ein unterer Beamter seine Pflicht auch nur ein einzigesmal nicht erfüllt.“

„Aber beste Frau Folkert,“ sagte Herr Meier bestürzt, „ich hoffe, daß ich bis jetzt auch noch nicht ein einzigesmal lässig gewesen bin.“ Die Frau schüttelte mit dem Kopf und meinte gutmüthig:

„Nu, nu, es hat ja nichts zu bedeuten, und ich habe es gern gethan. Aber die drei letzten Nächte klatschten vorbeifahrende Geschirre so lang vor Ihrem Fenster mit der Peitsche, bis ich selber herunterkam und sie abfertigte — sie ständen vielleicht sonst noch da.“

„Sie?“ rief Herr Meier in äußerster Bestürzung und sprang unwillkürlich von seinem Stuhl auf.

„Na, bleiben Sie nur sitzen, Herr Meier,“ sagte die Frau, ihm mit der Hand winkend; „ich mache schon keinen Gebrauch davon, und den Leuten draußen hat es auch nichts geschadet, daß sie ein paar Minuten warten mußten.“

„Aber wie sind Sie da, um Gotteswillen, hier hereingekommen?“ rief Meier, der sich von seiner Bestürzung noch immer nicht erholen konnte.

„Sehen Sie wohl,“ nickte ihm die Frau zu, „daß Sie fest geschlafen haben? Ja lieber Gott, wenn man nicht daran gewöhnt ist, und im ersten Schlaf liegt, wacht man nicht leicht von einem Peitschenklatschen auf; aber wenn man nun schon so weit über zwanzig Jahre, wie ich, darauf gehorcht hat, da hört man's durch ein Dutzend Thüren durch. Sie thaten mir übrigens leid, denn da ich doch einmal auf war, wollte ich Sie auch nicht gern stören, und bin durch unsere frühere Schlafkammer gegangen, wo mein armer Seliger auf seinem kalten Stroh lag. Die Küchenthür knarrt so, und um durch die Küche zu gehen, hätte ich auch über den zugigen Gang gemußt. — Aber da draußen kommen wahrhaftig schon die Leute! — Ich muß nur nach=

sehen, daß sie mir nicht was Falsches mit fort-
räumen."

Meier blieb allein am Tisch zurück, und wenn die Frau Folkert nicht zu sehr mit ihren anderen Sachen beschäftigt gewesen wäre, hätte sie die unsagbare Ueberraschung, die ihre Worte bei dem Chaussee-Einnehmer hervorbrachten, bemerken müssen. Das also war der Geist gewesen, vor dem er die drei Tage in Furcht und Zittern gelebt! Das war die entsetzliche Erscheinung — die gutmüthige Frau, die auf den Zehen in's Zimmer schlich, um ihn nicht im Schlaf zu stören! — Herr Meier lief mit langen Schritten in der kleinen Stube auf und ab, rieb sich die Hände kratzte sich hinter den Ohren und war mit einem Wort wie vor den Kopf geschlagen.

Allerdings dankte er seinem Schöpfer, daß er der Frau und dem Todtengräber nichts von der Erscheinung erzählt, und der Arzt würde schon selber nichts weiter davon sagen, da er es ja nur für einen Traum gehalten! Dabei konnte er ihn recht gut lassen. Draußen aber wurden indessen die Kisten und Kasten der Frau Folkert aufgeladen, während Herrn Meier ein neuer Plan, ein neuer Gedanke durch den Kopf blitzte. Er hatte in der letzten Zeit keinen gescheutern gehabt.

„Frau Folkert!“ rief er zur halbgeöffneten Thüre hinaus, „dürfte ich Sie bitten, nur einmal auf einen Augenblick herein zu kommen?“

„Ja wohl, Herr Meier, — nehmt mir nur den kleinen Spiegel in acht,“ sagte die Frau draußen zu den Leuten, indem sie sich, schon in der Thür, noch einmal nach ihnen umdrehte, „die blaue Glasvase will ich selber tragen. — Was steht Ihnen zu Diensten, mein guter Herr Meier?“

„Frau Folkert,“ sprach da der kleine Mann, der sich ein Herz zu einem gewaltsamen Entschluß gefaßt, „Sie verlassen dies Ihnen liebe Haus ungern, wie Sie mich versichert haben.“

„Lieber Gott, es ist kein Wunder,“ seufzte die Frau. „Wenn man so lange Jahre an einem Platz glücklich und zufrieden gelebt hat und muß ihn dann auf seine alten Tage verlassen, da thut Einem das immer weh.“

„Aber es zwingt Sie niemand dazu,“ meinte Herr Meier.

„Was hilft mir eine kurze Zeit mehr oder weniger? Das Herz wird Einem nachher nur noch immer schwerer,“ entgegnete die Frau. „Jetzt geht's in Einem hin und mit der Zeit gewöhnt man sich ja auch draußen wieder ein.“

„Ich will Ihnen etwas sagen, Frau Folkert," rief Herr Meier, „bleiben Sie bei mir! Sie wissen mit dem Geschäft umzugehen und können mich unterstützen! Dabei führen Sie unsere Haushaltung wie bisher fort, und über die Bedingungen wollen wir uns schon einigen. Wo für Einen gekocht wird, essen auch Zwei, und Sie bleiben dann in Ihrem alten und gewohnten Leben wie bisher."

„Ach Sie gutes Herz!" sprach die Frau und ergriff seine Hand, „und ich sollte wirklich in dem alten Hause bleiben? Ich hätte es Ihnen schon selber gerne vorgeschlagen, aber ich glaubte nicht, daß Ihnen eine alte Frau, wie ich, genügen würde."

„Also Sie bleiben da?" rief der Chaussee-Einnehmer, ihr die Hand hinhaltend.

„Von Herzen gern," sagte Frau Folkert, indem sie einschlug, „und Sie sollen einmal sehen, wie ich Ihnen schon alles hübsch und behaglich einrichten werde."

Dem neuen Chaussee-Einnehmer war ein Stein vom Herzen gefallen. Frau Folkert schickte die Leute mit dem Karren wieder fort; die Sachen wurden auf's neue eingeräumt, die Frau führte die Wirthschaft nach wie vor, und als ich neulich dort vorüber-

kam, saß Herr Meier, der sich jetzt das Rauchen angewöhnt, mit einer langen Pfeife hinter weißen, reinlichen Gardinen am Fenster und blies den blauen Dampf ganz vergnügt und zufrieden in die Morgenluft hinaus.

So Du mir, so ich Dir.

Salomo Schönbein war erster Commis bei Hanke & Blenkert, einer großen Ausschnittwaarenhandlung in Xheim und einen schmuckeren jungen Mann gab es kaum unter den weiteren 13,000 Einwohnern der kleinen aber äußerst lebendigen Stadt.

Mit der Haute volée dabei fortwährend in Verbindung — denn Hanke & Blenkert führten nun einmal die billigsten und besten Waaren im Orte — konnte es ihm auch nicht fehlen, daß er sich auch deren Sitten aneignete, soweit das nemlich den äußeren Menschen betraf. Er ging stets à quatre épingles gekleidet, trug Sonntags wie Alltags den modernsten Frack, die brillanteste Weste, das größte Uhrgehänge, die engsten Beinkleider und das blaueste Halstuch, und die Art, wie er die Haare mitten über der etwas niederen Stirn scheitelte und an beiden Seiten in

sorgfältig gebrannten Locken kräuselte, war nicht zu beschreiben.

Kein Wunder denn, daß es wenige junge Mädchen in Xheim gab, von denen Salomo Schönbein nicht fest überzeugt gewesen wäre, daß sie für ihn schwärmten, und wenn es seinen Verdiensten galt, hätte er die Wahl haben können bei Hoch und Niedrig. Aber Salomo Schönbein trug auch ein Herz in der Brust, und mit dem Herzen ist es ein gar wunderliches Ding; das läßt sich auf keine Vernunftgründe von Stand und Rang ein, das wiegt kein Geld und mißt keinen Grundbesitz, und was es einmal erfaßt hat, hält es fest — bis es wieder los läßt.

Salomo Schönbein liebte also, und zwar — dem Leser nicht länger etwas vorzuenthalten, was er doch erfahren muß — die Tochter seines Wirths, des Schneidermeisters Ehrlich in der Essiggasse Nr. 17 zwei Treppen hoch.

Fanny war auch ein liebes prächtiges Mädchen; aufgeweckt und heiter, mit regelmäßigen lebendigen Zügen, und von schlanker, reizender Gestalt, jedenfalls ein Mädchen, irgend einen jungen Mann, selbst von den Vorzügen, wie sie Salomo Schönbein besaß, zu fesseln.

Fanny's Vater, Herr Ehrlich, war nicht reich,

aber er besaß doch ein kleines Häuschen in einem belebten Theile der Stadt, hatte eine vortreffliche Kundschaft, und — sollte auch Vermögen haben, eine Eigenschaft, die Salomo Schönbein fehlte. Der Meister besaß außerdem auch noch eine gute Portion gesunden Menschenverstand, und hatte schon mit dem jungen Manne darüber gesprochen, daß es bei seiner Bekanntschaft gar keine so üble Spekulation sein würde, wenn er sich selber etablirte. Credit konnte ihm Herr Ehrlich schon verschaffen, und manche der Geschäftsfreunde von Hanke & Blenkert würden ihn ebenfalls mit Vergnügen unterstützt haben.

Salomo Schönbein wollte im Anfang nicht recht daran, denn sein gutes Herz sagte ihm, daß er seine früheren Prinzipale, wenn er ihnen Concurrenz eröffnete, ruiniren würde, aber, lieber Gott, Jeder ist sich selbst der Nächste. Meister Ehrlich erbot sich ein kleines Kapital vorzuschießen, und die Trauung mit Fanny ward auf den nächsten Monat festgesetzt; die ganze Sache aber noch vor Hanke & Blenkert geheim gehalten, da er sie dicht vor der Messe nicht verlassen konnte, und nicht eher kündigen wollte, bis Alles in Ordnung war.

Arme Sterbliche die wir sind — die wir Pläne für den nächsten Morgen machen, und nicht wissen, ob

die Maschine die wir unsern Körper nennen, noch bis zur Abenddämmerung zusammenhält, oder ob das Schicksal, jenes launische Ding, uns nicht jeden Augenblick ein Bein stellen und uns mit allen unseren Plänen über den Haufen werfen könnte.

Fanny saß daheim und nähte mit dem Fleiße einer Biene an ihrer Ausstattung, und Salomo hatte sich von seinen Prinzipalen einen Tag Urlaub geben lassen, war hinaus vor das Thor in das dort befindliche Lustwäldchen gegangen und lag, die Rechte krampfhaft geballt, mit der Linken in seinen Locken wühlend, unter einem Baum.

Das Unerwartete war geschehen. Salomo Schönbein, der schon seit fünf Jahren in der Lotterie spielte, und noch nie höher als mit seinem Einsatz herausgekommen, hatte ein Achtel vom großen Loos gewonnen und in acht Tagen sollte die Trauung mit der Schneiderstochter stattfinden. — Der Kopf schwindelte ihm, die Gedanken jagten ihm wirr durch's Hirn und er wußte nicht wo er beginnen, wo er enden sollte.

Aber was war geschehen, das auf einmal eine solche Veränderung in dem sonst so treuen Herzen unseres unglücklichen Freundes hervorgerufen? — Das Unerhörteste! und zwar gleich nach dem Achtel vom großen Loos — von dem Hanke & Blenkert jedenfalls

Wind bekommen. — Hanke & Blenkert nemlich, das renommirteste Ausschnittwaaren-Geschäft in Xheim, hatten Salomo Schönbein ihrem ersten Commis, als er ihnen anzeigte, daß er aus ihrem Geschäfte treten wolle — ihre einzige Tochter mit dem Zusatz angeboten, dem „Hanke & Blenkert“ noch ein „et Co.“ hinzuzufügen.

Hanke & Blenkerts einzige Tochter konnte sie insoferne sein, als Herr Hanke Junggeselle, Blenkert aber der glückliche Vater war, und Rosalinde gewissermaßen als „die Tochter des Geschäfts“ betrachtet wurde.

Salomo fühlte jetzt, daß er Rosalinden schon lange im Stillen geliebt; aber selbst er hatte bis dahin noch nicht gewagt die Augen so hoch zu erheben, und als ihm jetzt mit dem Achtel vom großen Loos, das Anerbieten durch Herrn Blenkerts Lippen, der keine Ahnung haben konnte, daß er schon mit einer Andern verlobt sei — selber wie vom Himmel fiel, da brach er in sich moralisch zusammen und daß er damals Herrn Blenkert um den Hals gefallen und ihm gesagt hatte: er mache ihn zum Glücklichsten der Sterblichen, kam ihm jetzt nur noch wie ein Traum vor.

Was sollte er jetzt thun? — dem Schneider sein Wort halten und sein Schwiegersohn werden, während

hier ein glänzendes Loos seiner harrte? Hätte er denn überhaupt den Männern eine Concurrenz eröffnen dürfen, die ihn mit offnen Armen in ihr Haus und ihre Familie aufnehmen wollten? ja die gewissermaßen schon seine Zusage hatten?

Die Tochter des Geschäfts sollte er heirathen? — er, Salomo Schönbein, der bis jetzt Nichts als sein ärmliches Salair und drei Louisd'or zu Weihnachten gehabt? — und jetzt — gerade jetzt, wo ihm das geboten wurde und er ein reicher Mann geworden, band ihn sein Versprechen an die Schneiders-Tochter.

Salomo stand auf, ordnete fast bewußtlos seine zerstörte Frisur wieder, und ging wie in einem Traume den Waldweg entlang, der nach der Stadt zurückführte. Der Kopf wirbelte ihm dabei — er wußte nicht, was er thun — was er nur denken sollte, der Wald — die ganze Welt drehte sich mit ihm, und ehe er eigentlich selber begriff, wie er dahin gekommen, fand er sich in der Essiggasse Nr. 17 in seiner eigenen Stube wieder, in deren Thüre Herr Ehrlich in seinem Sonntagsstaate stand.

Der Mann hatte ihm auch schon eine ganz lange Rede gehalten, von der er nicht einmal die Worte gehört, noch viel weniger ihren Sinn begriffen. Mit

stierem Blick nur sah er in das freundlich zu ihm auf-lächelnde Gesicht des Schneidermeisters und folgte diesem dann, als er seine Hand ergriff, und ihn wieder die Treppe hinunter führte, rein mechanisch vor die Hausthüre, wo schon ein Wagen, auf sie wartend, stand.

Er stieg mit ein — wohin? — das war ihm ganz gleich. Unter anderen Umständen hätte er sich vielleicht darüber gewundert, daß sich Herr Ehrlich den ganz außergewöhnlichen Kosten eines Wagens zu einer Spazierfahrt nur unterziehen sollte, heute fiel es ihm aber gar nicht ein auch nur mit einer Silbe darüber nachzudenken, oder gar nach der Ursache zu fragen. Das Einzige was ihm einfiel, war, die unverhoffte Gelegenheit mit Herrn Ehrlich eine kurze Zeit allein zu sein, auch zu benutzen, und mit einer Art von verzweifeltem Muth das Verhältniß mit seiner Tochter abzubrechen aber — der verzweifelte Muth fehlte ihm eben. So oft er das Wort auf den Lippen spürte, blieb es auch zwischen den Zähnen stecken, er brachte es nicht heraus und gab indessen dem Schwiegervater in spe auf alle seine Fragen und Bemerkungen die verkehrtesten Antworten. Herr Ehrlich wußte wirklich gar nicht, was er heute aus seinem Schwiegersohne in spe machen sollte. Nichtsdestoweniger verdarb das

keineswegs dessen heute mehr als rosige Laune. Er lächelte oft still vor sich nieder, rieb sich ein paar Mal vergnügt die Hände, und wäre Salomo Schönbein nur ein klein wenig mehr für die Außenwelt zurechnungsfähig gewesen, so hätte er merken müssen, daß mit Herrn Ehrlich etwas ganz Absonderliches im Werke sei. Wie die Sachen aber standen, merkte er nicht das Geringste, und ehe er selber wußte wie er dahin gekommen, befand er sich auf dem Bahnhofe, sah sich in einem Coupee zwischen einer Menge von anderen fremden Menschen, und hörte, wie die Leute um ihn her sagten, es sei die höchste Zeit, daß sie angekommen, sonst hätten sie müssen zurückbleiben.

Erst das Rütteln des Eisenbahnwagens brachte ihn wieder in etwas zu sich selbst.

„Aber bester Herr Ehrlich,“ sagte er zu dem neben ihm sitzenden kleinen Manne, „ich begreife gar nicht — wohin fahren wir eigentlich?“

Herr Ehrlich aber erwiderte kein Wort, ergriff nur seine Hand, drückte sie aus Leibeskräften und sah ihn mit einem unverkennbar gerührten Blicke an.

Salomo schwindelte es ordentlich — er wußte nicht, wachte oder träumte er? — War das wirklich, daß ihm heute — vor wenigen Stunden Hanke & Blenkert ihre Tochter angetragen? — Hatte er wirk-

lich die Nummer 17,945 gesetzt und war mit dem großen Loos herausgekommen, und befand er sich jetzt seinem unausweichbaren Schwiegervater, dem Schneider gegenüber, der im Begriffe stand ihn nach irgend einem fremden Lande, vielleicht nach einer wüsten Insel zu entführen? — Vor den Ohren summte und hämmerte es dabei, das Rasseln der Wagen formte wunderliche, wie aus weiter Ferne zu ihm herüberklingende Melodien, und endlich fühlte er ordentlich wie ihm die Luft ausging. — Er wollte schreien — er wollte um Hülfe rufen. —

Da plötzlich hielt der Zug, Meister Ehrlich hatte seinen Hut ergriffen, faßte ihn selber jetzt unter den Arm, und aus dem geöffneten Coupee steigend, hielt wieder ein Wagen dort, der sie ohne daß eine Weigerung irgend etwas genützt hätte, in die Stadt hinaufführte.

Salomo Schönbein war aber auch in der That willenlos wie ein kleines Kind und jetzt ordentlich neugierig geworden, was aus dem Allen heute werden würde. Immer dabei mit sich kämpfend, dem Schneidermeister seine Gefühle zu entdecken und doch nicht im Stande Muth dazu zu fassen, hatte er wirklich mit sich machen lassen, was der Mann wollte. Als der Wagen aber endlich in einer engen Straße, dicht

vor einer Kirche hielt, fing ihm das Herz an wie ein Schmiedehammer in der Brust zu pochen, denn hinter dem Fenster, den grünen Myrthenkranz in den Haaren, mit lieblich erröthendem Angesichte stand seine Braut — und hinter ihr die unvermeidliche Schwiegermutter mit noch zwei andern jungen fremden Damen.

Salomo wurde hineingeführt, und er fühlte, daß er dabei kaum im Stande war zu gehen, so zitterten ihm die Kniee. — Sein Schwiegervater in spe erzählte ihm dabei mit von Freude strahlenden Augen, daß er und seine Frau sich diese Ueberraschung ausgedacht hätten, — daß Fanny schon lange gewünscht habe, in ihrem Geburtsort getraut zu werden, — daß er seine Sehnsucht, die Verbindung zu beschleunigen, kenne und die Tochter endlich den Bitten der Eltern nachgegeben habe in diese Ueberraschung zu willigen.

Während er ihm das Alles gutmüthig lächelnd mittheilte, und Salomo Schönbein auch nicht eine Silbe davon verstand, führte er ihn in die Stube zu seiner Braut, und was nachher da drinnen geschah, wußte er ebenfalls nicht. Wie ein Nachtwandler fiel er seiner Braut um den Hals — oder wurde ihr vielmehr umgefallen — begrüßte die Uebrigen, deren Ge=

sichter, wie es ihm vorkam, alle einen Regenbogenschein hatten, trank dann Kaffee und aß Backwerk dazu, und kam eigentlich erst wieder zu sich selber, als er mit seiner Braut am Arme in die gerade gegenüberliegende Kirche schritt.

Die frische Luft draußen, nach der etwas schwülen Stube weckte ihn gewissermaßen aus seinem halbmagnetischen Schlafe. Er begann zu denken, und *mit* dem Denken überkam ihm auch auf einmal die Gewißheit seiner wahrhaft verzweifelten Lage. Seine ganze Pyramide von Luftschlössern, auf deren äußerstem Gipfel Hanke & Blenkert mit der Tochter des Geschäfts zwischen sich, in Vaterhuld lächelnd standen, hatte einen furchtbaren Riß bekommen, und drohte im nächsten Augenblick prasselnd zusammen zu brechen, und in den dunklen Gewitterwolken, die an seinem Zukunftshimmel aufstiegen, lachte ihm auch nicht ein einziger Zollbreit blauen, reinen Himmels.

Aber selbst der Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird und in Salomo Schönbeins Herzen begann in diesem Augenblicke eine wunderbare entsetzliche Veränderung. Er *haßte* den Schneidermeister Ehrlich, der seine Hand gefaßt hatte sie und herzlich drückte — er *haßte* die Schwiegermutter, die mit blumengeschmückter Haube und freudestrahlendem

Antlitze hinter ihm drein schritt, — ja er haßte in diesem Augenblicke selbst seine Braut, das liebe holde Mädchen, das vertrauensvoll ihr ganzes Lebensglück in seine Hände legen wollte. Er vergaß, daß er selber es sei, der zuerst bittend an sie getreten und ihr vorgelogen hatte, wie unendlich glücklich sie ihn durch ihr Jawort mache. Er vergaß, daß der alte ehrliche Schneidermeister es zuerst gewesen, der dem armen unbedeutenden Commis sein Kind anvertraute, und ihm die erste Hand reichte in der Welt ein selbstständiger Mann zu werden. — Er mußte das Alles vergessen, wenn er den schwarzen Undank beschönigen wollte, der jetzt sein ganzes Herz füllte; er mußte sein Gewissen damit betäuben, daß er sich selber als schlecht behandelt, als mißbraucht hinstellte, wo er zuerst der Bittende gewesen.

Aber was half ihm jetzt das Grübeln, was der finstere Haß? — Unrettbar riß ihn sein Schicksal dem Unvermeidlichen entgegen. Wie sich mechanisch ein Fuß nach dem anderen hob, und Schritt nach Schritt die Entfernung kürzte, die ihn noch von dem geglaubten Abgrund trennte, mußte auch jede, selbst die letzte Hoffnung schwinden. Schon umfingen ihn die düsteren beengenden Räume der Sakristei — dort stand der Priester in dem schwarzen Rock, den sorgfältig

gefalteten symbolischen Mühlsteinkragen um den Hals und er kam sich in dem Augenblicke vor wie jemand, der in einen Strom gefallen ist, und mit reißender Schnelle einem donnernden Mühlwehr entgegengerissen wird.

Von den Uebrigen war indeß jedes viel zu sehr mit sich selber beschäftigt, die furchtbare Aufregung des Bräutigams zu bemerken, und wenn sie den Brautjungfern auch vielleicht nicht entging, schrieben diese dieselbe doch natürlich einer ganz anderen Ursache zu.

Der Geistliche hatte indessen seine Rede begonnen, und wußte dabei nicht wie viel Unglück er mit dem langen zähen Faden, den er spann, heraufbeschwor. Der fromme Mann hielt es für seine Schuldigkeit, den beiden jungen Leuten so recht mit Allgewalt in's Herz zu reden, und glaubte das nicht anders bewerkstelligen zu können, als wenn er lieber gleich von der Erschaffung der Welt seine Zuhörer allmählig bis zu dem Punkte führte, auf dem sie sich gegenwärtig befanden.

Salomo Schönbein indessen hörte so wenig von der Rede, wie er vorher von der Erzählung des Schwiegervaters und von den gerührten Worten der Schwiegermutter gehört. Aber in der Rede sammelte

er Kräfte, in der Rede kam er zu einem Bewußtsein seiner Lage, wenigstens von seinem Standpunkte aus. Ihm war es, als sei er ein armes hilfloses Opferthier, das von feindlichen Gestalten znm Altar geschleppt worden, abgeschlachtet zu werden; dort in weiter Ferne streckten Hanke & Blenkert mitleidig die Hände aus, ihn zu retten — mit aufgelösten Haaren und thränenschwimmenden Augen sah er die Tochter des Geschäfts, und wie mit einer Fluth von Eis durchgoß es ihn, als in diesem Augenblicke der Geistliche, der gerade seine Rede zu einem glücklichen Ende gebracht, seine und der Braut Hand ergriff und die entscheidende Frage an ihn richtete:

„Wollen Sie diese Jungfrau, Fanny Sophie Barbara Ehrlich zu Ihrer ehelichen Gattin wählen, wollen Sie in Freud und Leid, in Krankheit und Trübsal treu bei ihr ausharren, und ihr hilfreich und liebend zur Seite steh'n, in Allem was das Schicksal Ihnen auferlegen möge?"

Wie in einem Traume war es ihm dabei als ob er schon neben sich das leise flüsternde schüchterne Ja der Braut gehört. Da faßte ihn der böse Geist — da raunte ihm ein schwarzer Unhold aus der Unterwelt in's Ohr: noch sei es möglich die verhaßte Fessel zu brechen. Vor seinem wirren Blicke hob sich

bittend, flehend die Tochter des Geschäfts und mit heiserer angstgequälter Stimme rief er:

„Nein!“

Nach diesem Augenblicke hatte er ein unbestimmtes Gefühl, als ob irgend jemand an seiner Seite ohnmächtig würde, als ob zwei jugendliche Stimmen einen schwachen Schrei ausstießen, und eine alte Dame mit einem großen Blumenbouquet auf der Mütze ihm die Augen auskratzen wolle. Im nächsten Moment aber fand er sich auf der Straße, flog mehr als er ging eine schmale Quergasse hinunter, kam gerade auf den Bahnhof, als der Zug anbraußte und — war gerettet.

Von dem Momente an, wo sich Salomo Schönbein wie er es nannte, ermannt hatte, kam auch ein anderer Geist — ein Geist der finsteren hartnäckigen Entschlossenheit über ihn. Das Schlimmste was überhaupt geschehen konnte, war geschehen — der Würfel gefallen und noch dazu ohne seine eigene Schuld. Weßhalb hatte der alte Schneidermeister die Trauung so übereilt, wenn er nicht Kunde von dem Lotteriegewinnst des Glücklichen bekommen und jetzt recht gut wußte, daß seine Tochter des reichen

Eidams nicht mehr würdig war. Diese Gier nach schönem Gold hatte er bestraft; er hatte die Banden abgeschüttelt, die ihn noch an die unteren Schichten der Gesellschaft gefesselt, und mit kaltem Blute wollte er fortan seinen Weg verfolgen.

Was jetzt noch kommen konnte und mußte, wußte er recht gut: herzbrechende Vorwürfe der abgeschüttelten Schwiegerältern, Thränen und Klagen der verschmähten Braut — bah, das war noch ein schlimmer Tag, und dann aber auch Alles glücklich überstanden. Morgen früh mit Tagesanbruch zog er aus, und heute — ei zum Henker, er brauchte ja nur seine Thür zuzuschließen und niemanden herein zu lassen, dann hatte er von selber Ruhe.

Das geschah. Zu Haus angekommen, schloß er sich ein und gedachte erst spät Abends auszugehen, denn die Familie Meister Ehrlichs zog sich immer sehr früh zurück. Nach etwa zwei Stunden hörte er einen Wagen rasseln und vor der Thüre halten, aber er wagte nicht aus dem Fenster zu sehen. Jedenfalls war die Familie zurückgekehrt und er durfte nun auf den Besuch des Schneidermeisters rechnen — aber niemand kam. Er hörte im Hause Thüren öffnen und schließen und Schritte auf der Treppe und dem Vorsaal, aber an seine Thür kam niemand — Nie-

mand bekümmerte sich um ihn, und Salomo Schönbein wurde zuletzt — so sehr ihm das falsche Herz auch im Anfange gepocht — ordentlich ärgerlich darüber.

Das aber half ihm nichts — der Abend kam, an dem er sonst regelmäßig zur bestimmten Zeit zum Nachtessen gerufen wurde. Heute erschien niemand; selbst das Mädchen, das sein Zimmer zu besorgen hatte, kam nicht herauf. — Wollten sie ihn aushungern? — Unten im Hause schien Alles seinen regelmäßigen Gang zu haben; kein lautes Wort wurde gehört. Der Klang der Schritte drang deutlich zu ihm herauf, wie die Gesellen zu ihrer gewöhnlichen Zeit ihre Arbeitstische verließen. — Vorsichtig schaute er jetzt aus dem Fenster, aber keiner der Leute sah zu ihm herauf. Unten gab der eine der Gesellen dem Lehrjungen eine Ohrfeige, weil er so lange auf einem Besorgungswege ausgeblieben war, dann gingen die Leute ruhig ihrer Wege — sie konnten keine Ahnung von dem haben, was heute in dem Hause ihres Meisters — oder wenigstens in dessen Familie — vorgegangen war.

Es dunkelte schon, ehe sich Salomo getraute sein Zimmer zu verlassen, denn sein böses Gewissen ließ ihn fürchten, irgend einem Familienmitglied, selbst dem Dienstmädchen zu begegnen. Vorsichtig verließ

er deßhalb das Haus, heute Abend in einer Restauration sein souper zu verzehren und kehrte erst nach elf Uhr zurück. Insofern aber hatte er seine Zeit vortrefflich dabei benutzt, daß er einen Contrakt über eine vorläufige neue Wohnung in der Nähe des Hanke & Blenkertschen Geschäftes abgeschlossen. Er traf den Eigenthümer eines dort gelegenen Hauses beim Billard, und erfuhr hier zu seiner Freude, daß derselbe ein kleines Logis für einen einzelnen soliden Herrn gerade frei und leer stehen habe. Salomo Schönbein betrachtete das als einen Wink des Himmels, zahlte einen Thaler Draufgeld und meldete sich bei seinem neuen Wirthe auf morgen früh an.

Der Morgen kam. Salomo hatte in seiner gestrigen Aufregung am Abend vorher mehr wie gewöhnlich getrunken, und deßhalb auch heute länger wie gewöhnlich geschlafen. Sein Erwachen war ebenfalls höchst unangenehmer Art. Heute, mit kaltem Blut, wollte es ihm doch beinahe vorkommen, als ob er gegen die Leute, die ihn so herzlich aufgenommen, nicht ganz redlich gehandelt — als ob Fanny wohl Ursache habe, sich über ihn zu beklagen. Allerdings hatte er früher selber geglaubt daß er sie liebe, das Gefühl aber, das jedenfalls nur Achtung gewesen, mißverstanden, und sollte er jetzt, da er das noch zur rechten

Zeit entdeckt, sein ganzes Leben, seine ganze bürgerliche Existenz, einem solchen Wahne opfern? —

Nein — das ging unmöglich an. Hatte er gefehlt, so war es geschehen; er wollte dem Meister Ehrlich keine weiteren Vorwürfe machen. Das Alles lag aber jetzt auch hinter ihm und er, Salomo Schönbein, ging einem neuen glänzenden Leben entgegen.

Mit diesen Gedanken war er aufgestanden, hatte sich gewaschen und angezogen, und befand sich, ohne Kaffee, eigentlich noch immer etwas unbehaglich. Aber er mochte nicht danach klingeln und wollte ihn lieber heute Morgen auswärts trinken. Ueberdies mußte er jetzt zu Hanke & Blenkert in das Geschäft, sich dort noch für heute Morgen, seines Umzugs wegen, zu entschuldigen, — dann hatte er nur noch die allerdings fatale Unterredung mit seinem Wirth und gewesenen Schwiegervater in spe in Aussicht, und mit der war auch das letzte Unangenehme überstanden — Fanny würde sich schon nicht dabei sehen lassen, und er hoffte ihr gar nicht mehr zu begegnen. Ueberdies konnte ihm ja auch der alte Ehrlich gar nichts anhaben. Wollte er ihm Vorwürfe machen? — dazu hatte er kein Recht und er brauchte sich das nicht gefallen zu lassen, und wurde er — Salomo schrack zusammen, denn an seiner Thüre klopfte leise ein Finger.

Unwillkürlich fast und ehe er wußte was er that, mehr nach alter Gewohnheit rief er „herein“, und eine Hand drückte draußen die Klinke nieder. — Aber die Thür war noch verschlossen, und Salomo konnte jetzt nicht anders als öffnen — jedenfalls war es die Rieke, die ihm den Kaffe brachte.

Er schob den Nachtriegel zurück und klinkte die Thür auf, fuhr aber unwillkürlich mit einem leisen Ausruf des Erstaunens zurück, als Fanny, die verrathene Fanny selber, fertig zum Ausgehn angezogen, vor ihm stand.

„Fanny!“ rief er fast unwillkürlich aus, während das junge Mädchen, ihr Auge fest auf ihn geheftet, das Zimmer betrat, und die Thür hinter sich wieder in das Schloß drückte.

„Herr Schönbein“, sagte sie dabei ernst, nur mit einer abweisenden Bewegung, als ihr der verlegene Ungetreue einen Stuhl anbieten wollte, „ich finde Ihr Erstaunen gerechtfertigt, mich, nach dem, was gestern vorgefallen, heute auf Ihrem Zimmer zu sehn.“

„Beste Fanny!“

„Bitte unterbrechen Sie mich nicht“, sagte das Mädchen kalt, „und nennen Sie mich nicht mehr mit einem Namen, zu dem Sie kein Recht mehr haben.

Ich bin von jetzt an für Sie nur noch die Tochter des Schneidermeister Ehrlich — eine Fremde. Doch zur Sache — Sie werden mir wohl glauben, daß mir dieser Schritt schwer genug geworden ist, und es hat einen langen Kampf gekostet, bis ich mich dazu entschlossen habe. Aber es mußte sein, denn mein ganzes künftiges Lebensglück stand dabei auf dem Spiel, und wenn Sie das auch kalt lassen würde, war ich es mir selber schuldig."

„Aber beste Fan — bestes Fräulein Ehrlich —".

„Ich will Sie nicht lange über die Absicht meines Besuches in Zweifel lassen", fuhr das Mädchen ernst fort, „Ihnen aber auch zugleich bekennen, daß ich weiß, weßhalb Sie mich verschmäht. Daß es auf eine solche Weise geschehen, mögen Sie vor sich und Gott verantworten, mir sollen Sie darüber keine Rechenschaft schuldig sein. Aber der Welt gegenüber hatten Sie kein Recht meinen guten Namen dem Spotte und Hohne Preis zu geben, und der Welt gegenüber müssen Sie mir Genugthuung geben."

„Ich gebe Ihnen mein Wort", stammelte Salomo, im höchsten Grade über die Worte, über das ganze Benehmen des Mädchens bestürzt, „daß mir der gestrige Vorfall selber unendlich leid und schmerzlich

ist, und ich gern Alles thun werde, was in meinen Kräften steht —"

„Ich nehme Sie beim Wort", sagte das schöne Mädchen ernst. „So hören Sie denn was ich von Ihnen verlange. Es ist ein Glück, daß unsere gestrige Kirchenscene niemanden bis jetzt bekannt ist als dem Geistlichen, den mein Vater bis jetzt bewogen hat zu schweigen, und meinen beiden Freundinnen. Die letzteren haben, wie ich versichert zu sein glaube, bis jetzt noch nicht darüber gesprochen, aber daß sie auf die Länge der Zeit nicht im Stande sein werden das Geheimniß zu bewahren, davon sind Sie wohl, mein Herr, so fest überzeugt wie ich selber. Würde jene Scene aber hier in Xheim bekannt, so wäre mein Name damit an den Pranger geschlagen. Ich wäre das Stichblatt für alle erbärmlichen Witzbolde des ganzen Ortes, und was hat ein armes Mädchen weiter, als ihren guten Namen?"

„Aber was, um Gottes Willen, kann ich thun? — Mein Herz —"

„Schweigen Sie von Ihrem Herzen", sagte die Jungfrau kalt, das hat hierbei Nichts mehr zu thun. Mein Herz haben Sie zertreten und damit sind wir fertig. Für mich gibt es auch nur ein einziges Mittel dem Hohn der Welt zu begegnen — wenn das auch

ein verzweifeltes ist, und ich sehe keinen Grund dafür es Ihnen nicht zu nennen. — Unser Altgesell — ein braver wackerer Mensch — liebt mich schon seit längerer Zeit — ich habe seine Liebe nicht erwidert, weil ich — schwach genug war, den Schwüren eines Anderen zu glauben. Das hat sich jetzt geändert und heute Abend noch werde ich sein Weib. Mein Vater ist heute morgen schon mit Tagesanbruch nach meinem Geburtsorte gefahren, die nöthigen Aufgebote mit Geld auszugleichen und mein künftiger Mann übernimmt das Geschäft, von dem sich mein Vater zurückziehen — ihm wenigstens die Leitung überlassen wird. Vorher aber muß ich durch Sie selbst auch vor der Welt gerechtfertigt werden, damit böse Zungen ferner nicht im Stande sind, mir die Schmach des gestrigen Tages vorzuwerfen. Mit einem Wort, Sie müssen mir Genugthuung für das Erlittene geben."

„Aber Sie spannen mich auf die Folter, Fräulein", sagte Salomo bestürzt — „So sehr ich mich über Ihren Entschluß was den wackeren Altgesellen betrifft, freue, so begreife ich doch nicht in welcher Art die Genugthuung sein kann, die ich Ihnen geben soll. Ich kann mich doch nicht — mit Ihnen" —

„Sie sollen es gleich hören", unterbrach ihn

Fanny. „Von jetzt an ist natürlich jeder Verkehr zwischen uns abgebrochen, und ich hoffe sogar, daß Sie mich künftig, wenn wir uns ja zufällig auf der Straße treffen, nicht einmal mehr grüßen werden. Ich will selbst vergessen lernen, daß wir uns je gekannt haben, aber heute — müssen Sie mich noch einmal nach Ersheim in die Kirche begleiten, die gestern der Schauplatz meiner Schande war."

„Nach Ersheim in die Kirche?" rief Salomo wirklich erstaunt.

„Ja", sagte Fanny ruhig — „und zwar zum Altar wie gestern. Welchen Zwang ich meinem Herzen dabei anthun muß, mir noch einmal den gestrigen furchtbaren Augenblick so lebhaft in's Gedächtniß zurück zu rufen, können Sie sich wohl denken; die Erinnerung daran würde mich aber wahnsinnig machen, verweigerten Sie mir die Genugthuung die ich von Ihnen fordere!"

„Aber Sie sprechen in Räthseln!"

„Die leicht zu lösen sind", sagte die Jungfrau düster, „die größte Schmach, die einem unbescholtenen Mädchen widerfahren kann, haben Sie mir gestern angethan, und mein Vater wollte sie, trotz seinen Jahren, nur in Blut abgewaschen wissen. Meine Bitten haben vermocht daß er der Vernunft Gehör gab; er

hätte sein Kind sonst nur noch mehr dem Gespött der Leute preisgegeben. Andere Genugthuung sollen Sie mir geben. Gestern sprachen Sie ein Nein, als der Geistliche Sie zu Ihrer Antwort nach unserer christlichen Trauungsformel aufforderte — verschmähten die Braut, die vertrauensvoll an Ihre Seite getreten war — heute müssen Sie mir die Genugthuung geben, Sie zu verschmähen."

„Wir sollen noch einmal zusammen vor den Altar treten?" rief Salomo Schönbein auf's Aeußerste erstaunt.

„Ja", sagte das Mädchen mit kalter Entschlossenheit, in Blick und Ton. „Die Rache will und muß ich haben, daß ich Ihnen Gleiches mit Gleichem bezahlen kann. Sie sollen Ihr Ja auf die Frage heute klar und deutlich sprechen, und meine Ehrenrettung sei dann Ihr gestriges Nein."

„Aber das geht ja unmöglich an", stammelte Herr Schönbein wirklich bestürzt.

„Geht unmöglich an", erwiderte das Mädchen mit kaltem Hohn. „Fürchten Sie sich, mein Herr, dem zu begegnen, was Sie gestern die Grausamkeit hatten mit durchdachter Bosheit auf mich, ein armes hilfloses Mädchen zu häufen? — Geht das jetzt unmöglich an? — Gut; dann aber gebe ich Ihnen mein

Wort, daß ich in zehn Minuten auch bei Hanke & Blenkert bin — Sie werden roth wie Blut? — Hab' ich den richtigen Fleck getroffen? Aber beruhigen Sie sich — Sie können nichts mehr verrathen, ich weiß schon Alles."

„Sie wissen? —"

„Ich weiß weshalb ich verrathen bin, und gönne Ihnen Ihr Glück — wenn Sie meinen Willen vorher erfüllen. Weigern Sie sich aber, dann — was kann mir dann noch an der Achtung der Menschen liegen. — Mein Name wird dann in Spott und Uebermuth auf jedes Buben Lippe sein, und ich selber brauche nichts mehr zu verheimlichen. Weigern Sie sich also, mir die verlangte Genugthuung zu geben, dann will ich selbst mit Rosalinde Blenkert sprechen. Von meinen Lippen soll sie erfahren, welche Rolle Sie in unserem Hause gespielt — von meinen Lippen soll sie hören" —

„Lassen Sie mir nur eine Viertelstunde Zeit" unterbrach sie Salomo mit flehendem Tone — „nur 15 Minuten, mir Alles zu überlegen, was Sie von mir verlangen."

„Die seien Ihnen gestattet" — sagte Fanny ruhig — „längere Zeit haben wir überdies nicht; die nächste Viertelstunde muß es entscheiden, ob Sie mir helfen

wollen — ob ich mir selber helfen soll. Ich lasse Sie für diese Zeit allein, und werde indessen auf dem Vorsaal auf und abgehen."

„Aber Fräulein Fanny —"

„Zurück mein Herr!" rief das Mädchen, den bittend nach ihr ausgestreckten Arm mit Entrüstung fortschleudernd — „wenn Sie noch einen Funken von Mitleid mit mir haben, so erfüllen Sie meinen Wunsch, daß ich mit dem heutigen Tage Ihrer verhaßten Nähe enthoben werde — mehr verlange ich nicht. Erfüllen Sie ihn aber nicht, dann sollen Sie erfahren, was ein zum Tod beleidigtes Weib vermag" und ehe er ihr nur eine Sylbe erwidern konnte, verschwand sie durch die Thür, und warf sie wieder hinter sich in's Schloß.

Salomo Schönbein blieb in peinlicher Verlegenheit, wie sie ihn verlassen hatte, noch eine Weile stehn. Seinem scharfen Ohr entging aber nicht, daß das gereizte Mädchen wirklich draußen auf dem Vorsaale mit raschen Schritten auf und abwanderte — sie wartete bis die ihm gestattete Frist abgelaufen war, und er selbst befand sich jetzt in der peinlichsten Verlegenheit. — Aber was sollte er thun? Noch einmal die Trauungsceremonie durchmachen, und sich dann durch die beleidigte schöne Furie mit einem Nein blamiren

zu lassen? es war zu entsetzlich, wenn er auch wohl gut genug fühlte, wie gerecht das Verlangen war, und wie sehr er es verdient hatte. Und weigerte er sich, — die erzürnte Schöne da draußen wäre zu Allem fähig gewesen, und wenn sie jetzt zu Hanke & Blenkert ging, konnte Alles schief gehen.

Noch wußten diese von nichts, und brachte er heute seine früheren Principale dahin, die Verlobung mit ihrer Tochter und Salomo Schönbein nur zu declariren, so konnten sie dann nicht mehr zurück, mochte geschehen sein was da wolle. Er selber wollte dann schon vorbauen und in günstiger Stunde seiner zukünftigen Braut die Sache so erzählen, wie sie für ihn am günstigsten lautete. Lief aber das gereizte Mädchen jetzt hinauf, und erzählte Alles was sie wußte, so brauchte sie das Ganze nur noch ein wenig auszuschmücken, und er war verloren — seine Stellung zu Hanke & Blenkert und zur Tochter des Geschäfts für immer ruinirt.

Fügte er sich also der kleineren Unannehmlichkeit und schwor ihm Fanny, daß sie die Sache als Geheimniß bewahren und ihre Freundinnen ebenfalls dazu verpflichten wolle, so durfte er doch wenigstens hoffen, daß sie nicht vor den nächsten 14 Tagen ruch-

bar wurde, und bis dahin konnte er aufgeboten und getraut sein.

„Haben Sie sich entschlossen?“ fragte da plötzlich Fanny, die wieder mit eiserner Ruhe auf der Schwelle erschien.

„Ja“ stöhnte Salomo, „ich fühle, daß ich Ihnen diese Genugthuung schuldig bin — Sie können es von mir verlangen.“

„Es ist gut — so kommen Sie —“

‚Aber vorher müssen Sie mir schwören, daß Sie gegen niemanden Gebrauch davon machen wollen?“

„Wie meinen Sie das?“ fragte die Jungfrau kalt.

„Daß Sie — daß Sie niemanden das was heute geschehen wird, erzählen“, sagte Salomo etwas verlegen.

„Glauben Sie, daß ich mit meiner eigenen Schande prahlen werde?“ rief Fanny.

„Mißverstehen Sie mich um Gottes Willen nicht“, bat Salomo, dem jetzt nur vor allen Dingen daran lag, die Erzürnte nicht noch mehr zu reizen. „Ich meinte mit dem *sie* nicht *Sie* mein Fräulein, sondern die beiden jungen Damen, die wahrscheinlich auch heute Zeugen sein werden. Wenn Sie *die* dazu verpflichten wollten —“

„*Gestern* stellten Sie die Bedingung *nicht*“,

sagte Fanny, mit bitterem Lächeln auf den früheren Bräutigam sehend, „aber es sei. Ich nehme das zugleich als ein Geständniß, daß Sie wenigstens in etwas Reue fühlen und jetzt empfinden, wie tief Sie mich eigentlich beleidigt. Ich verspreche Ihnen also dafür zu sorgen, und glaube, Ihnen davon Schweigen verbürgen zu können. Sie sollen es mir schwören. Aber jetzt fort — die Zeit vergeht und wir dürfen den nächsten Zug nicht versäumen, denn mein Vater und der Geistliche warten schon in Ersheim auf uns."

„Jetzt gleich?" rief Salomo erschreckt — „ich hätte erst nothwendig einen Weg zu gehen."

„Reut Sie ihre Zusage schon?" rief Fanny höhnisch — „Sie sind an Nichts gebunden und können ganz hier bleiben — möglich dann, daß uns der nothwendige Weg, den Sie zu gehen haben, in eine Straße, in ein Haus führte."

„Trauen Sie mir das nicht zu", bat aber Salomo erschreckt – „Sie haben übrigens recht; es ist vielleicht besser wir machen etwas, das für uns Beide — für alle dabei Betheiligten peinlich sein muß, so rasch als möglich ab."

„Gut, dann brauchen wir auch weiter kein Wort darüber zu verlieren", sagte Fanny kalt. „Folgen Sie mir — der Wagen wartet unten."

Salomo Schönbein konnte nicht mehr zurück. Er nahm seinen Hut und fand sich wenige Minuten später mit Fanny in einem glücklicher Weise geschlossenen Wagen, der sie auf des Mädchens Angabe rasch zum Bahnhof brachte.

Unterwegs sprach Fanny kein Wort. Den Shawl um sich geschlagen, lehnte sie in der einen Wagenecke, und preßte ihr Tuch gegen die Augen. Auf dem Bahnhof zahlte Salomo die Plätze, und war nur froh daß er dort keinen Bekannten traf, und in Ersheim angekommen, wurden sie an dem nemlichen Hause vor dem sie gestern abgestiegen, von der schon dort ihrer harrenden Familie empfangen. — Aber Niemand begrüßte ihn, oder nahm nur die geringste Notiz von ihm. Stillschweigend und mit kalter Höflichkeit deutete die Mutter auf den Kaffeetisch, und als sich Schönbein, mehr aus Verlegenheit, als weil er irgend ein Bedürfniß darnach fühlte, eine Tasse eingeschenkt und sie getrunken hatte, meldete der alte Ehrlich schon, daß der Geistliche ihrer harre, und die Ceremonie beginnen könne.

Salomo Schönbein war es, als ob er zum Hochgericht geführt werden solle; aber er biß die Zähne fest auf einander. In einer Stunde ging der Zug wieder nach Xheim zurück — dann war Alles vorüber,

Alles überstanden, und die peinliche Viertelstunde, die ihm noch zu durchleben blieb, ging ja auch vorüber. Er bot sogar in aller Verlegenheit seiner Pseudo-Braut den Arm, diese wies ihn jedoch kalt, wenn auch nicht unfreundlich zurück und der kleine Zug begab sich, queer über die schmale Straße, in die dicht vor dem Haus stehende Kirche.

Dort fanden sie den Geistlichen wie gestern, in seinem Ornat; aber keine Blumen waren, wie gestern, gestreut, kein freundliches Lächeln der Eltern begrüßte die jungen Leute an der heiligen Stätte. Alle nöthigen Vorbereitungen wurden wohl feierlich, wie sie der Ort mit sich brachte, aber still und stumm und ernst beendet, und zitternden Herzens trat der Bräutigam zum Altare — er fühlte nicht einmal, daß die Hand der Braut, die sie ihm jetzt der Form wegen lassen mußte, noch stärker in der seinen bebte, als er selbst.

„Wollen Sie diese Jungfrau", frug ihn da der Geistliche wieder wie gestern, „Fanny Sophie Barbara Ehrlich zu ihrer ehelichen Gattin wählen, wollen Sie in Freud und Leid, in Krankheit und Trübsal treu bei ihr ausharren, und ihr hilfreich und liebend zur Seite stehen, in Allem was das Schicksal Ihnen auferlegen möge?"

„Ja", sagte Salomo mit nicht sehr lauter, aber

fester und deutlicher Stimme und zu Boden gesenktem Blick, denn er wußte, was jetzt folgen mußte.

„Und wollen Sie" — wandte sich der Geistliche an die todtenbleiche Braut, „diesen Junggesellen, Herrn Salomo Gotthelf Schönbein, zu ihrem ehelichen Gatten wählen? ihm treu sein und gehorchen und bei ihm ausharren in Freud und Leid, in Krankheit und Trübsal und ihm hilfreich und liebend zur Seite stehen, in Allem was das Schicksal Ihnen auferlegen möge?"

„Ja", antwortete da Fanny mit fester, entschlossener Stimme und Salomo ließ erschreckt ihre Hand los und starrte sie mit weit aufgerissenen, stieren Augen an. Der Geistliche nahm den Ring von seinem Finger — er fühlte es nicht — er steckte ihm den andern an, ohne daß Salomo eine Ahnung davon hatte — er sprach die üblichen Formeln und den Segen — er hörte nichts davon und nur erst als die Mutter die junge Frau in die Arme nahm und sie küßte, und Meister Ehrlich Salomos Hand ergriff, fuhr dieser in blinder Wuth empor und schrie:

„Betrüg —!"

Aber er brachte das Wort nicht ganz über die Lippen. Meister Ehrlich hatte seine Hand wie in einem Schraubstock gefaßt, und ihn zu sich nieder-

ziehend flüsterte er, dem jungen Manne dabei einen warnenden aber auch zugleich drohenden Blick zuwerfend:

„Pst Schwiegersohn, seien Sie gescheut und fügen Sie sich geduldig in das Unabänderliche, daß Sie nicht auch am Ende noch ausgelacht werden. Was geschehen ist, ist geschehen — das Wort des Geistlichen steht unauslöschbar fest, und — bedenken Sie vor Allem, wo Sie sich hier befinden.“

„Aber ihre Tochter —“ rief Salomo.

„Hat gehandelt wie sie mußte“, sagte der alte Mann, ihn mit sich bei Seite führend. „Die Schmach, die Sie ihr angethan, durfte sie nicht auf sich sitzen lassen, sie wäre gebrandmarkt gewesen für ihr ganzes Leben, und das hat mein braves Kind nicht ihrer selbst willen — nicht um Sie verdient. Sie ist gestraft genug, daß Sie Ihr Mann geworden sind.“

„So bin ich verrathen worden.“

„Nein, das nicht“, lächelte der Meister, „aber verheirathet und da es, trotz Ihrem eben nicht freundlichen Betragen, bei unserer früheren Verabredung bleibt, so hoffe ich noch einen tüchtigen braven Mann und ordentlichen Ausschnitt-Waarenhändler aus Ihnen zu machen.“

„Und Hanke & Blenkert —“

„Was gehen uns Hanke & Blenkert an“, sagte der Schneidermeister ruhig — „jetzt führen Sie Ihre Frau zu Haus. Lassen Sie sich doch um Gottes Willen Nichts vor den beiden Mädchen merken. Die Dinger können ja den Mund nicht halten, und wenn die nur eine Ahnung davon hätten wie die Sache wirklich steht, wüßte es Morgen früh ganz Xheim, und daran liegt Ihnen doch gewiß nicht viel.“

Salomo Schönbein war wie vor den Kopf geschlagen. An dem Geschehenen ließ sich aber in der That — darin hatte der Meister recht — nichts mehr ändern. Die Trauung war nach allen Regeln, Formen und Gesetzen vollzogen und Salomo Schönbein — lieber Leser, — Salomo Schönbein fügte sich in das Unabänderliche und hat später diese Heirath nie bereut.

Hanke & Blenkert, aus deren Geschäft er natürlich augenblicklich treten mußte, machten sechs Wochen später einen bösartigen Bankerott und Salomo Schönbein stand schon in derselben Zeit einem Geschäfte vor, das sich durch des alten Ehrlich Umsicht alljährlich vergrößerte.

Fanny hat übrigens ihrem Mann, als sie sich endlich verständigten, fest versprochen, nie wieder Ja zu sagen, wenn sie eigentlich Nein sagen sollte, und daß sie das jenes eine Mal gethan, hat niemand weniger bereut als Salomo Schönbein.

Zur Naturgeschichte des Menschen.

Eine höchst flüchtige ethnographische Betrachtung.

Es gibt kein weiter verbreitetes, größeres und mannigfaltigeres genus unter den Säugethieren, als das erste, und — wie wir selber als Menschen nicht gut anders annehmen können — bildungsfähigste und gebildetste derselben — das genus homo.

Das am weitesten verbreitete ist es insofern, als nur der Mensch, ebenso wie die gemeine Hausfliege, überall auf der, von uns bescheiden die Welt genannten, Erde angetroffen wird. — In den Eisregionen, trotzdem daß dort das Quecksilber wie der Mensch friert, läßt er sich ganze Winter hindurch einschneien; unter der sengenden Zone des Aequators ist er zu Haus, in der gemäßigten aber wuchert er, wie das Geschlecht der Pilze, und außerdem bieten ihm Höhen oder Tiefen, wie gewöhnliche elementarische Hindernisse keineswegs hinreichenden Widerstand, daß er ihn

nicht schließlich doch überwände. Während sich ein Theil in die Erde gräbt — tiefer als der misantropischeste Maulwurf je daran dachte einzufahren, klettern Andere auf den Montblanc, die Jungfrau, den Chimborazo und Dwalagiri, nur um das Vergnügen zu haben wieder hinunter zu sehen. Aeronauten fliegen durch die Lüfte, und hie und da taucht sogar plötzlich, zum unbegrenzten Erstaunen zufälliger Augenzeugen, ein vollkommen athemloses Menschenkind aus irgend einem Theil des Meeres auf, wo es unten auf dem Grund nach verkümmerten Muschelthieren oder angefaulten Schiffen gesucht hatte.

Es ist in der That kein erreichbarer Winkel der Erde oder Elemente von ihnen frei — die Flamme ausgenommen, die sich, wie bekannt, Mephisto vorbehalten. Sei es mit Regenschirmen oder Botanisirtrommeln, mit Schneeschuhen oder barfuß, unverdrossen durchstreifen sie das Land, bauen sich Hütten auf Pfähle mitten in den Sumpf, um vor Wasserbestien — im Wald hoch in die Bäume, um vor wilden Thieren — tief in den Schnee, um vor Kälte — an felsige Abhänge hinauf, um vor Ueberschwemmungen — weit in Einnöden, um vor Besuchen sicher zu sein, und schaffen und arbeiten, mühen und quälen sich ab, nur um — nach einem gewissen, ihnen zum

Athmen gestatteten Zeitraume ihren Platz in der Erde, neben den Vorangegangenen, einzunehmen.

Körperlich unterscheidet sich der Mensch dabei nur wenig von den andern Säugethieren, und wo das ja der Fall ist, stets zu seinem Nachtheil. Das Wild ist flüchtiger, Ochse und Pferd, wie tausend andere, sind stärker. Auch schärfere Sinne haben die Thiere, und keines von allen bleibt so lange hülflos wie der Mensch, wird im Alter wieder so hülfsbedürftig wie er. Findelhäuser, Kleinkinderbewahranstalten, Irren- und Besserungshäuser mit den verschiedenen Spitälern sind dafür die besten Beweise; Ammenzulpe und Fallhüte gar nicht gerechnet. — Sein Geist verleiht ihm dagegen in den von ihm erfundenen Maschinen die hundertfache Stärke des Ochsen, die Flüchtigkeit des edlen Pferdes, die Kunstfertigkeit des Fisches, die Kraft und Gefährlichkeit des Tigers, und durch den Geist eben wurde er der Herr der Thiere. Diese Thatsache steht fest, und wir brauchen dabei nicht einmal anzunehmen, wie es einige unserer „Mitbrüder" thun, daß Gott der Herr die ganze Erde, mit dem entsprechenden Planetensystem, nur des Menschen wegen geschaffen habe.

So ähnlich der Mensch aber auch, um noch einmal auf das Physische der Sache zurückzukommen,

eben in seinem eigentlichen Körper dem Thiere sein mag, so finden sich doch auch hierin wieder auffallende Unterscheidungszeichen. Erstens — der Mensch geht aufrecht, d. h. er könnte es wenigstens thun, findet es aber nicht immer passend, denn es gibt nicht sowohl einzelne Individuen als Ausnahmen, sondern ganze Species, die es für weit vortheilhafter und zweckdienlicher halten, gebückt durch das Leben zu gehen. Nur innerhalb ihrer eigenen Wohnungen nehmen solche Exemplare, besonders ihren Familien und Untergebenen gegenüber, die würdige und aufrechte Haltung des Menschen an, und tragen dann den Kopf mit den dazu gehörenden Gesichtstheilen um so viel höher, je tiefer sie ihn draußen bücken. — Zweitens ist dem Menschen die Sprache gegeben, d. h. er bringt andern Menschen theils verständliche, theils unverständliche Laute über die Lippen, und wäre im Stande das, was er denkt, immer frei und deutlich zu sagen — wenn ihn nicht oft direkte oder indirekte Rücksichten daran verhinderten.

Ob aber die Sprache dem Menschen in der That einen so großen Vorzug vor dem Thiere giebt, wage ich wirklich nicht unbeschränkt zu behaupten. Hätten wir allerdings eine Sprache über die ganze Erde, und verständen entfernte Völker, oder selbst nur unsere

nächsten Nachbarn das, was wir ihnen gern sagen wollten, dann allerdings wäre die menschliche Sprache etwas, das den Menschen selber himmelhoch über das Thier erhöbe. Wie die Sache aber jetzt steht, dürfen nur ein paar Leute von verschiedenen Ländern zusammenkommen und die Heidenkonfusion ist fertig. — Auch die Thiere haben — wie wir nicht ableugnen können, ausgenommen wir wollen blind sein — eine ihnen eigenthümliche Sprache unter einander, nach der sie sich vollkommen gut verstehen und ihre Bewegungen regeln. Das Wild, die Zugvögel, ja selbst die Hausthiere besitzen Laute und Zeichen, durch welche sie sich leicht und sicher verständigen können. Die nach Afrika ziehende Schwalbe, wenn sie mit anderen aus den verschiedensten Ländern zusammentrifft, zwitschert ihre Berichte leicht und geschwätzig hin; der Storch klappert seine Erzählungen dem von Schweden oder England gekommenen Verwandten ebenso deutlich her, wie der Kranich im Vorüberstreichen die Kameraden aus Deutschland und Italien zusammenruft. Nur wo verschiedene Thiergattungen mitsammen leben müssen, kommt es zu Zänkereien, und das erklärt auch die ewige Streitsucht zwischen Hunden und Katzen. Sie verstehen eben einander nicht.

Wie dem aber auch sei, der Mensch hat seine

Sprache mit solcher Meisterschaft vervollkommnet, daß ihn das Thier auf dieser Höhe nicht erreichen kann, und wir mögen sie deßhalb immer als einen Vorzug betrachten. Der Mensch ist nemlich im Stande, mit kunstvoll gefügten Worten alles zu beweisen und zu rechtfertigen, was er für gut findet, ja er kann sogar — eine Fähigkeit die dem Thiere vollständig abgeht — damit lügen. — Außerdem braucht der civilisirte Mensch, um sich von einer Stelle zur andern zu bewegen, einen Paß, — zu seiner Fortpflanzung eine polizeiliche Erlaubniß, und trägt — das sicherste Merkmal von allen — Kleider, deren Form von einer besondern Varietät des genus — Schneider genannt — bestimmt wird. — Soweit seine physischen Unterscheidungszeichen von den übrigen Säugethieren.

Psychisch dagegen steht er hoch über dem ihm untergeordneten Thier, oder hat sich wenigstens eben durch seine geistigen Kräfte über dasselbe emporgeschwungen. Aelteren Uebertragungen und Bildern zufolge sollen nemlich Adam und Eva im Paradies mit den dort heimisch gewesenen Thieren auf einem sehr freundlichen, ja fast gleichen Fuß gelebt haben. Der Mensch hat aber, was dem Thiere — wie die Naturforscher behaupten — gänzlich fehlt — Ver-

stand, und schwingt sich dadurch auf die höchste Stufe der geschaffenen Welt.

Der Mensch hat Verstand, und es ist das ein Satz, mit dem wir alle, wenn wir nicht tiefer darauf eingehen, vollkommen einverstanden sein werden, und doch ist er im Ganzen viel zu allgemein gehalten. Der Mensch hat nemlich im Allgemeinen eigentlich keinen Verstand, denn er verbittert sich sein kurzes Leben von dem Augenblick an wo er selbständig handeln lernt, fast durchgängig mit höchst unnöthigen Sorgen, kleinlichen Rücksichten, großartigen Spekulationen, lächerlichem Ehrgeiz und vollkommen nutzlosen Phantasieen, und ist dann

— wie ein Thier auf dürrer Heide,
von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
und ringsumher liegt schöne grüne Weide.

In speciellen Fällen hat er aber trotzdem wirklich Verstand, und gibt dies auch auf die unzweideutigste Weise zu erkennen. Er versteht nemlich — die erste und unentbehrlichste Bedingung zur Civilisation — sich Bedürfnisse zu erschaffen, nur um diese später befriedigen zu können — ein Sinn, der dem Thier vollkommen abgeht. Der Mensch bekümmert sich außerdem stets um Dinge, die ihn eigentlich gar nichts angehn, und hat dabei tausend angebliche Mittel, sein

Leben zu verlängern, wie ebensoviele, um es einzeln oder in Masse zu vernichten.

Dann hat der Mensch Religion — ein Wort mit einem sehr unbestimmten Begriff, das sich jeder Stamm nach seinen speciellen Bedürfnissen und Eigenthümlichkeiten regulirt. — Er hat ferner Gesetze, die von der Art sind, daß sich bei uns z. B. ganze Species des allgemeinen genus volle Lebensalter hindurch nur damit beschäftigen, herauszubekommen, was sie bedeuten und wie sie angewendet werden müssen. — Er hat staatliche Einrichtungen, mit denen die eine Hälfte der Bevölkerung stets vollkommen einverstanden ist, während die andere das Gegentheil verlangt und für nothwendig hält. — Er hat Schulen, in welchen den jungen Menschen das gelehrt wird, was sie im Leben nicht brauchen, weil sie das andere schon im Leben selber lernen. — Schließlich baut er noch Mühlen, Kirchen, Institute, Monumente, Irrenhäuser, Gefängnisse und unbequeme Wohnungen, entdeckt täglich neue Mittel und Wege, sich die Naturkräfte dienstbar zu machen, steht mit anderen Völkern in oft sehr unnöthiger Verbindung, und erschwert sich wie anderen das Leben so viel wie möglich — etwas, das er ohne Verstand keinenfalls bewerkstelligen könnte.

Das ganze genus homo wird nun, wie bekannt, gewöhnlich in fünf ziemlich deutlich von einander zu unterscheidende Species getheilt, bei denen Farbe, wie Gesicht und Schädelbildung den Ausschlag geben.

Ehe ich aber hierin weiter gehe, ist es doch wohl nöthig, die Begriffe von genus, species und Varietät näher festzustellen, oder sie vielmehr dir, verehrter Leser, deutlicher klar zu machen. Ich thue das vielleicht am leichtesten und besten durch ein uns allen nahe liegendes Beispiel. Als ein solches Beispiel bildet das Wort Rath in unserem gesellschaftlichen Leben ein ganzes genus oder ein Geschlecht der Räthe. Species dieses außerordentlich zahlreichen genus, von dem ich annehmen darf, daß es den meisten Lesern bekannt ist, sind dann die verschiedenen Hof-, Finanz-, Staats-, Steuer-, Polizei-, Forst-, Land-, Bau-, Kabinets-, Kirchen-, Kammer-, Gemeinde-, Marine-, Schul-, Regierungs- und Kommerzienräthe rc. rc. rc. und Varietäten dieser wieder bilden die geheimen, wirklichen, ordentlichen und Titularräthe, mit Unterabtheilungen von solchen, die schon einen Orden haben, und solchen, die gern einen haben möchten.

Also bedeutet hier genus das ganze Geschlecht der Räthe, mit Frauen und Kindern, denn die Frau ist, wie bekannt, Mitträgerin des Titels, ohne weitere

Verbindlichkeiten als ein ihrem Rang entsprechendes Haus zu machen. — Species sind die einzelnen genannten Abtheilungen des genus — ebenfalls wieder mit Frauen und Kindern — und Varietäten wieder die Unterabtheilungen der Species — wie vorher, mit Familie, nur allein die Ordensvarietäten abgerechnet. Die Damen dürfen nemlich, bis jetzt wenigstens, die Orden ihrer Gatten noch nicht mittragen — eigentlich eine ungerechtfertigte Härte der Gesetze.

Damit also im Reinen, komme ich wieder darauf zurück, daß die Schädelbildung und Hautfarbe, zugleich mit der Farbe der Haare, früheren Naturforschern hinreichende Anhaltspunkte gegeben hat, die verschiedenen species des genus homo zu sortiren, und hierbei gab besonders die Hautfarbe der diversen Nationen den entscheidenden Ausschlag. Achten wir deßhalb auf die Farbe, so finden wir in weiß, schwarz, braun, roth und gelb fast alle nur erdenklichen Schattirungen in den verschiedenen Welttheilen — ausgenommen gestreifte oder gefleckte Menschen, bis zu welcher Varietät wir es noch nicht gebracht haben. Von geschwänzten Menschen berichtet allerdings die Sage aus dem Innern Afrikas; da wir aber diese Berichte nur einzelnen, vielleicht nicht einmal ganz zuverlässigen Weinreisenden verdanken, und auch noch

kein Exemplar — weder lebendig noch ausgestopft — eingeliefert wurde, so müssen wir die Thatsache dahingestellt sein lassen.

Was die eigentliche Urfarbe des Menschen betrifft, so sind die Ansichten darüber noch getheilt und bewegen sich gegenwärtig auf dem Gebiete zwischen schwarz und weiß. Die kaukasische oder weiße Race nimmt nemlich an, daß Adam und Eva weiß gewesen seien, und Sonne wie Klima der verschiedenen Länder später auf die einzelnen abzweigenden Stämme ihren Einfluß ausgeübt hätten. Dies scheint uns am wahrscheinlichsten. Die Neger dagegen haben eine andere Tradition und behaupten, daß Adam und Eva mit Kain und Abel die schönste Ebenholzfarbe gehabt hätten. Mit Kain aber erlitt — eben jener Sage nach — die Sache eine Veränderung.

Als Kain nemlich zu jener Zeit in seinem Bruder Abel den vierten Theil der damaligen Bevölkerung erschlug, rief ihn nach diesem ersten Mord Gott Vater an und sagte: „Kain, wo ist dein Bruder Abel?“ — Darüber nun soll Kain so erschrocken sein, daß er vor lauter Angst kreideweiß wurde. Diese Farbe behielt er auch von da an bei und ging später — den etwas dunklen Worten der Bibel nach: „in ein anderes Land und nahm sich eine Frau.“ — Die Weißen

sind deßhalb, dem äthiopischen Glauben nach, die Abkömmlinge von Kain, die Schwarzen die von dem erschlagenen Abel, und die Aethiopier haben das in ihrer Sage allerdings für sich, daß ein Mensch vor Angst weit eher weiß als schwarz werden kann.

Aber ich glaube, wir können uns darüber hinwegsetzen. Die Farbe gehört doch nur zur äußeren Hülle des Menschen und steht mit seinem inneren Werth in keiner Verbindung. Nur stolz dürfen wir nicht auf die Farbe werden, denn selbst ein sehr weißer und schöner Teint beweist eigentlich wenig mehr, als daß Träger und Trägerin desselben — vollkommen Zeit hatte darauf acht zu geben. Sollten wir uns aber wirklich auf unsere lichte Hautfarbe etwas einbilden, so brauchen wir nur zu erfahren, wie dieselbe von den australischen Wilden beurtheilt wird, und unsere hohe Meinung wird sich dadurch gewiß etwas senken. Dieselben haben nemlich die eben nicht appetitliche Gewohnheit, ihre Todten so lange zwischen zwei mäßige Feuer zu legen, bis sich ihnen die Haut lockert. Diese ziehen sie dann ab und heben sie auf und begraben den also geschundenen Leichnam, den sie in diesem Zustande grinkari nennen. Als sie nun die ersten Weißen erblickten, die mit ihrer bleichrothen Hautfarbe solchen präparirten Todten — ihrer Meinung nach —

sprechend ähnlich sahen, nannten sie dieselben nach jenen mit gleichem Namen, und ebenfalls grinkari.

Da wir es hier aber nur mit der Eintheilung zu thun haben, kann uns das alles vollkommen gleichgültig sein, und ob Adam und Eva einst schwarz, weiß, braun, gelb oder kupferroth gewesen sind, berührt uns nicht im Geringsten. Die Eintheilung nach der Farbe hat jedoch durch die vielen Schattirungen außerordentliche Schwierigkeiten. Noch unzuverlässiger ist die nach den Haaren, besonders in unseren Zeiten, wo sich — von falschen Locken gar nicht zu reden — oft noch ganz junge Leute schon eine Glatze stehen lassen, oder gar Perrücken tragen, die jedes nähere Studium unmöglich machen. Weit besser bringen wir deßhalb das Menschengeschlecht in zwei Hauptabtheilungen, und diese Eintheilung entspricht auch unserer jetzigen Situation am besten. Ich meine nemlich die Eintheilung in civilisirte und uncivilisirte Stämme. Zu den ersteren rechnen wir also die civilisirten Völker Europas, mit ihren Nachkommen und Kolonien in den übrigen Welttheilen. Zu den zweiten die noch nicht oder doch nur wenig von der Kultur „beleckten" Indianer oder wilden Stämme.

Verschiedene Naturforscher haben vorgeschlagen, das ganze Menschengeschlecht — weit passender als

nach Farbe und Schädelbildung -- nach dem einzutheilen, was sie vorzugsweise verzehren — also nach ihrem Leibgericht, und das läßt sich zum Theil, selbst bei den civilisirten Völkern durchführen. Wissen wir ja doch auch, daß die Nahrung einen sehr entschiedenen Einfluß auf den Charakter des Menschen ausübt. Wir haben demnach auch in Europa: 1) die Carnivoren oder fleischessende Menschen — Roastbeef; England — Froschkeulen; Frankreich. 2) die Ichthyophagen oder Fischesser: Skandinavien; Stockfisch — Holland; Häringe, wie im Sommer sämmtliche Seebadgäste. — 3) die Frugivoren oder Frucht- und Getreideesser: Deutschland; Klöße. — 4) Geophagen oder Erdesser: das Heer der Staubkriecher und Schmarotzer. — 3) Antropophagen oder Menschenfresser: die Recensenten und Wucherer, und 6) Omniphagen — Allesverzehrer oder solche, die sich von den verschiedensten Lebensmitteln nähren, wie Rentiers und Militair.

Bei einer Uebersicht derselben stellt sich der Einfluß der Nahrung allerdings in vielen Fällen heraus. Die Frugivoren, zu denen besonders die Deutschen gehören, zeichnen sich durch ihre Geduld und ihr mildes biegsames Wesen aus, während Franzosen und Engländer — der Augsburger Allgemeinen Zeitung nach — zu

den blutdürstigsten Menschen gehören. Bei den Ichthyophagen, Geophagen und Omniphagen scheint die Nahrung aber keinen entschiedenen Charakter zu bewirken.

Eine scharfe Abgrenzung dieser Klassen läßt sich indessen in Europa doch nicht durchführen, denn der Mensch beschränkt sich hier gewöhnlich nur im Nothfall auf ein bestimmtes und einseitiges Gericht. Im Gegentheil strebt er allgemein nach einer Verbesserung seiner Lage und Diät, nemlich nach Suppe, Gemüse und Fleisch, Braten und Salat oder Compot, und zum Nachtisch nach einer Tasse Kaffee.

Die Selbsteintheilung der civilisirten Völker, von den verschiedenen individuellen Standpunkten aus, geht nebenbei ins Unendliche, und des Beispiels halber will ich nur einige anführen. Die Polizei — als officielles Organ der Civilisation verdient sie jedenfalls zuerst genannt zu werden — theilt die Menschen in zwei Klassen: nemlich in solche, die ihre Strafe verbüßen oder unter polizeilicher Aufsicht stehn, und in solche, gegen welche noch nichts Nachtheiliges bekannt geworden. — Ebenso thun es, als Unterabtheilung, die Gefängnißwärter und zwar: in solche, die sitzen, und in solche, die noch nicht sitzen.

Der Oekonom kennt ebenfalls nur zwei Species,

die erste unter der Rubrik: freie Weide, d. h. solche, die sich frei ernähren und von ihren eigenen Kräften selbständigen Gebrauch machen. Dazu gehören: Oekonomen, Kaufleute, Künstler, Aerzte, Advokaten ꝛc. Die zweite unter der Rubrik: Stallfütterung, d. h. solche, die eine bestimmte feste und gebundene Anstellung mit Pension haben. — Das Militär theilt das Menschengeschlecht gewöhnlich in Leute mit zweierlei und einerlei Tuch. — Der Beamte in nöthige und unnöthige Mitglieder der menschlichen Gesellschaft. — Der Kaufmann in Käufer und Concurrenten. — Der Buchhändler in Leser, die Bücher kaufen, Aristokratie, in solche, die in einer Leihbibliothek abonnirt sind — Bürgerthum — und in solche, die gar nicht lesen — Proleriat ꝛc.

Solche individuelle und meist nur einseitige Ansichten können aber nicht maßgebend sein und dienen höchstens dazu, dem Psychologen die leider noch sehr große Uneinigkeit des Menschengeschlechts deutlicher zu machen.

Soweit also die Eintheilung der civilisirten Völker, die allerdings ein wenig complicirt ist, ihrer verschiedenen und mannigfachen Bedürfnisse wegen. Weit einfacher stellt sich dagegen die Eintheilung der uncivilisirten Erdbevölkerung heraus, die über alle

Welttheile gleich zahlreich zerstreut ist, und deren einzelne Glieder gemeinhin Wilde genannt werden.

Die Species der europäischen Wilden, auch manchmal Proletarier genannt, nähert sich hinsichtlich der Bedeckung am meisten der Civilisation. Sie gehen gewöhnlich nur mit Kopf, Händen, Füßen, Ellbogen und Knieen barfuß, wechseln zu unregelmäßigen Zeiten die Wäsche, indem sie dieselbe umdrehen, waschen sich nur im Nothfall, haben keine bestimmte Beschäftigung, sind sehr grob und führen einen steten Guerillakrieg mit der Polizei. Die Weibchen tragen keine Crinoline, und die Jungen bis zum fünften Jahre das Vorhemdchen auf der verkehrten Seite.

Die Wilden der übrigen Welttheile lassen sich, in ihren allgemeinen Umrissen ziemlich gleich, in zwei Varietäten scheiden, und zwar in solche, die der Civilisation noch fern stehen, und in solche, bei denen sie anfängt Wurzel zu schlagen. Die ersteren gehen, je nach Klima und Ortsverhältnissen, in ihre Nationaltracht gekleidet — entweder in demselben Geschmack wie Adam und Eva vor dem Sündenfall, oder auch bei kaltem Wetter in die Felle und Pelze der erlegten Thiere gehüllt. Dabei führen sie alle Arten von wunderlichen Waffen, und bekriegen sich gegenseitig,

ganz wie die civilisirten europäischen Nationen, verschiedener Ansichten wegen.

Hierin verfahren sie aber außerordentlich rücksichtslos, und anstatt sich, wie bei civilisirten Schlachten, mit dem Erschlagen der Feinde und der Erbeutung von Fahnen, Kanonen und Kriegskassen, wie dem Plündern der Städte zu begnügen, nehmen sie als Siegestrophäen, je nach den verschiedenen Sitten und Gebräuchen ihres Landes, verschiedene Körpertheile der überwundenen Feinde in Anspruch. Die Neuseeländer z. B. schneiden den Besiegten die Köpfe ab und räuchern sie als Zierrath für ihre Besuchszimmer. — Die nordamerikanischen Indianer scalpiren die Ueberwundenen, d. h. sie erzeugen bei ihnen eine künstliche Glatze, indem sie den oberen Theil ihrer Kopfhaut mit drei Rundschnitten abtrennen und vom Schädel reißen. Den Scalp trocknen und räuchern sie dann und bewahren ihn zum Andenken an den früheren Gegner auf.

Die Eingeborenen der Insel Luzon und überhaupt der Philippinen — allen Rauchern durch die Manilacigarren bekannt, schneiden den Kriegsgefangenen — bei denen dies überhaupt möglich ist — die Waden ab. — Die australischen Wilden nehmen das Nierenfett der Erschlagenen, reiben sich damit ein und glauben

dadurch deren Stärke zu erlangen. — Verschiedene Negerstämme in Afrika nehmen die Kinnladen der Gefallenen. Andere, ebendaselbst, begnügen sich mit den Zähnen, die sie zu einem höchst unpassenden Korallenschmuck verwenden. Andere wieder schneiden die Ohren, Andere die Nasen ab. Die Sumatraner endlich verzehren ihre Kriegsgefangenen, in einem etwas summarischen Verfahren, ganz.

Interessanter ist jedoch für uns die andere Varietät, nemlich jene, schon zum Theil von der Civilisation berührten Wilden. An ihnen können wir nemlich nicht allein den Beginn der Kultur — der uns in unserer eigenen Geschichte zu fern liegt — mit größter Bequemlichkeit und als Augenzeugen studiren, sondern auch beobachten, wie sich nach und nach auch die einfache Sitteneinfalt dieser Kinder der Natur entwickelt und complicirt. Wir erkennen dabei zugleich, daß sie allmälig zu dem werden, wozu wir sie haben wollen, nemlich zu Leuten, die einsehen, daß sie ohne eine Masse unnöthiger Bedürfnisse verständigerweise gar nicht mehr existiren können, und die deßhalb alles Mögliche thun, ihr naturwüchsiges Leben zu verleugnen. Daß ihnen die neue Sitte unter allen Umständen höchst ungeschickt steht, und oft nur mit Gewalt einigermaßen angepaßt werden muß, daß die Leute

selber unglücklich und elend werden und endlich langsam, aber sicher untergehen, kann dabei nicht in Betracht kommen. Die Civilisation kann nicht auf solche Wilde Rücksicht nehmen.

Vor dem Beginne der Civilisation haben diese Leute gewöhnlich eine, ihren Bedürfnissen entsprechende Religion, passende Gesetze, höchst einfache Regierungsformen und sind meist alle ehrlich, gastfrei und von heiterer Gemüthsart. Die Civilisation bringt ihnen vor allen Dingen den Branntwein — eine unumgänglich nothwendige Sache, denn man muß einen leicht zu beschaffenden Handelsartikel haben, ihnen ihr Land und ihre „Gerechtsame" auf rechtliche Weise, d. h. so, daß später keine andere civilisirte Nation Einspruch dagegen erheben kann, abzukaufen. Mit dem Branntwein thut deßhalb die Kultur den ersten Schritt.

Der Indianer, der dabei bisher seine eigne Haut für eine naturgemäße und völlig genügende Bedeckung hielt, fängt jetzt an für europäische Kleidung empfänglich zu werden. Er trägt abgerissene Fracks, mit Strümpfen statt Aermeln, Chemisetten und Westen an den unmöglichsten Stellen und auf die unbegreiflichste Weise, Hosenträger um den Hals, Uhrketten durch die Nase, Sporen ohne Stiefel, Halsbinden ohne Hemd, und wollene Shawls um die Knie, liebt

leidenschaftlich die rothe Farbe und klappernde Glaskorallen und gibt alle seine mühsam hergestellten Waffen und Werkzeuge um das entsetzliche Feuerwasser hin. Hierauf findet er sich, nach einem gelegentlichen Besuch bei den „Weißen“ gewöhnlich eines Morgens sehr früh, naß und kalt in irgend einem räthselhaften Busch oder an der Straße liegen, hat Kopfschmerzen, mit einem dumpfen Gefühl, daß nicht alles in Ordnung sei, und trägt ein heißes, wenn auch noch völlig bewußtloses Verlangen nach einem Häring und Sodawasser.

Bei diesem Stadium der Civilisation angelangt, übernehmen fremde Missionäre seine Belehrung. Von dem Wunsch beseelt, die Wilden zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft zu machen, lassen sie sich von ihnen ihre Häuser aufrichten, ihre Felder und Gärten bestellen und unterrichten sie dafür in den Lehren der christlichen Religion. Hierin finden sie bei den Wilden nur geringen Widerstand. Mit rechtzeitiger Austheilung von wollenen Decken, Suppen, Brod und anderen Lieblingsspeisen dieser kindlichen Gemüther sichern sie sich zahlreiche Versammlungen, und die Eingeborenen sehen, solcher Freigebigkeit gegenüber, selten einen erheblichen Grund, weßhalb sie sich nicht sollten taufen lassen.

Von nun an beginnt der Indianer ein anderes neues Leben. Die Weißen mehren sich, kaufen ihm Acker nach Acker für Flaschen Branntwein ab, verjagen oder erlegen das Wild in seiner Nähe, und kultiviren den Boden mit weit mehr Erfolg, als sie den früheren Eigenthümer civilisirten. Dieser, ohne weitere Beschäftigung, da ihm die Jagd unmöglich gemacht wurde, trinkt, prügelt in der Zwischenzeit seine Familie — bettelt, wenn er nichts mehr zu vertrinken hat, und stiehlt, sobald ihm niemand mehr etwas freiwillig gibt. Zu Grunde geht er allerdings dabei, die Kultur aber hat einen weitern Schritt auf ihrem Wege durch die Welt gethan.

Was nun das eigentliche Lebensalter des Menschen betrifft, so wechselt das, bei beiden Abtheilungen, von 30—80 Jahr. Im hohen Alter tritt aber noch ein sehr bedeutender Unterschied zwischen civilisirten und uncivilisirten Völkern zu Tage. Der Wilde nemlich, wenn er stumpf und alt wird, zieht sich ähnlich wie wilde Thiere, in Höhlen und Dickichte zurück und verbrütet — dem Stamm zur Last, der ihm nothdürftig seine Nahrung gibt — die letzten Jahre seines Daseins in stiller Einsamkeit. Manche Stämme schlagen sogar ihre alten Leute einfach vor den Kopf. — Der civilisirte Mensch thaut dagegen nicht selten

erst im Alter gehörig auf und wird geselliger als je. Er zeigt eine stille aber heftige Neigung bald zu größeren Gesellschaften und Clubs, bald zu kleineren Cirkeln, die, je nach der individuellen Natur, theils in Kaffeegesellschaften, theils in Whist- und Skatpartieen ihre Erledigung findet. Er trägt dabei Brillen und Perrücken, nährt sich von Pensionen oder Renten, und stirbt erst, wenn er nothgedrungen m u ß.

Hiemit hätten wir denn also einen ungefähren, wenn auch nur sehr flüchtigen Ueberblick über das, auf unserer Erde verbreitete Menschengeschlecht, und es ist jetzt vielleicht nützlich, noch einen Rückblick auf das Ganze zu werfen. Das aber können wir am Besten aus der Vogelperspektive.

Betrachten wir also von dieser aus die zu unsern Füßen liegende wunderliche Welt mit ihrer sehr gemischten menschlichen Bevölkerung, so gelangen wir zu dem überraschenden Resultat, daß wir in ihr nur ein Chaos von Meinungen und Leidenschaften finden, die sich einander — mögen die Hüllen, in denen sie stecken, noch so bunt und verschieden sein — doch in ihrer Wirkung vollständig gleich bleiben. Nicht zehn Menschen neben einander haben e i n e Ansicht über die allereinfachsten Verhältnisse — mögen es nun australische Wilde oder deutsche Räthe sein — über Gesetze,

über Religion, über Sitten, über Kleidung, über Nahrung, über gesellschaftliches Zusammenleben; mit einem Wort, über irgend ein wirkliches Naturgesetz ihres Daseins. Und das kribbelt und wimmelt durch einander, bald feindlich, bald freundlich, liebt sich hier, bekriegt sich da — ob nackt, mit dem Wurfspeer in der Faust, oder mit bunten Aufschlägen und Kanonen, und drängt sich mit dem Nachbar nach Herzenslust.

Und ist es deßhalb draußen anders wie bei uns? — Tout comme chez nous — ob unter Palmen, ob unter Kiefern. Nur andere Namen hat es draußen in der Welt und sieht vielleicht ein wenig anders aus, aber von allem, über das wir uns im Ausland lustig machen, finden wir ganz Aehnliches gewiß im eigenen Vaterland, wenn wir nur sehen und verstehen wollen. Deßhalb sollten wir äußerst vorsichtig sein, wie wir über andere Sitten und Gebräuche lachen, und wer weiß, ob der Wilde z. B. nicht mehr an uns zu bespötteln fände, als wir an ihm.

Aber was hilft das Reden — wir treiben's doch so fort. Monarchien schelten auf Republiken, Republiken auf Monarchien, der Bauer auf den Bürger, wie der Bürger auf den Bauern und den hochweisen Magistrat, und das reibt und arbeitet gegen einander, daß man wirklich oft nicht begreift, wie sich das kleine

geschäftige Menschenvolk nicht schon lange gegenseitig aufgerieben hat. Aber eine Keimkraft liegt auch in ihm, die unverwüstlich ist, und während der Tod mit seiner langen erbarmungslosen Sense langsam und Schritt für Schritt vorwärts tritt, regelmäßig wie die Uhr zum Hieb ausholt und ganze Reihen niedermäht, treibt schon wieder dicht hinter ihm ein neues, junges, fröhliches Leben frisch und rasch empor. Der Tod vernichtet deßhalb auch nicht etwa; nur Raum für jungen Nachwuchs schafft er, und auf den Gräbern spielt der neue Trieb und denkt kaum mehr des Moders, der darunter schlummert.

Wie viele Menschen glauben dabei auf Erden, daß sie in der That unumgänglich nothwendig wären, daß sie ein wichtiger Zahn im Rad der Zeiten seien, und die Maschine wahrscheinlich auf eine Weile ins Stocken gerathen müsse, wenn Gott sie plötzlich abberufen sollte. Und wenn sie sterben? Missest du das welke Blatt, das grad ein leichter Sommerhauch dem Baum entführt? Siehst du die Lücke wohl im Ocean, wo der hineingetauchte Finger einen Tropfen mit sich nahm? — Die nächsten Lieben, die uns eng umstehn, ja, ihnen fehlen wir — fehlen wir vielleicht für lange Zeit, aber der Welt? Die geht indessen ruhig, rastlos fort; die Zeit rollt unaufhaltsam weiter, die

Maschine arbeitet ihren alten Gang, und der Geschiedene ist ersetzt, noch ehe er kaum den letzten Athemzug gethan.

Das aber soll uns nicht hindern, uns — wenigstens so lange wir leben — für höchst wichtige Glieder der Menschenkette zu halten. Unseres eigenen Werths bewußt — denn wer könnte seinen eigenen Werth besser kennen, als jeder einzelne Mensch selber? — ziehen wir unsere Straße und klettern — oder thun wenigstens, als ob wir klettern — höher und höher hinan, wenn nicht in den Augen der Welt, doch in unserer eigenen Meinung. Haben wir den Gipfel dann erstiegen, wie mäßig die Erhöhung auch gewesen, dann finden wir doch etwas — unser Grab, und träumen ruhig einer andern Welt entgegen.

Wohl aber dem, auf dessen Grab mit Recht die Worte stehn: Hier ruht ein guter Mensch von seinem Leben aus. — Leichensteine übertreiben nemlich sehr gern, und die Amerikaner haben sogar ein Sprichwort, nach dem sie sagen: Er lügt wie ein Leichenstein.

Wie es nachher einmal dort drüben wird, ob wir da ebenfalls nach Species und Varietäten eingetheilt, oder nur einfach nach Schafen und Böcken sortirt werden — die Böcke für Heulen und Zähneklappern, die Schafe für die ewige Seligkeit, darüber

freilich liegt noch ein dunkler Schleier, und wir können nur harren und hoffen.

Wenn aber auch nur ein Staubkorn im Universum, wollen wir hier unsere Pflicht mit treuem Herzen thun — was wir thun, recht, was wir glauben, wahr, und in diesem Sinne hoff' ich mit Zuversicht, daß wir dort einmal Alle wieder als Schafe zusammenkommen.

Moden über die Welt.

Das Wort Mode hat einen sehr weiten Begriff — es erstreckt sich auch auf den Stoff, ja quält, peinigt, verunstaltet und mißhandelt nicht allein unsere Körper, sondern auch unsere Seelen. Nun ist es allerdings ein ziemlich gleichgültig Ding, ob ich einen spitzen oder breiten Hut, ob ich einen kurzen oder langen Rock trage — es hat sogar nicht viel zu bedeuten, wenn ich von Wolle nach Seide und von Seide wieder nach einem anderen Stoffe überwechsele; die Sache wird aber schon weit bedenklicher, wenn es darauf hinausläuft, mir Füße oder Rippen zu zerpressen, wie sie's in den Zopfländern machen, gewisse Zähne auszubrechen, wie in Afrika, die Haut aufzureißen, wie in Australien, oder sich gar den Schädel schon als kleines Kind nach einer gewissen modernen Form ein=

biegen zu lassen, wie bei den Oregonstämmen. — Noch viel tollere Sachen gehören alle mit zur Mode.

Aber selbst die Seele lebt nicht frei und unabhängig in unserer Brust — auch sie ist der Mode unterworfen, denn in dem einen Lande ist es Mode Katholik, in dem andern Protestant zu sein, in dem dritten Schiva- und Brama-Anbeter — da Wischnu, da Muhamedaner und Gott weiß, was sonst noch, und will man sich da ausschließen, rümpfen die Leute ebenso die Nase, als wenn ich mich hier dem Frack und Civil-Czako widersetze, und Alles kann man doch nicht sein.

Auch die Art sogar, wie sich die Religionen ausdrücken ist der Mode unterworfen: die Einen singen, die Andern tanzen — die Einen werfen sich auf die Knie nieder und kreuzen die Hände auf der Brust, wie die Muhamedaner, die Anderen legen sich auf den Rücken und strampeln mit den Beinen, wie die Methodisten in den Vereinigten Staaten; die Einen halten es für eine Grobheit, in der Kirche den Hut aufzubehalten, wie die Christen, die Anderen für dasselbe ihn abzunehmen, wie die Juden — es ist rein zum Verzweifeln, und der liebe Gott da oben muß wahrhaftig manchmal ganz confus werden, wenn er so an einem recht stillen, freundlichen Sonntagmorgen auf

den ganzen Wirrwar hier unten herunterblickt. — Doch das ist eigentlich nicht das, was ich gerade sagen wollte. Die Moden der Seele liegen uns auch für das alltägliche Leben zu tief, um mit einem Blick dahinein gleich ein Urtheil fällen zu können, oder selbst nur einen Ueberblick zu gewinnen; die Nüancen sind zu fein.

So wollen wir uns denn für jetzt auch hier nur mit dem äußeren Menschen beschäftigen, das Andere mag jeder mit sich selber ausmachen. — „Wenn's Herz nur schwarz ist", sagte ja schon jener Schulmeister, als er Sonntags mit dem himmelblauen Frack in die Kirche kam.

Sobald wir aber mit dem äußeren Menschen und seiner Urkleidung anfangen, finden wir uns in all unseren verschiedenen Moden und Sitten vollkommen gerechtfertigt, denn selbst der liebe Gott hat da geglaubt, daß ein kleiner Unterschied, der Abwechselung wegen, nicht schaden könne. Er theilte deßhalb die Menschen nach Linné in fünf verschiedene Raçen, und strich den einen sauber gelb, den andern schwarz, den dritten braun, den vierten weiß und den fünften olivenfarbig an.

Was für ein Sprung ist aber von da zu den kur=

zen Hosen, seidenen Strümpfen und Goldpuder Louis Napoleons — es ist enorm.

Hier fangen wir jedoch auf die natürlichste Weise mit denen an, die sich auf unserem Sonnenstäubchen das wir die Welt nennen, am natürlichsten und unverdorbensten gehalten haben, und das sind jedenfalls, soweit ich wenigstens das Vergnügen hatte ihre Bekanntschaft zu machen, die australischen Wilden. Diese vor allen Uebrigen sind mit Gott Vater, was Anzug oder äußeres Aussehen betrifft, so vollkommen einverstanden, daß sie gar nichts darin zu verbessern fanden — nur auf den Schultern und hie und da oben auf der Brust war ihnen die Haut ein klein wenig zu glatt, und sie rissen dieselbe deshalb in regelmäßigen Streifen und Punkten auf, angenehme Erhöhungen darzustellen.

Auch in Afrika und den heißesten Strichen Amerika's gibt es noch einige solche Völker, die sich dem anschließen; da es aber bei diesen einfach Mode ist, keine Mode zu haben, können wir uns natürlich in einem Artikel über Moden auch gar nicht mit ihnen aufhalten, und sie fangen erst dann an, für uns ein Interesse zu gewinnen, wenn sie sich vervollkommnen, d. h. dem, was wir unter Mode und mit dieser gleichbedeutend Civilisation verstehen, näher kommen.

Daß übrigens gerade die australischen Wilden dieser Cultur fähig sind, davon kenne ich mehrere, wirklich auffallende Beispiele. So habe ich in meinem Leben keinen glücklicheren, selbstgefälligeren Menschen auf der weiten Gotteswelt gesehen, als einst einen solchen Wilden in seinem Naturzustande, dem ein neckisches Menschenbild ein Paar papierne Vatermörder mit einer Cravatte und ein Paar Handmanschetten umgebunden hatte. Gerade solche Stämme wissen sogar die feineren Nüancen unserer Moden zu würdigen, und sehr häufig habe ich die schwarzen, vollkommen nackten Burschen gesehen, wie sie sich mit einer weißen Erde, die sie dort haben, an den Seiten der Beine herunter weiße Streifen malten, und so gut es unter ihren Umständen anging, eine Art Uniform herzustellen — und nur die Alten, d. h. die Vornehmen durften das tragen.

Ebenso erinnere ich mich noch mit Vergnügen der wahren innigen Freude, die ich zwei Stämmen derselben, einem am Murray und einem in der Torresstrait bereitete, als ich ihnen die Nasen mit Zinnober roth malte, und ein Beweis, wie sehr sie solche Auszeichnung zu würdigen wissen, war mir der, daß sie den noch Unmündigen die rothe Farbe auf das Sorgfältigste mit ihren Ellbogen wieder von den Nasen

entfernten — da könnte jeder kommen und einen Orden haben wollen.

Was sonstigen Schmuck, Perlen, Glas- oder andere Korallen ꝛc. betrifft, so ist das Tragen derselben über die ganze Welt verbreitet. — Die australischen Wilden, in einzelnen Stämmen wenigstens, tragen nur etwas durch die Nasen gesteckt — unsere lieben Frauen zu Hause — und Gott segne ihre schönen Augen — tragen es nur in den Ohren — und die californischen Wilden, wie auch die meisten brasilianischen Stämme in Ohren sowohl als Nasen, ja einzelne nordamerikanische Stämme gehen sogar so weit, daß sie sich den ganzen Ohrenknorpel bis oben hinauf durchlöchern, um Schmuck über Schmuck hinein zu hängen. Der nächste Sprung, denn ich kann leider nur flüchtig über das Ganze hingehen, obgleich der Stoff reichhaltig genug wäre, ein Buch darüber zu schreiben, — ist nach den südseeländischen Indianern. Das Klima fordert sie auf, so wenige Umstände als möglich mit sich zu machen, nichtsdestoweniger veranlaßt sie ein Gefühl, daß die Kirchenväter dem ersten Apfelbiß zuschreiben, ein Stück selbstgefertigtes Zeug um ihre Lenden zu schlagen.

Das Zeug ist die sogenannte Tapa und wird aus der inneren Rinde verschiedener Bäume, besonders

des Brodfruchtbaums und Banians, eine Zeit lang gegohren und dann mit gerieften Klöppeln zu einem förmlichen Stoff aus einander geschlagen.

Diese Stämme sind übrigens der Meinung, daß ihre vom Schöpfer erhaltene Haut ihnen nur als Rohmaterial überliefert und noch einer bedeutenden Verbesserung fähig wäre, sie tättowiren dieselbe deßhalb mit dem Ruß der Tuituinuß und stellen dadurch eine, oft selbst nach unseren Begriffen von Schönheit, wirklich geschmackvolle und sauber ausgeführte Zeichnung auf ihrem Leib in solcher Art her, daß z. B. in Europa die Polizei darauf ganz vorzügliche Rücksicht unter der Rubrik „Besondere Kennzeichen“ nehmen würde.

Einige dieser Inseln haben diesen Schurz, der bei den californischen Frauen ebenfalls nur in einer einfachen Schürze von Binsen oder gegerbtem Leder besteht, noch in sofern verfeinert, daß sie ein künstliches Flechtwerk dazu nehmen. Die Indianer des nördlichen Californiens an der Grenze von Oregon schneiden sogar dieses Leder in dünne feine Streifen, umflechten dieselben zierlich mit Stroh und schmücken dasselbe noch mit den Schaalen einer langen Haselnußart. Die nordamerikanischen Stämme, östlich von den Felsengebirgen, gehen noch weiter und sticken sogar

diese Schürze mit farbigen Perlen, die sie sich von den Weißen zu verschaffen wissen.

Die Civilisation und das Christenthum hängen jetzt diesen Stämmen Kattun um, und wo erst einmal Kattun ist, da rückt die Seide stets leise nach. Wo sie sich selber dabei überlassen bleiben, behalten sie ihre alten Gewohnheiten, trotz dem Kattun, noch so weit bei, daß sie sich ein Stück davon, wie früher ihre Tapa, einfach um die Lenden schlagen, während sie ein anderes lose um die Schultern hängen, und auf der einen Schulter oder vorne auf der Brust in einen Knoten schürzen. Ein höherer Grad von Cultur ist dann, statt dem Brusttuch ein langes weißes Gewand, eine Art Morgenrock, der am Hals zugeknöpft wird und bis auf die Knöchel herunter fällt.

Aber gerade bei diesem, sonst so einfachen und natürlichen Volke haben Mode und Christenthum vorzüglich durch das letztere herbeigeführt, einen andern gewaltigen Satz gemacht, der um so auffallender ist, da er gewissermaßen isolirt in der Geschichte dasteht.

Um natürlich zuerst mit dem schönen Geschlechte zu beginnen, so waren den frommen Männern, den Missionären, besonders die heidnischen Blumen in den Haaren ein Gräul, aber sie wußten nicht, wie und auf welche Art die am besten zu verdrängen wären —

sie beschlossen endlich das durch eine andere Mode zu thun, und octroyirten ihnen als christliche Vorschrift, als ein sittliches und verständiges Stück menschlicher Bekleidung eine Art Strohhut, wie er unsere Vorväter auf den Locken unserer Vormütter entzückte. Das Ding sieht genau so aus, wie eine umgekehrte Kohlenschaufel, und es versteht sich von selbst, daß es die armen Kinder einer heißen Zone, denen es nicht allein als etwas Frommes empfohlen wurde, sondern denen es auch noch etwas Neues war, vortrefflich fanden.

Blumen und Federn kamen allerdings noch auf diesen Hut, aber das konnte man nicht mehr für etwas Heidnisches halten, denn die frommen Väter waren ja von je gewöhnt gewesen, auch zu Hause auf Aehnliches von den Kanzeln nieder zu blicken.

Ganz ließ sich aber der alte Adam (oder ich sollte hier eigentlich sagen, die alte Eva, wenn Damen überhaupt je alt würden) doch nicht ausziehen, und wo die Priester eben nicht hinsahen, da flochten sich die wilden ungeberdigen Menschenkinder doch wieder die frischen duftigen Blumen in das lockige flatternde Haar, und der liebe Gott muß sich das eben mit den anderen Mißbräuchen hier auf unserer verderbten Erde gefallen lassen. — Er hat sie aber doch lieb die

stillen freundlichen Menschen, mit den klaren lachenden Augen, und er schüttet da draußen all seine schönsten und herrlichsten Gaben in reichster und unverkümmerter Fülle über sie aus -- auch über die Missionäre.

Das wunderlichste Kunststück haben die letzteren aber mit der nemlichen Bevölkerung vorgenommen, soweit dieselbe nemlich in den Bereich des Christenthumes kam, und ich wünsche meinen schönen Leserinnen wahrlich, ein solches gottgefälliges Menschenkind an einem freundlichen Sonntag Morgen unter den wehenden Palmen aus seiner Kirche kommen zu sehen.

Ich will einen Versuch machen, sie zu beschreiben — aber vollständig wird mir das nie gelingen.

Wie bei den Frauen der Hut, wurde von den Männern zuerst der Frack als unumstößlicher Beweis eines christlichen Herzens verlangt — und noch dazu der schwarze Frack, und die Missionäre fingen bei der Ausrüstung des neuen Christen von oben an.

Vor allen Dingen bekam er einen schwarzen Cylinderhut aufgesetzt. — Es versteht sich von selbst daß man seinen Hut abnehmen muß, wenn man in eine christliche Kirche kommt, wenn man aber gar keinen trägt, kann man auch keinen abnehmen, und ein Hut wurde deßhalb zur Nothwendigkeit.

Dann bekamen sie ein Hemd an, und ließen sich das gern gefallen — es war das ein weites bequemes Gewand, ihren Tapa-Ueberhängen nicht ganz unähnlich — über das Hemd kam aber erst ein Halstuch, und später eine Weste, in der sie sich schon keineswegs so behaglich mehr fühlten, und eine Zeit lang sträubten sie sich gegen alles Weitere, aber es half ihnen nichts — ihre Toilette als Christen und Staatsbürger mußte beendet werden, und jetzt kam der Frack, der ihren oberen Menschen und ihre Unbequemlichkeit vollendete. Aber hiermit war ihre Geduld auch zu Ende — in Hosen ließen sie sich unter keiner Bedingung einzwängen, und viele verweigerten selbst jetzt noch hartnäckig den Frack.

Man konnte an ihnen daher das Stadium ihres christlichen Glaubens leicht erkennen, je nachdem sie noch im Hemd, oder im Halstuch, oder gar schon in der Weste waren, denn den Frack trugen erst die wenigen Auserwählten. Aber selbst diese hatten sich bis jetzt nicht von ihren Lendentüchern getrennt, oder wären zu bereden gewesen, Hosen und Schuhe und Strümpfe zu tragen, und ich habe wirklich noch nie etwas Komischeres in der Welt gesehen, als diese Zwittergeschöpfe zwischen Civilisation und Wildniß.

Ihr Kopf war bei den Aelteren nicht selten halb-

geschoren, die Haare wenigstens ganz kurz abgeschnitten, darauf saß der schwarze Hut, dann kam der schwarze Frack, und unter diesem und der Weste vor hing das gewöhnlich grell rothe und gelbe Lendentuch bis ziemlich an, oft bis über die Knie nieder. Die Füße waren aber von der alten Heidenzeit her noch tättowirt, und die beiden christlichen Frackzipfel, die hinten herunter hingen, schauten mißtrauisch und drohend auf die blauen heidnischen Linien der Beine nieder, als ob sie hätten sagen wollen: „Na, wartet nur, ihr sollt mir bald genug in Hosen kommen.“

Die Mädchen jener Inseln, die besonders auf Tahiti mit Hilfe der neuen Eroberer, das alte Joch ziemlich abgeschüttelt haben und sich jetzt in einer Art Uebergang vom protestantischen zum katholischen Glauben befinden, tragen oft auch einen ganz eigenthümlichen Schmuck in den Locken, der ihnen zu dem dunklen Haar vortrefflich steht. Es ist das eine Art Geflecht aus der silberweißen Bastfaser der Arrowroot. Sie formen denselben in eine Art von Diadem, an dem kleine Büschel und Troddeln flattern und wehen.

Höchst eigenthümlich ist aber, daß diese Stämme ächtes Gold vom unächten sehr genau zu unterscheiden wissen, und sich aus unächten Sachen wenig oder gar nichts machen. Sie nennen das Geld Perú.

Ein Gleiches findet in Indien statt, und auf Java verschmähen selbst die gewöhnlichen Malayen unächte Sachen, selbst unächte Steine zu tragen.

Auf Java ebenfalls hat die Civilisation noch wenig von der Urtracht verdrängt, und die Eingeborenen haben höchstens dann und wann ihre eigens gewebten Stoffe, wenn ihnen diese zu theuer kommen, mit den billiger hergestellten Kattunen vertauscht.

Die Holländer sind auch darin weit vernünftiger als fast alle andere Nationen, und lassen den Stämmen, die sie unterjocht haben, ihren Glauben sowohl, als ihre, ihnen am besten zusagende Tracht, weil sie eben aus dem Klima und den natürlichen Bedürfnissen natürlich hervorgegangen.

Die Tracht der Javanen hat Aehnlichkeit mit der der Südseeländer, nur der Stoff ist verschieden und mehr verfeinert, denn was der Südseeländer aus der Rinde seiner Bäume mit einem hölzernen Klöppel herausschlägt, webt der Javane erst aus baumwollenen Fäden, und gibt ihm dann in der nur erdenkbar mühsamsten Art geschmackvolle und oft wirklich künstliche Muster. Frauen allein fertigen fast meist all diese Arbeiten, und es gehört auch wirklich die sorgliche Geduld und Ausdauer einer Frau dazu, das complicirte Muster dieser Stoffe mit heißem Wachs, Strich

für Strich, erst auf der einen, dann auf der andern Seite aufzuzeichnen, und dann zu färben, bei Stücken aber, die mehrere Farben haben sollen, solche ganze Arbeit zwei und dreimal zu wiederholen. — Diese Stoffe nennen sie Sarongs und tragen sie um die Hüften ganz in derselben Art, wie die Südseeländer ihre Tapatücher, nur daß die Sarongs bis auf die Knöchel hinunter gehen. Zu diesem Sarong gehört dann ebenfalls noch eine Cabaya, oder ein genähter Ueberwurf mit Aermeln; die Landmädchen aber, die diesen Ueberwurf nicht haben, nehmen nur den Sarong so hoch unter die Arme hinauf als sie ihn bekommen können, und stecken ihn über die Brust zusammen, während einzelne Stämme der Berge, besonders in den Preanger Regentschaften, mit dem Oberkörper ganz nackt gehen. Die Männer tragen hier auch, als einen ihrer religiösen Gebräuche, das Kopftuch, das sie turbanartig nicht selten mit den Haaren zusammen winden, und darüber meistens einen breiten, flachen, backschüsselartigen Hut von Bambus geflochten. Die Frauen tragen nichts auf dem Kopfe oder doch nur sehr selten einen dem ähnlichen Hut, wie ich denn auch überhaupt bei allen uncivilisirten Völkern gefunden habe, daß die Frauen stets im bloßen Kopfe gehen, und nur einzelne Sachen, Kränze

oder Blumen, immer jedoch nur zur Zierrath, in die Haare flechten.

In den spanischen Ländern jedoch tragen sie meist Strohhüte, wie die Männer, und ich brauche wohl nicht hinzuzusetzen, daß sie sich vortrefflich darunter ausnehmen.

Die Spanische Tracht hat überhaupt in den fremden Welttheilen sehr viel Malerisches, besonders für die Männer und ich habe wirklich nie im Leben einen pittoreskeren, kleidsameren Anzug gesehen, als den der Südamerikanischen Gauchos, wenn sie zu Pferde sitzen, wohin sie auch eigentlich nur gehören.

Die Füße stecken bei den Gentlemen Gauchos in feinen Lederstiefeln, bei den gewöhnlichen in der abgezogenen Haut eines jungen Pferdes, die Beine in weißen gestickten Unterhosen und eine Cheripa — ein großes Tuch, das hinten im Gürtel befestigt, zwischen den Knieen durchgezogen und vorn wieder ebenfalls in den Gürtel eingesteckt ist, — fällt an der Seite in offenen Falten nieder. Ein breiter Ledergürtel, reich gestickt, und statt der Knöpfe mit großen spanischen Dollarn, ja bei recht reichen Gauchos sogar mit Unzen besetzt, umschließt seine Taille, und eine kurze tuchene Jacke, mit kleinen silbernen Knöpfen, schließt oben über dem feinen weißen Hemd, über das hin noch ein

rothseidenes Tuch lose gebunden, theils den Staub abwendet, theils zur Zierrath dient. Die langen schweren Sporen dabei an den Hacken, am Handgelenk die gewichtige Revenka und das oft zwei Fuß lange Messer, mit feinem Elfenbein- oder Perlemuttergriff hinten im Gürtel, daß es die herumgreifende rechte Hand leicht erreichen kann, das Alles steht den schlanken, schwarzhaarigen, dunkeläugigen Söhnen der Pampas vortrefflich — wenn sie sich nur nicht, zu förmlichem Hohn des unteren Menschen, einen schwarzen Cylinderhut oben darauf stülpten, und damit die ganze Poesie zum Fenster hinauswürfen.

Auch die Tracht der Mexikanischen Männer ist in der Art mit den an den Seiten aufgeschlitzten und mit silbernen Knöpfen und Haken bedeckten Oberhosen und der buntfarbigen Serape, kleidsam und malerisch und wird durch den breitrandigen Hut auch keineswegs entstellt.

Ueberhaupt haben die Mexikaner die größte Fertigkeit ihre Serapen oder Ponchos zu weben, und die feinsten, denen sie herrliche Farben zu geben wissen, und die nicht selten mit Goldfaden durchwoben sind, kosten oft bis zu drei bis vierhundert Dollar das Stück.

Aber wollte ich nach all den verschiedenen Rich-

tungen abzweigen auf alle die Einzelheiten eingehen, ich würde nicht fertig — und noch schlimmer, ich würde langweilig und nur zum Schluß will ich noch ein paar Worte über den Moment in Leben des Wilden sagen, wo ihm die Mode zum ersten Male dämmert, und er sich dem Wahn hinzugeben beginnt, daß die Tracht, in der er bis jetzt — er fürchtet fast zum Skandal der Menschheit — umhergegangen, doch einiger Verbesserung fähig sei.

Fast alle Stämme entwickeln darin, wie das ja auch sehr leicht erklärlich ist, die nemlichen Symptome, und ich bin fest davon überzeugt, daß sich unsere Vorväter, die alten biederen Cherusker und Hetrusker, ebenso linkisch benommen haben, als sie ihr Schild und ihre Streitaxt an einen Baum lehnten, und in das erste paar Hosen, natürlich verkehrt — hineinfuhren, als es all die anderen Stämme noch heut zu Tage und unter ähnlichen Verhältnissen thun.

Die Wilden sind dabei wie die Kinder, und der Beweis schon, daß ihnen all diese fremden Kleidungsstücke nicht nöthig sind, ist der, daß sie all derartige Sachen, vom Anfang an nur als eine Art Schmuck betrachten, den sie dahin binden, wo er ihnen am besten gefällt. So habe ich einst einen californischen Wilden gesehen, der vollkommen nackt, sich ein Vor-

hemdchen mit Perlemutterknöpfchen wie einen Bergmannsschurz umgebunden hatte, und der australische Wilde, der sich aus einer Hose eine Jacke gemacht, indem er ein Loch ins Kreuz geschnitten und den Kopf da hindurch gesteckt, ging mit seinem neuen Kleid ebenso ernsthaft und gravitätisch umher, als ob er in alle möglichen unsinnigen Kleidungsstücke zum Ersticken eingezwängt, hoffähig angezogen hinter dem Stuhle seines Monarchen gestanden hätte.

Nach und nach erst gewöhnt er sich daran; der kleine Wilde sieht seinen Vater eine Jacke tragen und er denkt sich, gerade wie es bei uns die Kinder machen — wenn du doch auch erst ein Vater wärst und eine Jacke tragen könntest. So pflanzt sich's von Geschlechtern zu Geschlechtern; jede Generation will ein Verdienst haben und ein Stück dazu thun, bis nachher zuletzt ein Menschenkind daraus wird, das mehr verschiedene Kleidungsstücke und Stückchen an sich trägt, als Deutschland Staaten hat.

Wir und die Wilden tragen denn auch unseren Staat und unsere Staaten mit Würde, nur daß bei den Wilden noch der natürliche Sinn zu leicht die Oberhand gewinnt, und ein paar Südseeländer, die sich unverhofft im Frack begegnen, fast stets einander anfeixen, während ein paar Hofleute in Gala, wenn

sie einander begegnen, in ihren seidenen Strümpfen und gestickten Röcken ganz ernsthaft und ehrbar an einander vorüber gehen, ohne auch selbst nur eine Miene zu verziehen.

Das Alles thut die Mode, die uns ebenso zum Bedürfniß geworden, daß wir sie zuletzt vom eigentlichen Bedürfniß gar nicht mehr unterscheiden können, aber sie sitzt bei uns im Kopf, nicht etwa im Herzen, und Gewohnheit und Sitte, Religion, Kunst, Phantasie, Politik und Wissenschaft — es sind alles ihre Dienerinnen; ja selbst im Tode noch läßt sie nicht von uns, denn sogar der Sterbende verlangt: „anständig begraben zu werden."

Bedürfniß und Luxus.

„Unser tägliches Brod gieb uns heute!"

Wie einfach und bescheiden ist doch Christi Gebet, und umfaßt es trotzdem nicht Alles was der Mensch zum Leben braucht? Was aber braucht der Mensch nicht Alles zum Leben?

Unser tägliches Brod gieb uns heute. — Wir beten das auch noch heute gerade so wie vor 1800 Jahren — aber was verstand der Heiland damals, was verstehen wir heute darunter? Wie elastisch ist seitdem der Begriff geworden, und was für ein Gesicht würde ein, gar nicht etwa so sehr verwöhnter Mensch machen, wenn er, in wörtlicher Erfüllung, einmal wirklich weiter nichts bekäme, als das wofür er eben gebeten — sein tägliches Brod. — Er würde sich jedenfalls höchst ungerecht behandelt glauben.

Greifen wir uns deshalb einmal den ersten besten

aus unserer Bekanntschaft heraus (wir brauchen es uns ja gar nicht selber einzugestehen, daß wir uns eben selbst beim Knopf nehmen und auf's Gewissen fragen könnten), was braucht und verlangt der, was versteht er unter seinem täglichen Brod? Womit beginnt sein Tag, womit endet er? müssen nicht alle Welttheile dazu beitragen, ihm die Bedürfnisse zu verschaffen — Genüsse kann man sie gar nicht mehr nennen — die ihm zum täglichen Leben unumgänglich nöthig geworden und die er schmerzlich vermissen würde, wenn sie ihm, oder nur eines daraus fehlten? —

Nahrungsmittel, Geräth und Kleider, aus allen Zonen sind sie zusammen geholt, und was die heiße Sonne der Tropen reifte, muß das Eis des Nordens kühlen. Fast alle Welttheile haben zu unseren einfachsten Mahlzeiten beigesteuert; wir finden die Gewürze aus dem ostindischen Archipel, Sago aus Indien, Zucker aus Brasilien, Kaffee aus Java, Reis aus Süd-Karolina. Unser Tischgeräth selber besteht aus Porzellan, Silber, Kristall, Stahl und Elfenbein, auf die raffinirteste Weise zusammengestellt, und das Alles gehört zum „täglichen Brot“ — ja noch viel, viel mehr. Genuß folgt auf Genuß den ganzen Tag, wir verlangen nicht allein so fort zu leben wie wir's

einmal treiben, nein, wir wollen uns auch noch verbessern. Unsere Kleidung, unsere Nahrung, unsere Schlafstätte entspricht nicht mehr den einfachsten Bedürfnissen, nein, wir haben den Luxus selbst dazu gemacht, und wie man vom Rand eines Abgrundes in schwindelnde Tiefe hinabschaut, erfaßt es mich sogar bei dem Gedanken mit Grauen, daß selbst das Alles noch dem „täglichen Brode" nicht genügt, und lebenslängliche Anstellungen, Titel, Orden, Pensionen, als schweres Geschütz noch in der Ferne lauern, im „täglichen Brod" aber selbstverständlich mit begriffen sind.

Mit solchen Ansprüchen betet dann das wunderliche Menschenvolk zu Gott dem Herrn da droben, und es ist ein Glück für uns, daß der allwissende Vater die Ungenügsamkeit seiner Kinder schon kennt, und sie nicht allzu scharf beim Worte nimmt.

Und wie wenig doch braucht der Mensch zum Leben.

Es ist mir immer ein wunderliches Gefühl wenn ich der alten Zeiten gedenke, in denen ich im amerikanischen Wald zwischen den anderen Jägern hauste. Dort reduzirten sich unsere Bedürfnisse, wenn auch nicht gerade auf das tägliche Brod, doch sicherlich auf das tägliche Fleisch, und was brauch ich jetzt

zum Leben, was brauchen meine Nebenmenschen um mich her?

Ueber die Welt gestreut hat Gott seine Völker. Allen ist ein gleiches Maß von Glück, von Zufriedenheit geworden, und doch wie ungleich sind dabei die Gaben zwischen sie vertheilt. Wie viel hat das Eine, wie entsetzlich wenig das Andere bekommen, und doch neidet keines den Nachbar, ja Jedes glaubt, daß ihm das beste Loos beschieden worden.

Von Anfang an sind nun auch allerdings die verschiedenen Nationen ziemlich gleichmäßig ausgestattet gewesen. Adam, von allem Beginn an, hatte nichts als Kost ohne Logis im Walde, und seine erste Kleidung war eine Erfindung von ihm selber. Der Australier lebt bis auf den heutigen Tag noch in einem ganz ähnlichen Naturzustand, und fühlt nicht einmal das Bedürfniß, sich auch nur im geringsten zu verbessern.

Auch unsere Vorväter erfreuten sich eben solcher Einfachheit. Das Fleisch der Thiere, die sie erlegten, war ihre Speise, Wasser ihr Trank, ein Thierfell ihre Kleidung, eine Hütte aus Rinde oder Erde aufgebaut ihr Haus — und wie haben wir uns verändert!

Wenn solch ein alter Teutone — anständig gekleidet natürlich — jetzt einmal in eine unserer Städte

käme, dort die verschiedenen Läden durchginge und nun sähe, was er eigentlich damals schon „nothwendig gebraucht“, aber leider gar nicht gekannt hatte, wie würde er staunen!

Die Zeit und die geistigen Fähigkeiten der Völker mit anderen örtlichen, besonders klimatischen Ursachen, sind indeß der Grund gewesen, daß sich ein Theil der Völker aus seiner alten Einfachheit heraus, und in eine Masse von Bedürfnissen hineinarbeitete, während der Andere gar nicht an etwas derartiges dachte. Das Resultat blieb aber bis jetzt immer das nemliche, als da ist: geboren werden, sich glücklich oder unglücklich fühlen, und wieder sterben. Nur die Hast zu leben wuchs mit den neuen Bedürfnissen.

Wie rasend schnell übrigens diese anwachsen, dazu brauchen wir, um einen Beweis zu finden, nicht etwa zu den alten Teutonen zurückzugehen, die neueste Zeit bietet da schlagende Beispiele genug. In welcher Art wurde z. B. noch vor kaum dreißig Jahren die Verkehrsverbindung in Deutschland gehalten? — Durch Landkutschen, in denen man langsam und mühselig über die entsetzlichsten Straßen rollte, vor jedem Wirthshaus anhielt und Abends, nach sechs- oder achtstündiger Marterfahrt, mit der man ein Paar Meilen zurückgelegt, in aller Gemüthsruhe zu Bette

ging. Und jetzt? — sind die Leute nicht wirklich in Verzweiflung, wenn sie mit dem Bahnzug, der sie in Sturmeseile durch die Länder führte, nur fünf Minuten zu spät auf der Station anlangen? — Ja, lieber Gott, sie haben jetzt das Bedürfniß zum Fliegen erworben!

Auch die Nachrichten aus den verschiedenen Ländern brachten sonst nur diese Schneckenkutschen, oder alte würdige Botenfrauen, die mit dem Korb auf dem Rücken die einzelnen Briefe expedirten. Jetzt dagegen brummen wir und zeigen uns ungebärdig, wenn eine Kunde, Hunderte von Meilen entfernt, nicht am nächsten Morgen spätestens in unsern Händen ist, und ein rastloses Drängen und Treiben und Hetzen und Jagen quält uns, und läßt uns nicht Ruh — doch immer nur dem Einen Ziel, dem Grabe zu.

So geht es in allen Dingen. Eine kleine Verbesserung macht den Anfang, dehnt und vervollkommnet sich, und — geht auch ihrerseits wieder unter, anderen Neuerungen Raum zu geben. Wie einfach z. B. unsere Voreltern gekleidet gingen, habe ich schon früher erwähnt, und wenn Mutter Eva jetzt noch einmal auferstehen und das Toilettenzimmer einer Dame von Stande sehen könnte, wie würde sie staunen! Das sind jetzt aber alles Bedürfnisse geworden, und das

Wort Luxus ist in der deutschen Sprache nur noch bei den Leuten geduldet und anwendbar, die ihre Bedürfnisse nicht bezahlen können, wonach sie eben Luxus werden.

Fortschritt ist ebenfalls ein sehr beliebter Aushilfsname für Luxus geworden, und beschönigt viel; denn unter seinem Schutz arbeitet sich das Bedürfniß allmälig, aber fest und unaufhaltbar in den Luxus hinein, bis wir zuletzt nicht einmal mehr im Stande sind, die Grenze zwischen beiden zu ziehen.

Das wäre nun Alles recht schön und gut, und warum sollen wir uns nicht im Leben verbessern, wenn wir es können? Der Luxus wird dann das Mittel, unsere Existenz angenehmer und behaglicher zu machen — aber zum Fluch, wenn jene sich ihm hingeben, deren Einnahmen auf einen gewissen beschränkten Etat gestellt sind, und die sich auf der Stufe, die sie thörichterweise erklimmen wollen, nicht halten können. Ueberschreiten sie die ihnen gesteckte Grenze, so sind sie auf die Hilfe Anderer angewiesen, d. h. sie machen Schulden, und Schulden sind jedenfalls der schlimmste und gefährlichste Luxus, den der Mensch nur überhaupt treiben kann — Sparen ist der beste. Die einzige Möglichkeit für uns, eine Grenze zwischen Luxus und Bedürfniß zu finden, bleibt nur die, daß

wir unter uns, nicht über uns sehen. Das müssen wir im Auge behalten, womit der Mensch auskommen, nicht was er brauchen kann, und sind wir darüber mit uns einig, finden wir auch wohl den Weg, den wir selbst zu gehen haben.

Ein treuer Helfershelfer des Luxus ist der Ehrgeiz, und ein ähnliches Element etwa für den Menschen, wie das Feuer. Wohlthätig bis zum äußersten, so lange er in gewissen Schranken, oder überhaupt gebändigt gehalten wird. Er dient dann dazu unsere innere Lebensmaschine zu treiben, unserem irdischen, oft sehr nüchternen Leben die nöthige Wärme zu geben; wird aber gefährlich und vernichtend, sobald er diese Schranke durchbricht, und unendlich schwer, ja fast unmöglich ist es oft, ihn wieder zurückzudämmen in sein altes ruhiges Bett.

Ehrgeiz und Bedürfniß sind die Eltern des Luxus, aber nur der Vater hält mit ihm Schritt, und ist stolz auf das Kind.

Wir leben übrigens gerade jetzt, was die Abscheidung der Luxusgrenzen betrifft, in einer höchst gefährlichen Zeit. Die menschliche Intelligenz hat nemlich manche Kluft ausgefüllt, die in früheren Tagen schon allein für sich eine ganz natürliche Scheidelinie zwischen den verschiedenen Schichten der Gesellschaft zog.

Jedem war darin deutlich der Weg vorgezeichnet, wie er sich zu verhalten, wie zu erhalten habe. Jetzt aber hat sich darin leider viel geändert, und mit der Titel- und Rangsucht, die über uns gekommen, ist ein ganz anderer, verzweifelter Geist in die Menschen gefahren.

Besonders der Mittelstand ist es jetzt, der seine Stellung vergißt, und in höhere Schichten der Gesellschaft hineinzuragen strebt. Thäte er das nur so weit, als es ihm seine Intelligenz erlaubt, so wäre es nicht mehr wie schön und gut, und dürfte gelten. Aber er will es auch mit seinen, dem nun einmal nicht gewachsenen Mitteln erzwingen, und dadurch richtet er sich zu Grunde. Mit einem Stück fängt dann jenes neue Leben an, und wächst und breitet sich aus, bis er das ganze Haus erfaßt und fortreißt.

Der Mann rückt vielleicht einen höheren Grad hinauf, bekommt einen etwas höheren Titel, vielleicht gar einen Orden, und 75 oder 100 Rthlr. Zulage, und die ganze Wirthschaft wird auf den Kopf gestellt. Eichen- und Tannenmöbel genügen dann nicht mehr, denn sein Kollege — der freilich ein bedeutendes Privatvermögen besitzt — hat dergleichen sämmtlich von Mahagoni. Auch der Ueberzug muß damit Schritt halten. Nun passen aber die alten einfachen

Gardinen nicht mehr dazu und geben bald gestickten Raum. Auch die kleine freundliche Wohnung, in der man sonst vollkommen Platz hatte, wird zu eng; man kann sich nicht länger so behelfen. Eine bessere und größere erfordert aber auch wieder mehr und neue Mobilien, und „wenn man sich doch einmal etwas anschafft, soll man auch gleich nur Gutes nehmen", sagt die Frau. — Sie hat in einer Art recht, und doch auch wieder, wie gefährlich ist der Grundsatz!

Die Kleider halten natürlich mit dem Uebrigen Schritt, denn wieder heißt es: „man muß doch anständig erscheinen", und trotz den vielen guten und tragbaren Sachen, die vielleicht der Schrank noch birgt, werden neue, bessere, wenigstens besser aussehende angeschafft.

„Ich brauche es nothwendig", lügen sich die Leute vor, und treiben größeren Luxus mit dem einfachen, aber feinen Tuchrock, den sie nicht bezahlen können, als ihr reicher Nachbar, der in die kostbarsten Pelze und Sammt und Seide gekleidet geht.

So mehren sich die Bedürfnisse, und mit ihnen die Ausgaben von Tag zu Tag; theure Zeiten kommen dazu, und dennoch bleibt der Gehalt klein und dürftig, wie immer, wenigstens keineswegs den Ausgaben entsprechend. Wie soll das enden? — Die

Frage ist leicht zu beantworten, erst mit Versetzen im Leihhaus, augenblickliche Noth abzuwenden, und zuletzt, wenn niemand mehr borgen will, mit völligem Ruin.

Irgendwo muß aber dabei gespart werden, die Katastrofe wenigstens so lange hinauszuschieben, wie möglich — die nöthigsten Ausgaben sind schon nicht mehr zu erschwingen, und das Sparen beginnt jetzt bei den Sachen, die eine Einschränkung am allerwenigsten vertragen können, beim Essen und der Wäsche; — freilich bemerken das die Nachbarn am allerwenigsten.

Anstatt wie sonst die tägliche Nahrung einfach am kräftig zu kochen, wird sie jetzt dünn und lang gezogen, etwas weiter zu reichen, und man sucht hauptsächlich solche Speisen vor, die nur rasch sättigen, wenn sie auch weit weniger nahrhaft sind. Auch mit der Reinlichkeit der eigenen Person wie der Kinder wird Haus gehalten. Wäsche ist so entsetzlich theuer, und man sieht es ja nicht. Das und das Stück läßt sich schon noch eine Weile tragen.

Das ist dann das vergoldete Elend, das eine Zeit lang währt und endlich in sich selbst zusammenbricht.

Es fällt mir gar nicht ein, den Luxus selber als etwas Unrechtes hinzustellen. Tausende von armen Menschen existiren davon, ihn für die Reichen zu be-

schaffen, und was sollte aus unseren armen Spitzenklöpplern, aus den Stickern und Posamentirern im Gebirge werden, wenn diesen Luxusartikeln plötzlich entsagt würde? Nein, wer die Mittel dazu hat, würde Sünde thun das Geld zurück, und in seinem Kasten zu haten, unr wissen muß er, ob er Luxus treiben kann oder nicht.

Was „die Leute" über uns reden, darf uns nicht kümmern, viel herzloser urtheilen sie ja auch außerdem über uns, wenn wir die Bahn, in die wir nun einmal gehören, verlassen haben, und nicht hinein zurückkehren können. Oben müssen wir uns, und die Zügel in der Hand halten, daß wir unseren Lauf übersehen und selber lenken und dirigiren können. Die Pferde dürfen nicht mit uns durchgehen.

Ein guter Hausvater, eine tüchtige Hausfrau müssen dabei im Stande sein, die Grenze zwischen Luxus und Bedürfniß selbst zu ziehen, den ersteren so viel als möglich zu meiden, dem letzteren seine richtige Schranke anzuweisen — sie werden trotzdem noch immer vieles Ueberflüssige beibehalten. Je einfacher der Mensch in seinen Bedürfnissen ist, desto unabhängiger kann er sich von Anderen halten, deste selbständiger steht er da, und das ist immer achtungswerth, und trägt den eigenen Lohn schon in sich selbst.

Die Welt freilich rollt unaufhaltsam vorwärts, und je mehr wir sämmtliche Elemente und Naturerzeugnisse uns dienst- und nutzbar zu machen wissen, desto mehr wachsen mit diesen auch unsere Bedürfnisse. Wie das nun freilich einmal in späteren Zeiten werden soll, wenn wir in unseren Bedürfnissen so fortfahren, und Alles in diese hineinziehen, was unseren Vorfahren, ja unseren Eltern noch als Luxus erschien, ist freilich eine andere Sache. Damit mögen aber unsere Kinder und Enkel sehen, wie sie fertig werden — wir haben mehr zu thun, als uns auch noch um deren Zustände den Kopf zu zerbrechen.

Da nun bei uns Eines aus dem Andern folgt, so haben wir, sehr vernünftigerweise, unseren Zuständen auch schon theilweise unsere Sprache angepaßt. Das also, was früher nur einen einzelnen Begriff hatte, wird in neuerer Zeit, eben nur unseren Bedürfnissen entsprechend, zum Sammelwort gemacht. Wenn wir deshalb sagen, „der Mann hat sein Brod", so verstehen wir eben Alles darunter, was zum Leben gehört: Frühstück, Mittag und Abendbrod, womöglich freie Wohnung mit Holz und Anstellung mit Pension. Deshalb dürfen wir denn auch jetzt, ohne gerade fürchten zu müssen zu bescheiden zu sein, mit recht gutem Gewissen beten:

„Unser tägliches Brod gib uns heute."

Reisende.

Es gibt auf der Welt zwei Menschenklassen, die sich wesentlich von einander unterscheiden. Die Einen, besonders reich mit Sitzfleisch begabt, kleben an der Scholle, werden groß und alt dabei und sterben endlich, ohne von Gottes Erdboden mehr gesehen zu haben, als was sie eben nicht gut vermeiden konnten —: ihre unmittelbare Umgebung. Wie es draußen aussieht, glauben sie Anderen auf's Wort; daß der Himmel sich auch noch über andere Länder als die spannt, die ihren festen Horizont bilden, haben sie aus Büchern gelernt und sind mit diesem Bewußtsein zufrieden. In dem gewöhnlichen Kreislauf des Lebens arbeiten sie ihren steten Gang, und wenn man sie einmal in ihr letztes ruhiges Kämmerchen legt, können sie von den gehabten Strapatzen ordentlich ausruhen.

Und sind sie glücklich dabei? — warum nicht? Sie bilden sich um sich selbst ihre kleine, abgeschlossene Welt, mit Sorgen und Mühen genug für einen ganzen Erdtheil, wie mit Freuden hinlänglich für ihre Bedürfnisse, und begnügen sich damit ein Halm in dem großen Aehrenfelde zu sein, das unser Schöpfer auf die Erde gesäet hat. Mit den Nachbar-Aehren können sie sich ja immer unterhalten, und am letzten Tage werden wir doch alle mitsammen ausgedroschen.

Die andere Gattung hat, mehr oder weniger, kein Sitzfleisch. Wie der Wandervogel durchstreift sie die Welt, bald in größeren, bald in kleineren Zügen, nach allen Richtungen; sie erkennt keine Grenzen an, hat deshalb aber auch großentheils keine ordentliche Heimath: sie ist nirgends Stammgast, und fliegt (an einen dünnen Faden gebunden, den die Polizei in Händen hält und Paß nennt) nach allen Seiten hin gar fröhlich aus.

Und ist die glücklich? — warum nicht? Jedenfalls wollen wir uns dieselbe einmal näher betrachten.

Diese letzte Gattung wird gewöhnlich — um sie von der anderen, die gar keinen Namen hat, zu unterscheiden — unter die etwas allgemeine Rubrik: Reisende gebracht. Das Wort „Reisende" faßt aber viel zu verschiedene Begriffe in sich, um so ohne

Weiteres verstanden zu werden. Es möchte deshalb nöthig sein, diese diversen Reisenden schärfer zu zergliedern.

Eigentlich versteht man unter dem Wort: Ein Reisender, wenn nicht das ganz bestimmte Adjectiv „armer" dazu gesetzt wird, nur Länder- und Waaren-Reisende. Die Uebrigen sind, solange sie sich unterwegs befinden, Passagiere, sobald sie in einem Gasthaus einkehren, Fremde. Nur Länder- und Waaren-Reisende behalten ihr Prädicat unter allen Umständen und Verhältnissen bei, und man versteht hier unter den Ersteren nur solche, die in einem wissenschaftlichen Interesse oder aus reiner Neugierde die Welt durchstreifen, während der „Waaren-Reisende" in einem weit beschränkteren Kreis den Gegenstand oder die Waaren an den Mann zu bringen sucht, „in denen er macht."

Um mit den Ersteren, als den unabhängigsten, zu beginnen, so haben Reisende, die in einem etwas großartigen Maßstab die Welt durchziehen — gleichgültig welchen Zweck sie dabei verfolgen — also solche, die sich an keine Grenzen kehren und, wie der Deutsche sagt, „immer fortgehen und nie wiederkommen", das Vorurtheil der Menge vollständig zu ihren Gunsten.

Wer einen einzelnen Menschen oder eine Familie todtschlägt, heißt ein Mörder, und wird entweder gehenkt oder zu Zuchthaus begnadigt — wer sie dagegen in Masse und zu Tausenden schlachtet, ist ein Held und wird erst nach seinem Tode (in Marmor) ausgehauen. Aehnlich so ist es mit den Reisenden.

Wer sich auf der Landstraße, in einem kleinen District ohne bestimmte Beschäftigung und Arbeit herumtreibt, heißt ein Landstreicher und gelangt in irgend eine Besserungsanstalt, oder wird auch, zum Besten des Nachbarstaates, einfach und in passender Begleitung über die Grenze geschafft. — Wer sich dagegen auf einem recht großen District, womöglich über die ganze Welt, ohne bestimmte Beschäftigung und Arbeit herumtreibt, heißt ein Reisender, und sogar die Polizei ist freundlich gegen ihn.

Aber auch solcher Reisenden gibt es wieder verschiedene Arten und Classen. Einige ziehen über den ganzen Erdball, um jeden einzelnen Berg so genau auszumessen, als ob sie einen passenden Rock für ihn zuschneiden wollten; Andere sammeln Steine und Pflanzen, wieder Andere balgen Vögel ab, stopfen größere Thiere aus, blasen Fische und Spinnen auf und spießen Schmetterlinge und Käfer, um sie später in besonders dazu bestimmten Kasten durch einheimi-

sche Insecten getrocknet fressen zu lassen. Wieder Andere thun von allem ein Wenig, oder auch gar nichts; diese wollen nur sehen und genießen, und dabei die Welt „kennen lernen;“ alle aber schreiben mehr oder minder dicke Bücher mit passenden oder unpassenden Illustrationen dazu, und ärgern sich nachher über Nachdrucker und literarische Diebe, die von ihnen doch nun einmal leben müssen.

Diese Art von Reisenden ist meist harmlos und wird nur in einzelnen seltenen Fällen durch eine krankhafte Wuth, irgend etwas vorzulesen, gefährlich. Selbst dann ist ihnen aber immer ziemlich leicht auszuweichen, während die zweite Art von Reisenden, die sogenannte Gattung der „commis voyageurs“ vollkommen unausweichlich ist.

Diese durchziehen besonders Europa nach allen Richtungen hin, brandschatzen dasselbe zum Besten der Hauptbücher ihrer Principale, wie ihrer eigenen Portemonnaies, und gehören dabei zu den unwiderstehlichsten und unausstehlichsten Exemplaren ihres Geschlechts.

Kenntlich sind sie sehr leicht an ihrem auf der Mitte des Kopfes gescheitelten Haar, an einem kleinen, elegant gearbeiteten und eigenthümlich geformten Lederkoffer, den ein Lohnlakai hinter ihnen her durch die Stadt trägt, wie überhaupt an ihrem ganzen faden

Wesen. In Gesellschaft von Damen spielen sie dabei stets die Liebenswürdigen, in Gesellschaft von Herren erzählen sie nur unanständige Anekdoten, und unter einander prahlen sie mit dem Nutzen, den sie ihren Principalen bringen, die sonderbarer Weise alle zu den geizigsten, kurzsichtigsten und ungerechtesten Exemplaren des genus homo gehören.

Der commis voyageur fuhr früher nur in Einspännern, kannte alle Wirthshäuser an der ganzen Straße und war eigentlich der alleinige und unumschränkte Colporteur von Neuigkeiten und Anekdoten für sämmtliche kleine Städte und einzeln gelegene Wirthshäuser. Durch die Eisenbahnen hat sich das freilich bedeutend verändert. Der vermehrte Verkehr sendet jetzt seine Boten und Zeitungen nach allen Winkeln aus, und dem commis voyageur widerfährt es zuweilen, daß er nach Vortrag einer, wie er glaubt, nagelneuen Anekdote ein altes Heft der Fliegenden Blätter vorgezeigt bekommt, in dem er auch eine Illustration dazu findet. So fährt er jetzt meist mürrisch über die unpassende Gesellschaft, aber doch aus Sparsamkeitsrücksichten dritter Classe von einer Stadt zur anderen. Es versteht sich indeß von selber, daß dem Principal zweite Classe dafür verrechnet wird.

Die commis voyageurs machen in verschie=

denen Artikeln, als da sind: in kurzen und langen Waaren, in Knöpfen, Wein, Kattunen, Schwertern, Lederwaaren, Glas, Scheeren, Stecknadeln und tausend anderen Gegenständen. So verschieden aber auch das Product, mit dem sie umgehen, so gleich und ähnlich sind sie sich im Ganzen unter einander, und wenn es einen Superlativ unter ihnen gibt, so bilden diesen nur die in Wein machenden, also die sogenannten und überall bekannten Weinreisenden. Es sind dieses die liederlichsten und unvermeidlichsten von Allen, und so hartnäckig sie Nachts in ihrem Hotel hinter Flaschen und Gläsern sitzen und keine frühere Polizeistunde als zwei oder drei Uhr Morgens anerkennen, so unabweislich sind sie, wo sie einem alten oder neu zu gewinnenden Kunden ihrer „weltberühmten Firma" ein Faß saueren Weines aufhängen wollen — und auch wirklich aufhängen, denn sie gehen einmal nicht eher wieder fort. Doch ihr Charakter ist geschichtlich geworden und deshalb eine weitere Beschreibung derselben völlig unnöthig.

Ein so zahlreiches Corps nun diese commis voyageurs bilden, so haben sie doch noch, und zwar seit Errichtung der Eisenbahnen, eine neue Gattung beigefügt bekommen, und zwar: die Diplomaten, die wir jetzt nothwendig dieser Classe einreihen müssen.

Die Diplomaten machen eben „in Politik", wie Andere in Kattun, Band, Stecknadeln oder Wein, nur mit dem Unterschied, daß sie zweite Classe fahren und erste berechnen, nie auf ihre Principale schimpfen, überhaupt außerordentlich vorsichtig in ihren Ausdrücken sind, Alles „gewußt haben" (wie sich erst später herausstellt), nie etwas verrathen und Adressen statt Preiscourante bei sich führen. Uebrigens stiften sie im Ganzen, bei einem vortrefflichen Gehalt und noch besseren Diäten, mehr Unheil als alle übrigen commis voyageurs (selbst inclusive Weinreisende) zusammen.

Gleich nach den Diplomaten, von diesen aber sehr verschieden, kommen wir zu den sogenannten „armen Reisenden", eine sehr wunderliche und gemischte Menschenklasse, deren Existenz aber, im Gegensatz zu den vorigen, durch die Eisenbahn einen sehr bedeutenden Stoß erhalten hat. Ihre Wirksamkeit konnte sie freilich nur erschweren, nicht vernichten.

Die „armen Reisenden" gehören meist Alle dem Handwerkerstande an, denn liederliches Gesindel, das sich mit heugestopftem Tornister bettelnd an Kreuzwegen herumtreibt und sich fälschlicher Weise für einen „armen Reisenden" ausgibt, kann nur als ein Auswuchs des sonst gesunden, kräftigen Stammes

betrachtet werden. Der wirkliche „arme Reisende“ hat in den letzten Tagen nie etwas Warmes gegessen, trägt seine Stiefeln statt an den Füßen oben auf dem Tornister, wodurch er stets auf dem einen Beine etwas hinkt, und nennt betteln in seiner Kunstsprache fechten — symbolisch dadurch vielleicht seinen ewigen und hartnäckigen Kampf mit dem Leben anzudeuten. Eine andere auffallende Eigenschaft an ihm ist, daß er in Gegenwart von anständig gekleideten Fremden stets äußerst schwermüthig und niedergedrückt aussieht, während er unter seines Gleichen und in der nächst zu erreichenden Schenke heiter und glücklich scheint.

Das Zeitalter vor der Erfindung der Eisenbahnen war indeß sein goldenes, als noch Lohnkutscher und Extraposten die Landstraßen belebten, Frachtwagen seinen Tornister oft meilenweit trugen und er selber, aus einer Arbeit entlassen, wochenlang dazu gebrauchte, ehe er einen anderen Arbeitsort erreichen konnte.

Damals hatte er keine Feinde auf der Welt, Postillone und Gensd'armen vielleicht ausgenommen. Bequem hinten auf dem Bedientenbock einer Extrapost stationirt, den Tornister neben sich, ein Knie über das andere geschlagen, die kurze, qualmende Pfeife im

Munde, war die Chaussee seine eigentliche Heimath, und an seinem Lebenspfad standen zwei Reihen hochwüchsiger Pappeln -- wie traurig hat sich das aber jetzt verändert!

Welcher Handwerksbursche kann jetzt noch bei einem Bahnzug hinten aufsitzen? und fahren sie selbst in einem Coupé, wofür sie — etwas Unerhörtes im früheren Handwerksburschenleben — sogar bezahlen müssen, wo bleibt ihnen dann noch Zeit, das unterwegs so nöthige und unentbehrliche „Fechten" zu besorgen? Ehe sie nur an irgend einer Station — auf denen überhaupt nie etwas gegeben wird — den Hut abgezogen und ein klägliches Gesicht geschnitten haben, pfeift die verwünschte Locomotive schon wieder, und jede weitere Hoffnung auf Erfolg ist erbarmungslos abgeschnitten.

Außerdem existirt durch die Eisenbahnen gar keine Entfernung mehr zwischen Hauptstädten. Die Pappelalleen, neben denen sie hinlaufen, fliegen wie Gespenster einer früheren, glücklicheren Zeit an ihnen vorüber, und der am Morgen kaum gepackte Tornister muß an dem nemlichen Abend schon wieder entlastet werden, die Beine unter einen neuen Arbeitstisch zu strecken, den Kampf mit einer frischen Meisterin aufzunehmen.

„Es wird nichts besser auf der Welt", ist ein altes gutes deutsches Sprüchwort, und die „armen reisenden Handwerksburschen" vor allen Anderen, haben diesen traurigen Wahlspruch, unter der Fülle der Ereignisse, zu ihrem Motto genommen.

Alle diese vorgenannten Classen nun könnten wir auch noch unter den Sammeltitel „Zweck-Reisende" bringen, von denen wir zu den Vergnügungs-Reisenden übergehen würden, blieben nicht noch zwei Gattungen, die keinen eigentlichen, wenigstens keinen freiwilligen Zweck haben, und nie im Leben zum Vergnügen reisen würden.

Die Ersten sind die Postillone und Frachtfuhrleute und in neuerer Zeit die Conducteure, die Alle nur ein bestimmtes kurzes Ziel haben und dann umkehren, ihre Bahn von vorne zu beginnen. Früher machten die Frachtfuhrleute davon eine Ausnahme, indem sie, fast wie die Schiffscapitäne, eine gewisse Fracht für irgend einen entfernten Theil Deutschlands übernahmen und denselben auch, ob die Reise Wochen oder Monate dauerte, getreulich ablieferten. Jetzt erstreckt sich ihre Wirksamkeit höchstens von einer Eisenbahnlinie bis zur anderen, und wie bei Postillonen und Conducteuren liegt ihr Reiseziel innerhalb zweier Stationen — ein ewiges Kommen und Gehen, Ab-

schiednehmen und Wiedersehen, wenn man in neuerer Zeit überhaupt noch von dem sentimentalen Abschiednehmen etwas Anderes beibehalten hätte, als vielleicht den Abschieds*trunk*.

Derartige Angestellte könnte man auch füglich Zwangs-Reisende nennen; denn was einem Theile des Menschengeschlechts Erholung und Vergnügen gewährt, wird bei ihnen zur oft unangenehmen Pflicht, mit der sie Jahr aus Jahr ein dieselbe Strecke durchfliegen. Reisende kann man sie eigentlich gar nicht nennen, und doch sind sie stets auf Reisen, sind ununterbrochen unterwegs. Ja, sie lernen die Strecke, die sie hin und her fahren, so genau kennen, daß sie jeden Steinhaufen, jeden Baum und Strauch auswendig wissen, und vollständig competente Richter über das beste Bier in allen Gasthäusern oder Stationen auf eine Entfernung hin werden, über die man sonst nur brieflich Nachricht erhalten konnte.

Aber sie führen kein gemüthliches Leben, denn nicht umsonst hat die deutsche Sprache für das Wort *Heimath* gar keinen Plural. Es gibt eben für den Menschen nur *eine* Heimath, und wer, wie ein solcher Conducteur oder Postillon, sich zwei, drei oder noch mehr derselben gründen muß, um an den verschiedenen Orten, wo er gezwungen ist seinen Rasttag

zu halten, nothdürftig zu Hause zu sein, der entbehrt vor allen Dingen das größte und höchste Glück das der Mensch kennen sollte, das Glück des eigenen Heerdes. Wollten wir es recht genau nehmen, so wären das eigentlich die richtigen und einzigen „armen Reisenden."

Noch gibt es eine Art von Zwangspassagieren, die eben wie die vorigen ein gegebenes Ziel haben; sie gehören aber einer unheimlichen Gattung des Menschengeschlechts an, und man trifft sie auch nie einzeln, sondern immer nur paarweis: den „Zwangspassagier" mit zusammengebundenen Händen, seinen Gefährten mit Czackow oder Helm, Flinte und Seitengewehr. So sitzen sie in den Wartesälen dritter Classe, bis der nächste Zug kommt, mit Niemandem verkehrend, von Allen gemieden, und wenn die keuchende Locomotive hält, nimmt ein besonderes Coupé die Beiden auf, bis sie an irgend einer anderen Station plötzlich wieder verschwunden sind — still und unheimlich, wie sie gekommen. Reisende sind es freilich, wenn sie auch Beide gerade nicht zu „ihrem Vergnügen" reisen.

Ehe wir aber zu den wirklichen Vergnügungsreisenden übergehen, gerathen wir auf ein Mittelding zwischen Vergnügen und Zweck, das gewissermaßen

den Uebergang von einer Classe zur anderen bildet. Es sind dies die **Badereisenden**, insofern der angebliche Zweck ihrer Reise oft weiter nichts als nur ein **Vorwand** ist — eine Thatsache, die sich besonders bei der **schönen** Hälfte dieser Art von Reisenden nur zu häufig ergeben soll.

Der Ursprung wirklicher Badereisenden, d. h. solcher, die in der That genöthigt sind zum Besten ihres maltraitirten Körpers eine Heilquelle aufzusuchen, verliert sich in das graue Alterthum, und die Meisten von ihnen verlangen, daß ein paar Gläser Wasser mit einem Dutzend warmer Bäder das wieder in drei oder vier Wochen aus dem Körper jagen soll, worauf **elf** Monate im Jahre mit allem nur erdenklichen Eifer gesündigt wurde. Trotz aller vergebens erhofften Erfolge aber bleiben die Versuche doch Jahr nach Jahr dieselben, und die Einbildungskraft muß dann ersetzen, was die Natur nicht im Stande war zu erreichen. Wenige Menschen haben soviel Phantasie wie Badereisende.

Wie schon gesagt, bilden die Badereisenden den Uebergang von Zweck- zu Vergnügungs-Reisenden. Viele von ihnen wurden nemlich durch einen wirklich kranken Körper, oder einen gesunden Arzt — der sich auch einmal eine Sommererholung gönnen wollte —

in ein Bad geschickt — Andere wollen theils Menschen sehen, theils ihr Geld am grünen Tisch verlieren, theils auch — und das ist besonders die schöne Hälfte der Badegäste — einen Platz und Gelegenheit suchen, um gesehen zu werden; die schlechte Badekost verzehren sie dann nebenbei.

Mit einem derartigen Schwanken zwischen Zweck und Vergnügen, mit diesem ewigen ängstlichen Streben, das Angenehme mit dem Nothwendigen zu verbinden, ist aber nun ein für alle Mal nichts anzufangen. Das Dasein solcher Badegäste theilt sich deshalb auch — so lange ihre sogenannte Cur dauert — in die unausgesetzten Bemühungen, ihren Körper zu mißhandeln und wieder zu versöhnen, ihn Morgens selbst vor der kleinsten Aufregung zu bewahren, und ihn Abends der schlimmsten und gefährlichsten hinzugeben, die überhaupt auf der Welt existirt: dem Spiel.

Wasserbad und erbärmliches Essen mit harten Betten und saueren Weinen zehren dabei den Körper ab, und durch den ganzen Monat August fahren sämmtliche Bahnzüge, zur directen Verzweiflung aller gesunden Reisenden, mit heraufgezogenen und festverschlossenen Fenstern, weil in jedem Coupé wenigstens ein solches unglückseliges Menschenkind sitzt,

das keinen Zug, nicht einmal mehr frische Luft vertragen kann. Natürlich kommt es direct aus einem Bade.

Doch fort mit der langweiligen Gesellschaft; da finden wir noch mehr Interesse an den wirklichen Vergnügungs-Reisenden, die, blos diesen einen Zweck verfolgend, zwei oder drei Monate im Jahre mit allen Wirthen Europa's wegen bougies und service in Fehde liegen und sich, sobald sie nach beschwerlicher Fahrt irgend einen nächsten, erstrebten Ort erreichen, augenblicklich erkundigen, wann der nächste Zug weiter geht. Ihre Zeit wird denn auch während der Reise durch ein fortdauerndes Aus- und Einpacken in Anspruch genommen, das sie nur dann und wann einmal unterbrechen, auf irgend einen steilen Berg hinauf zu klettern. Oben angelangt finden sie nachher, daß „gerade heute" ein dichter Nebel die ganze Gegend hermetisch verschließt; beim Heruntersteigen lassen sie sich von einem furchtbaren Gewitter erwischen, und bezahlen Abends noch, todtmüde, einen Lohnbedienten, um die Namen verschiedener Gebäude und Plätze, auf die sie sich später nie wieder besinnen können, mit ihrem Reise-Handbuch zu vergleichen.

Am gefährlichsten sind unter diesen eine gewisse Classe von Engländern, die nemlich der Mr. Smith's

und Jones ꝛc., deren sicheres Ziel jedes Jahr der Continent ist. Hier treten nun diese Herren, die daheim einen kleinen Specereiladen oder eine Schneiderwerkstätte besitzen, mit mühsam ersparten hundert Pfund Sterling als Lords auf und werden von Wirthen, Lohndienern und anderen unschuldigen Continentsbewohnern angestaunt und verehrt.

Den Engländern selber muß man darin allerdings Manches nachsehen. Die angeborene Unverschämtheit der ungebildeten Classe gegen Alles was deutsch ist, giebt ihnen gerade das nöthige, anscheinend vornehme Wesen, und wie ein Berliner Levy oder Meier, der mit einer Kiste Kattun nach Leipzig zur Messe kommt, die Stadt für die Zeit seines dortigen Aufenthaltes als ihm gehörig betrachtet, so sieht der jener Classe von Engländern Angehörende, wenn er den Continent betritt, schon seine Existenz als eine dem festen Land erwiesene Wohlthat an. Opfert er ihm doch so und soviel Pfund Sterling, die er auf viel langweiligere und schnellere Art hätte in Old England selber loswerden können!

Diese Gattung von Albionskindern wird nur mit einem rotheingebundenen Murray (ihrem Koran), dann mit Plaid, Regenmantel und Mütze von leichtem carrirtem Stoff getroffen. Eine solche Mütze ist

nemlich zu einer Reise nach dem Continent unentbehrlich, und so wenig Mr. Jones daran denken würde, sich mit einer solchen Bedeckung in the hearing of St. Paul's sehen zu lassen, ebenso wenig möchte er ohne eine solche den Rhein befahren oder sich in einen deutschen Waggon setzen.

Von London ab fahren alle diese Mr. Smith's und Jones dritter Classe, selbst noch von Ostende oder Calais bis Cöln — von da an aber beginnt für sie der Continent, und solange ihr Geld reicht, sind es lauter Lords. Je unverschämter sie sich dabei betragen, desto höflicher und achtungsvoller werden sie von den Deutschen behandelt, und würdevoll genießen sie, als eine der Continental-Früchte, solche ungewohnte Huldigungen. Lieber Gott, sie dauern ja überdies nicht lange, und daheim sinken sie doch wieder nur zu bald in ihr altes Nichts zurück!

Der wirklich vornehme Engländer ist indeß bald von diesem Auswuchs zu unterscheiden. Wie jeder wirklich vornehme und gebildete Mann, zeigt er sich überall freundlich und anspruchslos, läßt sich — als auf Reisen, gern eine kleine Unbequemlichkeit gefallen, und schmiert seinen Namen nicht auf jede Statue, an jedes merkwürdige Gebäude an, das er erreicht.

Das Wort „Vergnügungs-Reisender" ist übrigens

ein sehr unbestimmter und oft nur imaginärer Begriff, denn wie selten finden solche Reisenden wirkliches Vergnügen unterwegs! Gewöhnlich sind sie freilich selber daran schuld, denn mit wenigen Ausnahmen verbittern sie sich das Reisen so viel als irgend möglich dadurch, daß sie an der Straße alle die Bequemlichkeiten zu finden erwarten, ja verlangen, die sie daheim verlassen haben. Eine Unmasse Gepäck erschwert dabei jede ihrer. Bewegungen und vertheuert ganz unnützer Weise ihr Fortkommen. Ebenso wenig mögen sie sich an die Speisen und Getränke des fremden Landes gewöhnen und sind außer sich, wenn sie das dem Boden Ungewohnte schlechter als zu Hause bekommen und theurer bezahlen müssen.

Ein Franzose z. B., der nach London kommt, fordert ohne Weiteres Suppe und Bordeaux so gut wie daheim; der Engländer in Paris dagegen Beefsteak und Ale. Beide müssen dafür doppelte Preise bezahlen und können das Bestellte kaum genießen, und diesen Fehler begehen die meisten „Vergnügungs-Reisenden," von welchem Lande sie auch immer kommen.

So, mit harten Betten und theueren Preisen, zerbrochenen Rädern, versäumten Zügen, mit schlechtem Wetter und vergessenen Reisesäcken, verlorenen Schlüsseln, heillosen Paßschereien und zahllosen

anderen Reisetrübsalen, kämpfen sie sich durch die Zeit, die sie zu ihrer „Vergnügungs-Reise" bestimmt hatten, und sind seelenglücklich, wenn sie dieselbe überstanden, die Heimath wieder erreicht haben.

Aber eine Art von Vergnügungs-Reisenden gibt es trotzdem, die wirklich nur Vergnügen auf ihrer Reise haben, und denen jedes kleine Ungemach, jedes Hinderniß, jede gestörte oder vereitelte Bequemlichkeit nur den Reiz ihrer Fahrt erhöht, und sie noch lange nachher mit Jubel selbst an der Erinnerung zehren läßt.

O sel'ge Schulzeit! sel'ge Zeit der Ferien, wo das junge Volk, den Tornister auf dem Rücken, den Stock in der Hand, hinausstreift über Berg und Thal, und mit zwei Thaler zwanzig Groschen Europa zu durchwandern meint. In deren Herzen liegt wirklich Glück und Freude, und wie Jean Paul von seinem in die Ferien ziehenden kleinen Wuz sagt, „haben sie Mitleiden mit allen Menschen, die daheim bleiben müssen." Das sind denn auch die wahren und leider auch die einzigen Vergnügungs-Reisenden, die sich die kurze Lust nicht unnöthig verbittern, sondern sie ganz und voll genießen.

Reisen und Reisen — ein Name begreift all' die verschiedenen Arten in sich, eine Bedeutung hat

das Wort in dem gleichmäßigen Entgegenstreben eines Ziels, und welcher Unterschied trennt die verschiedenen Classen, welche Kluft des Einen Seligkeit von des Anderen Jammer!

Reisen und Reisen — hier haben wir den lebensfrischen, frohen sechszehnjährigen Bursch, der mit ein paar Thalern — mehr als er je in seinem Leben zusammen besessen — jubelnd in das Leben hinauszieht, seine längst ersehnte Ferien-Reise anzutreten; und mit ihm auf derselben Bank, eine kurze Strecke denselben Weg verfolgend, fährt der Auswanderer seine müde, dornenvolle Bahn.

Die Maschine rasselt, aber mit jedem klappernden Schlag den sie giebt, zuckt sie dem Einen in Freude und Jubel durch die Adern, denn näher und näher trägt sie ihn dem duftigen, schattigen Wald — stößt sie dem Anderen einen Dorn in's Herz, denn weiter und weiter führt sie ihn fort von den Lippen der Lieben, von den Gräbern der Seinen.

Reisen und Reisen! und malen wir uns das Bild weiter aus, das uns ein einziges solches Coupé dritter Classe in einem Bahnzug bietet. — Nur zehn Personen enthält der kleine, für sich abgeschlossene Raum, und wie gemischt die einzelnen Charaktere: der junge Bursch, der in die Ferien zieht, schaut nur

voraus, den fernen blauen Bergen, seinem Ziel, entgegen; der Auswanderer nur zurück, nach jeder Bergkuppe, jedem Kirchthurm, jedem Baum. An Jedes knüpft sich irgend eine Erinnerung: es sind ihm lauter liebe Freunde, die er läßt. Jugend und Alter! hat doch das eine nur eine Zukunft, das andere nur eine Vergangenheit.

Jugend und Alter! — Dicht neben dem jungen, lebensfrohen Burschen, der Alles sieht, was um ihn webt und lebt, an Allem Theil nimmt, sich an Allem freut, sitzen Seite an Seite zwei ganz verschiedene Wesen — andere Repräsentanten von Jugend und Alter: ein junges Mädchen das Eine, ärmlich, aber sauber und anständig gekleidet, bleich und schüchtern dabei, denn die vielen fremden Menschen ist sie nicht gewohnt. Und doch will sie gerad' allein in's Leben ziehen, allein und unbeschützt, die eben noch des Schutzes so sehr bedürfte. Als Gouvernante sucht sie eine Stelle, und wenn auch mit all den dazu nöthigen Kenntnissen ausgestattet, fehlt ihr doch der Muth, dem künftigen Schicksale fest in's Auge zu schauen; fehlt ihr die Zuversicht noch auf sich selbst. Ist sie ja doch noch so jung, und leise nur und verstohlen hebt mancher schwere Seufzer ihr die sorgenvolle Brust.

Und wie verschieden von ihr sitzt ihr Nachbar mit

ihr auf derselben Bank! Der „Vieh-Veitel“ — wie ihn die Bauern nennen, weil er ausschließlich mit Vieh handelt, ist eine kurze, schwammige, gedrungene Gestalt, in sich zusammengedrückt, und die kleinen Augen halb zugekniffen. Das verhindert ihn aber nicht, Alles was um ihn her vorgeht, scharf und aufmerksam zu beobachten, und die dicken, schmutzigen, mit einem breiten Siegelring verzierten Finger auf einem schweren, um den Leib geschnallten Geldgurt gefaltet, die Wäsche unsauber, und doch auf dem mehrtägigen Vorhemdchen eine unechte Tuchnadel, die alte fettige Mütze neben sich gedrückt, die grauen Haare wirr und ungekämmt um die hohe gewölbte Stirn hängend, so sitzt er da, lauernd, wie eine fette, gesättigte und doch wieder beutegierige Spinne, den letzten Handel berechnend, den nächsten überlegend. Was kümmert ihn die Reise selber! sie dient nur dazu, ihn rasch von Ort zu Ort zu schaffen; je schneller das geschieht, desto besser; und seine Mitpassagiere? — was scheeren ihn die; ist doch mit ihnen kein Handel abzuschließen!

Ihm gegenüber sitzt sein vollständiges Gegentheil. Wohl wissen wir, daß es nicht zwei Menschen auf der Welt gibt, die sich einander vollkommen ähnlich sehen, aber man sollte trotzdem doch nicht glauben, daß zwei

— im Aeußeren wenigstens — so verschieden sein könnten.

Das Gegenüber des Vieh-Veitels ist ein junger geschniegelter Mann — natürlich commis-voyageur, die eingeölten und gekräuselten Haare mitten auf dem Kopfe bis hinten in die Cravatte hinein gescheitelt, daß es ordentlich aussieht, als ob der Kopf einmal mitten voneinander gebrochen und nur nothdürftig wieder verkittet wäre. Er ist äußerst modern und eng gekleidet, nur mit sehr weiten, kirschroth gefütterten Aermeln, mit sechs, sieben Ringen an den Fingern der rechten Hand, die linke in einem Glacéhandschuh, mit echt goldener — oder vergoldeter Uhrkette, Tuchnadel, Hemdknöpfchen, Rockhalter und eine Kneiplorgnette im rechten Auge, das junge, gar nicht auf ihn achtende Mädchen damit zu fixiren. Ein geöffnetes Taschenbuch, das getrocknete Blumen, Locken und Wirthshausrechnungen enthält, liegt auf seinem übergeschlagenen Knie, und nachdenkend hebt er den Bleistift zwischen die mit einem kleinen Schnurrbart gezierten Lippen — er muß seine Kostenberechnung vom letzten Nachtquartier zusammenstellen. Jetzt ist er damit fertig, steckt das Buch ein und nimmt eine gestickte Cigarrentasche vor, knipst seine Fünfpfennig-Cigarre mit einem an der Uhrkette hängenden goldenen Huf-

eisen ab, zündet sie mit einem Patentfeuerzeug an und erkundigt sich dann, um ein Gespräch anzuknüpfen, bei dem jungen Mädchen, ob ihr das Rauchen vielleicht unangenehm wäre.

„Nein," sagte sie leise, ohne ihn anzusehen.

„Sehr schönes Wetter heute, mein Fräulein!"

Keine Antwort.

„Reisen Sie weit mit uns?"

„Nein." Lange Pause.

„Ihr Arbeitskorb wird Sie belästigen."

Keine Antwort, der Jüngling dampft stärker; das Gespräch ist total abgebrochen, der Vieh-Veitel lacht still und vergnügt vor sich hin, denn er haßt jeden der reine Wäsche trägt, und der commis-voyageur findet das „Landgänschen abominabel abgeschmackt."

Neben ihm sitzt eine ältliche Dame, die fortwährend den Rauch gerade in's Gesicht bekommt und schon ein paar Mal heftig husten mußte, aber ihr Nachbar bemerkt es nicht. Der commis-voyageur lebt nur ganz sich selbst, und wie der Auswanderer keine Zukunft, der auf Ferien gehende Knabe keine Vergangenheit kennt, so existirt für ihn weder die eine noch die andere, denn Alles, was für ihn Berechtigung hat zu sein, ist nur die Gegenwart. Er reist für Breihuber und Comp., eines der geachtetsten Häuser in

Xstadt — er führt reizende Proben mit mäßigen Preisen, hat vortreffliche Diäten und Procente, und ist einer der glücklichsten Sterblichen, weil er eben nicht einsieht, daß er einer der unbedeutendsten ist. Ihn drängt auch keine Zeit, und doch sitzen neben ihm und ihm gegenüber zwei andere Personen, die selbst die Minuten zählen und vor Ungeduld vergehen wollen, wenn der Zug auf den Stationen zögernd hält.

Die alte Dame neben dem glücklichen commis-voyageur eilt an das Sterbebett ihres Kindes — ihrer einzigen Tochter — die weit von da erkrankt ist und sich nach der Mutter sehnt. Die Stunden wachsen ihr dabei zu Wochen, zu Monaten an, und wieder und wieder nimmt sie einen zerlesenen, zerweinten Brief aus ihrem Arbeitsbeutel, die traurigen Zeilen die er enthält, noch einmal verstohlen zu durchlesen. Wohl kennt sie den Inhalt schon lange auswendig, wohl weiß sie jedes Wort das darinnen steht, denn das Herz ist ihr ja fast darüber gebrochen — aber möglich bleibt es ja doch, daß sie trotz alledem noch irgend einen bis dahin übersehenen Trost herausfände, denn an die letzte Hoffnung klammern wir uns an.

Der Andere ist ein kräftiger Mann mit lockigem Haar und vollem Bart, sonngebräunt, mit wetter-

harten Zügen, und im Schnitt seiner bequemen einfachen Kleidung den Seemann kündend. Und nach langer, langer Fahrt kehrt er zurück in's Vaterhaus; nach langen Jahren grüßen zum ersten Mal wieder der Mutterlaute süße Töne sein Ohr, und still und in sich gekehrt, aber einen ganzen Himmel von Glück und Seligkeit im Herzen, sieht er die Lerche draußen im Feld emporsteigen, hört er, wie der Zug hält, der Dorfglocken melodisch Getön.

In die eine Ecke fest hineingepreßt, den Hut in die Augen gezogen, den Rock bis oben hin zugeknöpft, sitzt ein bleicher, hagerer Mann. Auch er ist ein Reisender, aber weder die aufsteigende Lerche sieht er, noch hört er das Läuten der Glocken; nur wenn der Wagenschlag sich öffnet, fliegt sein scheuer Blick zum Conducteur hinüber, und wer die Hand dann an sein Herz legen könnte, würde fühlen, wie es da drinnen stärker klopft und hämmert.

Neben ihm sitzt ein Kind, das zum ersten Mal mit dem Bahnzug fahren durfte und jubelnd den vorüberfliegenden Bäumen und Häusern nachjauchzt. Die Mutter aber hält es an der Hand, ängstlich, daß es aus der festverschlossenen Thüre fallen könnte, und doch dabei mit lächelndem Blick die Freude des Lieblings schauend. Und immer drängt das kleine, mun-

tere, muthwillige Wesen aus der Mutter Griff, stützt sich, das lichte Antlitz zu der Glasscheibe hebend, auf des bleichen Mannes Knie und schaut nur manchmal verwundert zu ihm auf, daß er allein so still und bleich und krank aussieht und seine kindische Lust nicht theilen will.

Auf dem Telegraphendrahte hin fliegt indeß die Nachricht von einem verübten großartigen Cassendiebstahl, und dem bleichen Mann ist es, als ob eben diese Drähte — wie sie schlangengleich neben dem Fenster hinschossen — ein Netz, ein dichtes, festes Netz um ihn zögen, das ihn, je weiter er flöhe, immer enger und enger umstricke. Er sieht nicht das lächelnde Kind zwischen seinen Knieen, er hört sein fröhliches Plaudern nicht, und wie es ihn fortdrängt, weiter und immer weiter, ist das Bewußtsein seiner Schuld das einzige Gefühl, das ihn erfüllt.

Und solch eine Mischung von Charakteren birgt oft ein einziges Coupé — aus solchen Elementen besteht wie häufig ein kleiner Trupp von Reisenden, die für eine oder mehre Stationen, oft auch tagelang zusammenhalten, bis sie aus einanderstieben, ohne Gruß, ohne Handdruck, wie sie gekommen — jeder seine eigene Bahn verfolgend.

Das ist Reisen, und das Ganze eigentlich nur

ein Miniaturbild unseres Lebens überhaupt. Der endlose Bahnzug kreist seinen wirbelnden Flug, gefüllt mit Passagieren, und hier und da, an einzelnen Stationen, nimmt er neue auf, setzt er alte ab, rastlos, ununterbrochen, ohne sich um den Inhalt seiner Fracht zu kümmern. Manche der Passagiere fahren dabei erste, Viele zweiter, die Meisten dritter Classe; verlassen sie aber den Zug, sind sie sich Alle gleich, und die Weiterbrausenden drehen nur höchstens den Kopf nach ihnen um und nicken ihnen zu.

Wunderliches Leben das, in der Welt! wunderliche Reisende, die wir sind!

Ein berühmter Name.

Viele Menschen fühlen einen unbestimmten Drang in sich, berühmt zu werden; manchen wird das schwer, andere aber sind leicht befriedigt und halten sich dafür, sobald ihnen das Schicksal nur die geringste Gelegenheit bietet, eine solche Voraussetzung vor sich selber zu rechtfertigen; ein kleines Ordensband hat solchen schon Thränen der Freude entlockt. Es ist das eine Diminutiv-Gattung von Ehrgeiz, die den Besitzer oft unendlich glücklich und sein sonst vielleicht sehr ruhig und langweilig dahin fließendes Leben wenigstens für ihn selbst interessant macht.

In die richtige Bahn gelenkt ist solcher Ehrgeiz auch nicht allein harmlos, sondern sogar der menschlichen Gesellschaft nützlich, und zwar in einem sehr verjüngten Maßstabe, etwa im Verhältniß der Landkarten; dasselbe Element, was der Muttererde das

Feuer in ihrem Innern, was dem Wasser die Strömung, was der Luft und einem Bitterwasser-Trinker die Bewegung ist. Dagegen aber kann eben dieser, wenn ich so sagen darf, unentwickelte Ehrgeiz, in eine falsche Bahn gelenkt, auch dem Eigenthümer gefährlich werden, und Spitzbuben und Räuber hatten nicht selten zu ihren nichtswürdigen Handlungen eine ursprünglich edle Triebfeder, wie man ja auch schmutzige Sachen in ein reines Gefäß füllen kann.

Das Gefäß läutert nur freilich nicht den unedlen Stoff, sondern wird selbst besudelt, und der also auf falsche Art Ehrgeizige muß zuletzt in dem natürlichen Lauf der Dinge zu Grunde gehen, oder müßte es vielwehr, da derlei Sachen auf Erden doch nicht immer ihre Erledigung finden.

Es ist wunderbar auf welche verschiedene Art dieses gewisse Etwas in unserem Menschengeschlecht zur Blüthe kommt, und doch nur in so wenigen Fällen wirklich genießbare Früchte trägt, denn ich rede hier nicht von dem Ehrgeiz, der seine Belohnung schon darin findet, einfach und ordentlich in der Stellung seine Pflicht zu thun, die ihm sein Geschick oder Beruf angewiesen, — dieser ist mehr einem regelmäßig gepflanzten Kornfeld zu vergleichen, das zu seiner bestimmten Zeit aufschießt, blüht, Saamen trägt, in

Garben gebunden und gedroschen wird, der menschlichen Gesellschaft Nahrung zu geben; Gottes Segen liegt auf ihm.

Nein, ich meine hier mehr jene einzelnen wild zerstreuten Körner, die Zufall und Wind hier- und dorthin gesäet haben, und die mit einem eigenen Streben aus sich heraus die übrige Welt durch etwas Außerordentliches in Erstaunen zu setzen und ihr zu beweisen wünschen, daß sie eben keine gewöhnlichen Menschen sind, und vor allen Dingen verdienen, ihren Namen mit irgend einer ausgezeichneten Bemerkung, als der Meier oder der Schultze, auf die Nachwelt gebracht zu sehen.

Dafür, daß solche Sachen möglich sind, gibt es genug Beweise. Was für ein Lärm wird mit einem Schiller und Goethe, einem Raphael, einem Cäsar rc. gemacht, warum sollen auch sie es nicht zu etwas Außerordentlichem bringen; das einzig Nöthige ist Glück, das Talent haben sie in sich, „denn Gott hätte ihnen sonst nicht diesen unbestimmten Drang in die Brust gelegt.“ Das einzige Schwierige bei der ganzen Sache bleibt nur, den richtigen Canal zu finden, in den dieser unbestimmte Drang hineingeleitet werden muß, alles Uebrige ist Kinderspiel, die Maschinerie treibt sich von selber, denn die Kraft ist furchtbar! —

Solche Menschen werden gewöhnlich Künstler, oft aber auch Freiheits- und Religionsschwärmer, seltener Soldaten, obgleich der letztere Stand gerade der richtige für sie wäre. Uebrigens sind sie immer gefährlich: als Maler der Leinwand, als Schriftsteller den Buchhändlern, als Architekten dem Publikum überhaupt, als Religionsschwärmer den Heiden, als Freiheitshelden und Völkerbeglücker den Völkern, wenn nicht in diesem Falle etwa der Staat ebenfalls dabei interessirt wäre, die Völker vor ihnen zu schützen, — als Soldaten endlich dem Feind, und außerdem noch immer sich selber.

Aber eine gewisse Achtung können wir ihnen nie versagen, und mit stiller Wehmuth denke ich noch immer eines kleinen Deutschen, den dieser Drang, nach vielen Kämpfen mit einem unerbittlichen, stets verneinenden Geschick, zuletzt nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika trieb, wo ich ihn kennen lernte, und ihn dann in die stille, kühle Erde bettete.

Mein Freund hieß Uelsicht und schon in der Schule, wie er mir oft erzählt, hatte er nicht geruht, bis er der Erste in jeder Klasse gewesen und die besten Censuren seiner Lehrer als Siegestrophäen nach Hause getragen; aber dabei blieb es nicht. Er besuchte einst einen Freund, der Talent zum Malen

hatte und hübsche Sachen zeichnen und skizziren konnte. Von dem Augenblick an nagte ihm ein Wurm am Herzen, daß er es ebenfalls dahin bringen müsse. Sein Entschluß war im Nu gefaßt, er wollte ein berühmter Maler werden, und verwendete Jahre darauf, einem Phantom nachzuziehen. Es lag nicht in ihm; die Fertigkeit eignete er sich an, das Mechanische der Kunst; aber der Geist fehlte ihm, den der starke Wille nicht zu ersetzen vermochte, und überdies hatte sich auch schon wieder eine neue Idee seiner bemächtigt.

Er las einen Roman der ihn entzückte, und am nächsten Tage schon lehnte seine Palette in der Ecke und er lief hinaus in den Wald, nicht Studien an Bäumen und Büschen zu machen, wie vordem, sondern einen Plan auszuarbeiten für einen Roman, den er schreiben wollte. Dadurch mußte sein Name berühmt werden, — ein einzelnes Bild konnte ein einzelner Mensch in den Winkel stellen und es war vom Erdball verschwunden; ein Buch wurde in tausenden von Exemplaren gedruckt und nach allen Weltgegenden verschickt, und auf jedem stand sein Name.

Natürlich versäumte er darüber all seine übrigen Geschäfte, aber das Buch wurde wirklich fertig. — Leider nur fand er keinen Buchhändler, der es ihm drucken wollte.

Als das umsonst war, warf er sich auf die Politik. Wenn ihn aber der Staat auch ungehindert seine Zeit hatte verschwenden lassen, Oelfarbe auf Leinwand zu verstreichen oder Manuscripte aufzuhäufen, so wurde das doch etwas anders, sobald er an die Oeffentlichkeit trat und die staatlichen Einrichtungen von unten betrachtete, die nun einmal unter jeder Bedingung von oben betrachtet sein wollen, wenn sie den richtigen Eindruck auf den Beschauer hervorbingen sollen. — Das Licht fällt wahrscheinlich von d e r Seite besser auf das Gemälde.

Falsche Ansichten sind aber ebenfalls strafbar, und Uelsicht hatte in dieser Sache wenigstens noch in so fern Glück, als er bei Zeiten seinem Vaterland entkam und auf ein Bremer Schiff gelangte, das ihn im Triumph nach Nordamerika hinüberführte.

Hier begann Uelsicht ein neues Leben; er warf sich mit einem wahren Feuereifer auf die englische Sprache, um ihrer bald mächtig zu werden, und fing wieder, unter oft günstigen, oft ungünstigen Auspizien seine alte Arbeit an, einen berühmten Mann aus sich zu machen. Er widmete sich jetzt dem Maschinenbau, von dem er sich schon in Deutschland unter der Hand eine oberflächliche Kenntniß verschafft, und suchte so seinem Namen durch irgend eine neue überraschende

Erfindung eine Glorie zu verleihen. Aber die Modelle welche er baute, wollten nicht allein arbeiten; erzwingen ließ sich die Sache auch nicht, und er mußte sie zuletzt, nachdem er mehr Geld hineingesteckt als er eigentlich entbehren konnte, in Verzweiflung wieder aufgeben.

Er wäre nun freilich gern wieder nach Deutschland zurückgegangen, denn eine fatale Schwierigkeit, seinen Namen berühmt zu machen, zeigte sich unter den Engländern und Amerikanern für ihn schon darin, daß dieselben diesen Namen gar nicht aussprechen konnten. Sie haben weder ein ü, noch ein ch, und Uelsicht mußte täglich fast die bittere Kränkung erfahren, ihn auf jede nur mögliche und unmögliche Weise verunstaltet zu sehen. Aber es blieb nicht einmal dabei.

Das amerikanische Wort Dutchman, welches eigentlich Holländer bedeutet, womit der ungebildete Amerikaner aber auch, und noch dazu nur zu oft im verächtlichen Sinne den Deutschen bezeichnet, verfolgte ihn wohin er ging, so daß er endlich, weil ihm nach Deutschland die Rückkehr doch abgeschnitten war, in Verzweiflung die westlichen Staaten der Union aufsuchte und dort Farmer wurde.

Hier kam er auf eine neue unglückliche Idee. Kaum hatte er sich nemlich durch unendlichen Fleiß

eine kleine Farm angelegt und fing an, die Früchte seiner Anstrengungen zu ernten, als er ausfand daß noch weiter im Westen, in der eigentlichen Wildniß, kleine Ströme oder Plätze oft nach den Ansiedlern genannt wurden, die sich dort zuerst ansiedelten. Da war Potters Creek und Hillworths Slew und Ermelds Flat, — jetzt förmliche Ansiedlungen, die den Namen des Glücklichen bekommen — ihn unsterblich gemacht hatten.

„Uelsichts Creek", einen ganzen Fluß nach sich genannt, — er wußte in der That nicht was ihm, nach einem selbst entdeckten Planeten, — aber er war kein Astronom, — oder nach einer entdeckten Insel, — aber er war kein Seefahrer, — lieber gewesen wäre! Auf einem Jagdzug, den er in jene Gegenden unternahm, fand er auch wirklich eine passende Stelle. Ein kleiner Creek oder Bergstrom, an dem sich noch keine Seele niedergelassen, kam aus den Ozarkgebirgen herunter und hatte eigentlich keinen bestimmten Namen. Die nächsten Nachbarn nannten ihn nur, um ihn wenigstens bezeichnen zu können, die fork (Gabel), weil er sich in einen andern, größeren ergoß; fork werden aber alle solche Plätze genannt, und hier zeigte sich ihm die endliche Möglichkeit eines Erfolges.

Er verkaufte, trotz dem Abreden und den Vor=

stellungen seiner Nachbarn Hab und Gut, packte seine nothwendigsten Acker- und Hausgeräthe auf einen Wagen und arbeitete sich durch eine förmliche Wildniß endlich auf diesen Vorposten der Civilisation. Er war auch der einzige Deutsche in jener ganzen Gegend, und die Nachbarn dort, wenn man Leute, die zehn und zwanzig englische Meilen aus einander wohnen überhaupt Nachbarn nennen kann, bewunderten die Ausdauer des Fremden, dessen geheime, aber mächtige Triebfeder sie nicht kannten, und halfen ihm, wo sie nur konnten, bei seiner ersten Einrichtung in der „range.“ Uelsicht dagegen versäumte nichts, seinen Namen unter ihnen populär und bekannt zu machen, da ja derselbe, wie er recht gut wußte, mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Er schrieb an alle bald um dies, bald um das, wobei er die Briefe großentheils selber befördern mußte, und suchte ihnen bei jeder Zusammenkunft die Aussprache des unglücklichen Namens so geläufig als möglich zu machen.

Solcher Art säete er seinen Namen in die Wildniß, begoß ihn mit Whiskey, wo er nur irgend Gelegenheit dazu bekam, da eine freigebige Hand in dieser Hinsicht in den westlichen Staaten manches durchsetzt, und kam endlich, als er die Sache lange und reiflich genug überdacht glaubte, mit dem offenen Vorschlag heraus,

der „Fork,“ die nun doch einmal nicht immer nur fork genannt werden konnte, seinen Namen zu geben und das kleine klare Bergwasser Uelsichts-Creek zu nennen.

Und warum nicht? — Kein Mensch hatte etwas dagegen; es war eigentlich eine Sache die sich von selbst verstand, daß der Creek den Namen des ersten Ansiedlers bekam, ja den „Nachbarn“ sogar selbst bequem, eine genauere Benennung für den Platz auf so leichte Weise zu finden. Wer dort wohnte, nahm doch das eigentliche und in der That alleinige Interesse in Anspruch, und wie anders hätte das Wasser heißen sollen, wenn nicht nach ihm, der demselben durch seine Ansiedlung erst Bedeutung verliehen?

Uelsicht schien in der That den Gipfel seiner Wünsche, das Ziel erreicht zu haben, dem er ein Lebensalter hindurch unverdrossen und beharrlich nachgestrebt. Uelsichts Creek! — Wenn er einmal lange unter den grünen Eichen moderte, die er sich schon zu einem besonderen Begräbnißplatz ausersehen, wenn blühende Städte und Dörfer diese Thäler belebten, und Dampfkessen zahlreicher Fabriken ihre schwarzen Zeichen an den blauen Himmel warfen, war sein Andenken zwischen den Tausenden nicht erloschen; sein Name bestand fort, und die Chronik die-

ses Distrikts nannte ihn einst als leitenden Stern und segnete sein Andenken. Uelsicht war jedenfalls unsterblich geworden.

Sein Name selber machte ihm da einen bösen Strich durch die Rechnung; der Creek bekam denselben allerdings, das verstand sich von selbst, aber Uelsicht hatte keine Ahnung, daß seine Nachbarn ihn selber um dem fatalen ü und ch zu entgehen, zu dem sie ihre Zungen nun einmal nicht gewöhnen konnten, kurzweg the dutchman nannten. Ueberdies war er der einzige Deutsche in der ganzen range, wie in den westlichen Wäldern ein bestimmter Jagd- oder Weidedistrikt genannt wird, und eine Verwechslung nicht möglich. Der Creek theilte natürlich dasselbe Schicksal; es fiel keinem der dortigen amerikanischen Ansiedler ein, ihre Zungen mit dem hartnäckigen Uelsicht „abzubrechen," wie sie's nannten, und „the dutchmann's creek" hieß der Platz, wo sich der Deutsche angesiedelt, schon nach den ersten acht Tagen.

Das erste Bewußtsein aller zertrümmerten Hoffnungen dämmerte dem ehrgeizigen Ansiedler auf, als er eben einen Brief an einen Jugendfreund nach Deutschland beendet, und darin den Frieden und die stille Ruhe seines Gemüthes ausgesprochen hatte, ohne einen eigentlichen Grund dafür anzugeben. Es

läßt sich denken, daß „Uelsichts Creek,“ wenn auch nur nebenbei, darin erwähnt wurde.

Während er im Siegeln begriffen war, kam ein junger Bursche aus irgend einer benachbarten Range auf seinem Pony, die Büchse quer über den Sattelknopf, an seine Fenz geritten und rief nach Sitte der Backwoods das Haus an:

„Hallo the house!“

Uelsicht trat in die Thüre, sah den Fremden und rief ihm sein gastliches

„Hallo Fremder — steigt ab und kommt herein!“ entgegen.

„I say,“ rief aber dieser zurück, ohne der Einladung gleich Folge zu leisten, — „ist dies der Platz, den sie in der Ansiedlung dutchman's creek nennen?“

„Dutchman's creek?“ rief Uelsicht zurück, und ein eigenes fatales Gefühl zuckte ihm durch das Herz, ohne daß er eigentlich noch recht wußte, weßhalb, „nein — dies ist Uelsichts Creek!“

„Creek was?“ sagte der Amerikaner.

„Uelsicht.“

„Wie buchstabirt Ihr das?“

„U, e, l, s, i, c, h, t.“

„No — das ist's nicht — Dutchman's creek soll der Platz heißen — wo ist squirrel hollow?“

„Etwa eine Meile weiter oben.“

„Ahem — und die pine ridge?“

„Gleich hier unterhalb.“

„Damn it, dann bin ich doch recht,“ sagte der Amerikaner, — „so ist's mir beschrieben, und das Dings da, was Ihr vorhin nanntet, Ulsik oder Ilsiks, wie war's? — ist wohl Euer Name?“

„Uelsicht,“ sagte der Deutsche tief aufseufzend.

„Well, Ihr seid der Mann!“ rief aber der Fremde jetzt, vom Pferd springend, das er an einen jungen Baum mit dem Zügel befestigte. Er war herübergekommen, dem Deutschen Kühe zu verkaufen, und Uelsicht konnte nach kurzer Unterredung mit dem jungen Burschen nicht länger im Zweifel bleiben, daß sein Platz wirklich von den bornirten Nachbarn, die nicht einmal im Stande waren, ein fremdes Wort auszusprechen und zu behalten, mit dem unseligen Beinamen „Dutchman's Creek“ belegt und verdammt war.

Noch an demselben Abend ritt er in die Ansiedlung, protestirte gegen die Benennung und brachte sämmtliche geographische Beweise, daß das Land der

Dutch ein ganz anderes und keineswegs sein Vaterland sei. — Umsonst. Die Leute lachten und drehten die Landkarte, die er ihnen mitgebracht, nach allen Seiten herum, konnten aber keine Form hineinbringen und versicherten ihn allerdigs, Dutchman's Creek solle von jetzt an einzig und allein seinen Namen bekommen — aber es war zu spät. Dutchman's Creek blieb es und heißt in der That so, bis auf den heutigen Tag, und Uelsicht verkaufte, als er sich endlich nicht mehr verhehlen konnte, daß all seine Anstrengungen, all seine Opfer umsonst gewesen, seine wenigen Habseligkeiten um einen Spottpreis an seine „Nachbarn" und zog in den Wald, in dem wilden, abenteuerlichen Leben desselben seine herben Enttäuschungen zu vergessen.

Dort sah ich ihn wieder, den ich früher in Cincinnati hatte kennen lernen; aber er zog sich von jedem noch so seltenen Umgang zurück, kränkelte, verschmähte selbst dann jede nachbarliche Hülfe, und starb endlich in den ungesunden Mississippisümpfen in seiner Hütte, wo ihn ein anderer Jäger fand und unter einem stattlichen Sassafrasbaume begrub.

Seinen Namen hatte der aber wahrscheinlich nie gehört, denn in jener Gegend war er nur unter seinem Vornamen Georg bekannt, und die kleine

Lichtung, auf der früher seine jetzt zerfallene und von einem Waldbrand zerstörte Hütte stand und sein Grab lag, wurde später, als ich den Platz wieder besuchte — wunderliches Verhängniß! — „the dutchman's grave“ genannt.

Die einigen Deutschen im Ausland.

Wir leben in einer wunderlichen Zeit, und während neue Erfindungen und Entdeckungen anfangen alle früheren Systeme über den Haufen zu werfen, und der Zopf sich nur noch mit Gewalt auf seiner alten Stelle hartnäckig und steif behauptet, wo er früher wohlgefällig und unangefochten unter der Perrücke hing, miniren Wissenschaft und Noth von verschiedenen Seiten, aber mit gleich gewaltiger Kraft das Bestehende und bahnen sich neue Wege und Pfade.

Wissenschaft und Noth, die einem gemeinschaftlichen Geschlecht angehören (denn die Noth ist die Mutter der Erfindung), arbeiten sich deßhalb auch auf dieser unserer wunderlichen Welt treu und unermüdlich in die Hände, und wo Maschinen des Menschen Arm und Kraft entbehrlich machen, trägt das kunstvoll gebaute Schiff die Dürftigen weit und sicher

über rollende Wogen einer neuen, noch frischen und der Arbeit bedürftigen Heimath entgegen, und der abgeleitete Strom sucht und weiß dadurch das alte Gleichgewicht wieder herzustellen.

Die Leute wanderten nun freilich auch schon in ältester Zeit aus, wenn auch nicht gerade, wie jetzt, aus dringender Noth, und eigentlich nur, um ihren wachsenden Heerden mehr Raum und Weide zu gönnen. Aber jene Völkerwanderungen hatten außerdem einen ganz andern Charakter; denn wenn sie auch ganze Stämme aus einem Land in das andere führten, nahmen diese doch mit ihren Heerden fast stets die alten Gebräuche mit, und paßten diese meist nur erst nach langen Jahren, langsam und allmälig dem Klima und den übrigen Verhältnissen des neuen Bodens an. Heute geschieht die Auswanderung in ganz anderer Art, und an Bord des Schiffes wird der Wanderer, der sich sonst nur in kurzen, zögernden Tagemärschen von seiner Heimath entfernte, mit Einem gewaltigen Schlag den alten Verhältnissen entrissen, eine Zeit lang, wie in einem wüsten Traum, durch die tollen, wunderlichen Scenen des Schiffslebens geführt, die mit nichts Aehnlichkeit haben, was er bis dahin gesehen, und an die er also auch gar keine Vergleiche, keine Erinnerungen knüpfen

kann, und dann nach Nord oder Süd in eine fremde Welt, durch das Weltmeer von seinem Vaterland getrennt, hinübergeworfen. Die natürlichste Vermuthung nun wäre, daß er in der neuen Welt auch ein neuer Mensch werden und ganz aus sich herausgehen müsse, daß Klima und Sitten des fremden Volkes auf seinen eigenen individuellen Charakter gewaltig einwirken und ihn zwingen werden, wenigstens seinen äußern Menschen der ganzen Umgebung augenblicklich anzupassen und mit dem übrigen, wenn auch etwas langsamer doch sicher nachzufolgen.

Dem ist aber keineswegs so; fast alle Nationen, sie mögen kommen woher, gehen wohin sie wollen, behalten, auch nach dem längsten Aufenthalt im fremden Land, den Stempel des Vaterlandes unverkennbar aufgedrückt, und nur der Franzose allein von allen übrigen macht im Allgemeinen eine Ausnahme, denn nur er scheint sich in das ihn umgebende Neue rasch und geschmeidig hineinzufinden, und weichem Wachse gleich die nächsten Eindrücke in sich aufzunehmen. Die Beweise dazu habe ich in allen Ländern gefunden, die ich bis jetzt betreten, und der gerade Gegensatz von ihm ist auch in dieser Hinsicht der alte Feind seiner Nation, der Engländer, der auch sein Feind bleiben wird, sie mögen Comödie spielen so viel sie wollen.

Während der Franzose vor allen Dingen die Sprache des Volkes lernt, unter dem er lebt, auf seine Vergnügungen eingeht und oft eben so schnell seine Sitten und Gewohnheiten, selbst mit den Eigenthümlichkeiten der Tracht annimmt, bewegt sich der Engländer schroff und starr in der einmal gewohnten Bahn, mag ihn diese nun unter das Eis des Nordpols oder unter die Strahlen der Aequatorsonne geführt haben. Es fällt ihm dabei gar nicht ein, die Sprache des fremden Volkes zu lernen, eben so wenig wie es einer der Söhne Albions unter Tausenden, die den Continent besuchen, der Mühe werth hielt, etwas von der Sprache jener Gegenden sich anzueignen, die er mit dem Reisehandbuch in der Hand kalt und nur neugierig durchstreift. Mit der Sprache behalten sie Tracht und Sitten bei, und wäre auch ein Engländer dreißig Jahre in einem fremden Land, der Schnitt seines Bartes wie seines Rocks wird ihn stets verrathen, noch ehe er den Mund geöffnet hat.

Gleich starrsinnig, ja in der Sprache fast noch mehr ist der Spanier, und wo Engländer und Spanier zusammenkommen, sieht sich sogar der erstere endlich genöthigt nachzugeben, will er eine Geschäftsverbindung mit dem heißblütigen und doch phlegmatischen Romanen unterhalten und natürlich will er. Gelenker

als der eigentliche Engländer sich der Ire und der Schotte, und noch geschmeidiger der schlaue Chinese, der daheim die Lampen vor seinem Götzenbild ruhig brennen läßt, während er draußen nicht selten selbst den Zopf opfert, um seinem viel heiliger gehaltenen Gott, dem Mammon zu dienen.

Doch auf all die verschiedenen Nationen und ihre Eigenthümlichkeiten in fremden Welttheilen einzugehen, würde, wenn auch nicht gerade Bände, doch jedenfalls weit mehr Raum erfordern, als dieser kleinen Skizze verstattet ist, und ich will mich deßhalb hier nur mit den, dem deutschen Leser jedenfalls interessantesten Landsleuten begnügen, von denen ich im Stande bin, ihm ein klein wenig fast aus jedem Winkel der Erde zu erzählen.

In Masse treten uns die „Deutschen im Ausland" schon hier im Vaterland vor Augen, als „Auswanderer", wie sie in Schaaren durch fremde Städte, ihnen selbst in der Heimath ein fremde Welt, hindurch ziehen und staunend die wunderlichen Häuser, Läden und Trachten beschauen, von denen sie früher keine Ahnung gehabt, und die, so sehr sie ihnen gefallen, doch wieder fremd und bedrückend auf sie wirken. Die Frauen schleppen dabei Kinder und Bündel, die Männer häufig eine alte Flinte auf dem Rücken

— das Wild soll ja da draußen nur so herumlaufen, und muß geschossen werden — und in Kälte und Nässe, oder in Staub und Sonnenbrand verfolgen sie ihren mühseligen Weg dem fernen, fernen unbekannten Ziel entgegen. Mit kleinen Handkarren sehen wir sie so die Straße entlang ziehen, oder eingepfercht wie das liebe Vieh auf den offenen Bahnkasten vierter Klasse, dem Aschen- und Funkenregen der Lokomotive preisgegeben, nur die Kinder schützen vor dem scharfen Luftzug und theilnahmlos, oft schaudernd hinaus starren in das fremde, herzlose Treiben um sie her. — Wer von uns erinnert sich nicht der bleichen Gruppen in den fremdartigen Trachten mit dem fremdartigeren Dialekt? wer von uns hat nicht leise vor sich hingeseufzt, wenn er die Schaaren sah, die also in Noth und Elend das Letzte opferten, was sie bis dahin ihr eigen genannt — die Gräber ihrer Lieben und den heimischen Himmel, — um in einer fernen Welt ein neues Vaterland zu suchen? Und wie viel trauriger, wie viel trostloser steht der Auswanderer nicht erst an fremder Küste, wenn er das bis dahin so heiß ersehnte Land zuerst betreten, und den Zauber in Nebel zerfließen sieht, den seine eigene Phantasie bis dahin darüber ausgespannt gehalten!

So lange der Auswanderer noch auf der Reise

ist, erträgt er gern alle Mühseligkeiten und Beschwerden: er weiß es einmal nicht anders, und die Hoffnung, mit dem ersehnten Land nicht allein das Ziel seiner Wünsche, sondern auch das Ende alles dieses Leids erreicht zu haben, läßt ihn, was ihm begegnet, mit leichtem, fröhlichem Muthe hinnehmen. Diese freudige Hoffnung gibt ihm dabei nicht selten eine ihm sonst vollkommen fremde Elasticität des Geistes, eine frohe und entschlossene Zuversicht, die ihn selbst gegen künftige Gefahren gleichgültig macht. „Nur ertragen, nur ertragen!“ murmelt er leise vor sich hin; „in Amerika hat alles ein Ende, und das hier gehört noch mit zu dem deutschen Jammer und Leid, das du daheim geduldet.“ — „Sei ruhig, Herz, wir sind nun bald in Amerika!“ beschwichtigt auch die Mutter das jammernde Kind, und selbst den letzten Thaler sehen die Leute oft mit vollkommener Seelenruhe für die Ueberfahrt aufgehen, wissen sie doch, daß von dem Augenblick an der Capitän für sie zu sorgen hat, bis sie amerikanischen Boden erreichen — und dann ist alles gut.

So, die Brust mit Hoffnung gefüllt, wenn auch nur Lumpen den Körper decken, erreichen sie die fremde Küste. Die alte Kleinmüthigkeit haben sie unterwegs vollends ganz verloren, und sie singen und tanzen und

schimpfen über die Provisionen, die ihnen der Capitän nicht gut genug liefern kann. Es sind glückliche Menschen, bis sie den Boden der neuen Welt betreten, bis sie das so heiß ersehnte Ziel erreicht haben, und wer sie dort dann auf ihren Kisten sitzen sieht, das bleiche Gesicht in die Hand gestützt, das Auge stier auf den Boden geheftet, wer dann die Weiber sieht, wie sie krampfhaft ihre Kinder an sich pressen und scheu und ängstlich das fremde Treiben betrachten, das um sie wogt und drängt und in dem sie glauben untergehen zu müssen, dem hebt sich die Brust recht schwer in Mitgefühl und Schmerz, denn mit zerschmetterten Hoffnungen sitzen die Armen am fremden Strand, und Angst und Reue nagen an der Seele.

Und wieder haben sie Unrecht, wieder fallen sie in den nemlichen Fehler, der sie das Land der Verheißung mit so lockenden Farben malen ließ. Daß dieser thörichte Wahn, dem sie selber nicht einmal Form und Gestalt zu geben vermochten in ihren Träumen, nicht wahr geworden ist, weil sie beim ersten Ansprung ein Land gefunden, das sich — zu ihrem Entsetzen müssen sie es gestehen — fast in gar nichts vom verlassenen unterscheidet, weßhalb sie auch nicht einsehen können, wie sich ihr Schicksal hier verbessern soll, das schleudert mit demselben Wurf, mit dem es

ihre Kartenhäuser und Luftschlösser über einander stürzt, auch ihre Hoffnung, ihr Vertrauen zu Boden, und muthlose Verzweiflung deckt plötzlich ihren düstern Schleier über all ihre Träume und Plane. — Dieser Eindruck wird allerdings nicht so rasch wieder aufgehoben als der erste, aber er schleift sich doch nach und nach ab; der Auswanderer — und ich spreche natürlich hier nur von der ärmsten Klasse, also von der unendlichen Mehrzahl unserer Landsleute — lernt endlich einsehen, daß Amerika, oder welcher andere Welttheil immer, keineswegs ein Land der gebratenen Tauben, sondern der Arbeit sei, und je näher er mit den innern Verhältnissen desselben nach und nach bekannt wird, desto mehr lernt er sie lieb gewinnen, und am Ende ist das ängstliche, niedergedrückte Wesen ganz verschwunden, das er nach dem ersten Schreck nur langsam und allmälig abschütteln konnte. — Der Mensch thaut auf und damit erwachen denn auch wieder seine guten oder bösen Eigenschaften, die sich bis dahin nicht hinauswagten an das Licht des fremden Tages.

Merkwürdig ist dabei nur wie treu der Deutsche auch im fernsten Winkel der Erde gerade den Hauptzug seines Charakters, den er am ersten von sich schleudern sollte, beibehält und hegt und pflegt und wahrt

— seine Uneinigkeit, die das Vaterland in ein Geduldspiel verwandelt hat und deren Fluch er mit sich trägt bis an die äußersten Grenzen der Civilisation und darüber hinaus. — So interessant dies nun für den Psychologen sein mag, so schmerzlich ist es für den, der es redlich mit seinen Landsleuten meint, aber er kann es weder ableugnen noch beschönigen, und die Sache mag deßhalb geschildert werden, wie sie nun eben leider ist.

Nach Nordamerika hinüber strömen die Deutschen vor allen andern Ländern, schon der kürzern Entfernung wie des ähnlichen Klimas wegen, in ganzen Massen, und sondern sich zum Theil schon in Deutschland, zum Theil auf dem Schiff in bestimmte Gesellschaften, um eben wieder, sobald sie sich ordentlich constituirt haben, in Haß und Feindschaft auseinander zu gehen. — Von all den unzähligen Vereinen und Gesellschaften, die von auswandernden Deutschen zum Zweck gegründet werden, durch feste Vereinigung und gemeinschaftliche Arbeit ein leichteres Fortkommen im fremden Land zu finden, besteht auch nicht Einer fort, er müßte denn durch orthodox fanatischen Zwang zusammengehalten werden; selbst sorgfältig abgefaßte Contrakte zwischen zwei Parteien werden nur in äußerst seltenen Fällen von den Contrahenten aufrecht gehalten.

Wie Deutsche haben aber auch besonderes historisches Unglück. Wir sind nicht allein Nord- und Süddeusche, wir sind auch Hoch- und Plattdeutsche, wir sind Sigmaringer und Sondershauser, Preußen und Württemberger 2c. 2c., und wir sind außerdem noch Katholiken oder Protestanten oder Deutschkatholiken, und wiederum Reformirte oder Lutheraner, und dann noch zu allem Leid Republikaner und Aristokraten — und letzterer Unterschied bleibt nicht etwa in der alten Heimath zurück, denn der Gebildete wird in der neuen Republik nur zu leicht zu letzterem gestempelt. Wie läßt sich da erwarten, daß aus so verschiedenen Elementen irgend ein festes Ganzes werden könnte?

Gebildete und Ungebildete, mögen sie im freiesten, ungebundensten Lande leben, können nun einmal keine gemeinsame Familie bilden und werden deßhalb nie gesellschaftlich zufrieden mit einander existiren können. Etwas der Art bleibt daher bei jeder Nation unausführbar, es ist aber ganz unmöglich bei den Deutschen, wo der Arme nicht allein in staatlichem Zwang und Unmündigkeit gehalten, sondern auch von Kindesbeinen auf von jedem, der sich nur ein klein wenig besser dünkt als er, gedemüthigt und niedergehalten wurde. Die bösen Folgen dieses Systems zeigen sich, so bald der Ungebildete in ein anderes, in ein freieres Land

kommt, wo er die Bedeutung des Worts fühlen lernt: „Du stehst hier allen gleich." Anstatt sich dadurch gehoben zu fühlen, bläht es ihn nur auf, und weil er fühlt, wie weit er, trotz dem hier ihm zustehenden Recht, dennoch hinter Tausenden zurück bleibt, wird er grob statt ungezwungen; er erzwingt übermüthig etwas, das hier kein Vorrecht, sondern eine allgemeine Eigenschaft ist, und ist dabei ängstlich besorgt, jeden Augenblick es auch klar und deutlich zur Schau zu tragen, wie genau er weiß, daß er hier eben so viel gilt als andere.

Mit den Kleidern ist es dabei wie mit den Sitten. Deutsche Dienstmädchen, z. B., wenn sie nur wenige Monate in Amerika sind, hören von andern, schon mehr eingebürgerten, welche Rechte ihnen im freien Lande zustehen, und der Hoffahrtsteufel fährt ihnen wie mit einem Zauberschlag in die Stirn. Sie stülpen sich einen Federhut auf und quälen ihre der Arbeit gewohnten Hände in enge Glacéhandschuhe; aber ihr Wesen paßt so wenig in die fremde Gesellschaft wie ihre Hände in das enge Leder, und jeder sieht auf den ersten Blick die Unnatur.

Zieht sich nun der Gebildete vom Ungebildeten zurück, und er kann sich auf die Länge nicht wohl in seiner steten Gesellschaft fühlen, mag er ihn auch noch

so sehr achten, oder fühlt letzterer das Uebergewicht des andern, unter dem es ihm nicht wohl und behaglich ist, so schreibt er nicht selber und seiner Erziehung die Schuld zu, sondern er schimpft auf den Hochmuth des Aristokraten und der erste Bruch ist fertig.

Außerdem liegt uns aber auch noch das alte Zunft- und Vorrechtswesen zu sehr in den Knochen, als daß es der Deutsche so mit einem mal von sich abschütteln könnte und möchte; ja er hegt und nährt es selbst Jahrzehnte hindurch wie sein zweites Ich. — Wir brauchen freilich nicht nach Amerika zu gehen, um Beispiele für den oft lächerlichen Kastengeist zu finden. Als 1848 der Schrei nach Freiheit und Einheit durch Deutschland zuckte, verlangte das Volk Bewaffnung, und auch die Bauern traten zusammen, um Compagnien zu bilden. Man sollte nun denken, daß wenigstens in jenen Monaten, wenn auch nur auf kurze Zeit, ein anderer Geist in die Köpfe gefahren wäre, aber Gott bewahre! im Altenburgischen z. B. wollten die „vierspännigen" Bauern mit den „zweispännigen" nicht in einer Compagnie stehen. Diesen Zunftgeist bewahren sich die Deutschen unter allen Zonen, und in Chile wie in Australien, an der Ost- und Westgrenze des stillen Meers, scheiterten zwei projektirte

deutsche Lesegesellschaften an einer und derselben Ursache, daß die Kaufleute die Handwerker nicht darin haben wollten.

Wie der Jubelruf des Rausches von 1848 auch nach dem stillen Meer hinüber drang, zog der in Valparaiso gebildete deutsche Club, der ausschließlich aus der deutschen Kaufmannschaft bestand, mit der schwarzrothgoldenen Fahne durch die Stadt, und die deutschen Handwerker warfen ihren deutschen Brüdern Abends zur Feier der deutschen Einheit die Fenster ein.

Dem äußern Anschein nach kommt es uns im Anfang allerdings so vor, als ob jene kleinlichen Unterscheidungszeichen in dem großartigeren Leben einer fremden Welt verschwunden oder wenigstens verwischt wären, denn wir nennen dort einander wenigstens Deutsche und vermeiden es, uns in Preußen, Oesterreicher und Deutsche einzutheilen; aber es scheint das auch wirklich nur so, und außer dem Namen hat der Deutsche nicht gern etwas gemein mit dem Landsmann, ja zur Schande seiner Landsleute und zu seiner eigenen schämt er sich wohl gar noch seiner Abstammung. — Wenn er das nur mit Bewußtsein thäte, könnte man nicht viel dagegen sagen, aber es ist allein die ekle, dünkelhafte Idee, die ihn schon in Deutschland hinter seinem Ladentisch plagte,

wo er kein deutsches Fabrikat anerkannte, das nicht einen fremden Namen trug und für „importirt“ galt: die Idee, jetzt selbst für fremd zu gelten in den Augen seiner Landsleute. Daß ihn der Amerikaner deßhalb verachtet, kümmert ihn leider Gottes wenig: er radebrecht ein nichtswürdiges Englisch oder Spanisch, wo er sich nun gerade befindet, nimmt kein deutsches Buch mehr in die Hand und vergißt, wie Ja und Nein in der Muttersprache heißen.

In Nordamerika giebt es derlei Subjekte am meisten, und es kann kein Trost für uns darin liegen, daß es fast nur Leute der untern Klassen sind, die sich auf eine oder die andere Art ein paar tausend Dollars verdient haben. Es sind nun einmal Deutsche, und der Keim lag in ihnen, schon als sie das neue fremde Land betraten. Und die Ursache solcher Verleugnung ihrer Nationalität? — Lieber Leser, die Leute sind eigentlich unschuldig daran. Hörten wir nicht in Deutschland von Jugend auf, daß wir gar keine Nation sind, hätten wir wenigstens einen wirklichen deutschen Bund, daß wir uns erst einmal selber achten könnten, um sofort auch andere Völker zu zwingen uns zu achten, dann fiele der Uebelstand vielleicht von selber weg. So aber streuen wir unsere Landsleute wie Spreu nach allen Winden hinaus, und

anstatt unsere Nation zu repräsentiren, repräsentiren sie nur unsere Schwachheiten.

Am meisten vereinigt sind die verschiedenen Nationalitäten, und mit ihnen auch die deutsche, in den Goldländern. Oben in den Minen sitzen sie, ohne alle Rücksicht auf Rang und Stand, eng beisammen, und zwischen den verschiedenen kleinen Gesellschaften besteht ein vollkommener, durch die Arbeit selbst natürlich bedingter Communismus, der schon an sich jede Bevorzugung ausschließt. Man findet dort wirklich die wunderlichsten Zeltgenossenschaften, die man sich nur denken kann, und manchmal scheint es, als ob sich das Schicksal in einer verzeihlichen Neckerei den Spaß gemacht hätte, gerade das Heterogenste, das ihm das Menschengeschlecht bot, unter einer Leinwand zusammenzuwürfeln. Vornehm und niedrig geborene, Gebildete und Ungebildete, Künstler und Holzhacker wiegen ihr Gold auf einer Wage, trinken aus einer Kanne ihren Kaffee und tragen, einer dem andern abwechselnd die Erde zu, die der andere auswäscht, das edle Metall daraus zu gewinnen.

Einzelne Originale dieser Gesellschaft zu besprechen, ist hier nicht der Raum, aber aus aller Herren Ländern scheint der liebe Herrgott seine wunderlichsten

Kostgänger hier versammelt zu haben, und der Holsteiner neben dem Böhmen, der Elsässer neben dem Posener schaukeln ihre Maschinen und schütteln ihre Pfannen nach Herzenslust und in Friede und Freundschaft. — Das Minenleben ist aber immer nur ein Ausnahmezustand, gerade wie das Schiffsleben, und die Leute hausen da oben, so freiwillig das Ganze auch aussieht, doch gewissermaßen nur gezwungen friedlich bei einander. Haben sie sich etwas verdient, oder häufig auch wenn sie nichts finden können, ändert sich das bald: sie ziehen wieder nach San Francisco oder in die andern größeren Städte zurück, und als ob die Luft da unten einen lösenden Einfluß ausübte, so stieben die Leute aus einander und sind auf einmal wieder — richtige Deutsche geworden.

In Australien herrschten ähnliche Verhältnisse, und vor der Goldentdeckung in Tasmanien lebten die paar Deutschen, in Sidney z. B., wie Hund und Katze mit einander, während die im Adelaidedistrikte gebildeten Vereine und Gemeinschaften sich eben nur durch den strengsten religiösen Zwang aufrecht erhielten. Die verschiedenen Gemeinden der Altlutheraner grünten und blühten; sie wurden durch die mächtige Hand ihrer Pastoren zusammengehalten, nach außen zu und auch gegen einander setzen sie sich aber auf die

Hinterbeine, und es war nichts so schlecht und häß-
lich, das sie nicht einander nachsagen mochten.

An verschiedenen Stellen hatten brave Deutsche
zugleich versucht, wirklich deutsche Dörfer und Nieder-
lassungen zu gründen, aber selten mit nur einigem
Erfolg, und nur z. B. in „Angas-Park," wo ein Eng-
länder an Deutsche ganze Sectionen verpachtet und
jeder auf seinem eigenen Land sein Haus stehen hatte,
also mit dem Nachbar, wenn er nicht wollte, in keine
Berührung kam, lebten sie in Frieden mit einander
und verklagten sich nur, wenn einem vielleicht einmal
des Nachbars Kuh in die Fenz brach, oder über den
Weg lief, „denn Recht muß doch Recht bleiben."

In Südamerika schwimmen sie mehr einzeln im
spanischen Element herum, und wie das bei Geschwi-
stern der Fall ist, die sich auch oft unendlich lieb haben,
aber doch auf einander einhacken und sich das Leben
verbittern sobald sie bei einander sind, so sehnt sich
der Deutsche dort nach Landsleuten — bis er eben
Landsleute hinbekommt, und dann spielt er Geschwister
mit ihnen.

Australien ist übrigens der Probirstein des deut-
schen Charakters geworden. Durch die Vereinigten
Staaten herrscht in den bis jetzt civilisirteren Ländern
der Ackerbau viel zu sehr vor, um dem Einwanderer

die Wahl zu lassen, was er treiben will, Ackerbau oder Viehzucht, während in Australien nur die letztere möglichen Vortheil und Aussicht auf raschen Gewinn bietet, und dem Ackerbau des theuern Landes and des beschränkten Raumes wegen alle nur erdenklichen Schwierigkeiten im Wege stehen. Dennoch hat sich der Deutsche dort ausschließlich auf den Ackerbau geworfen. Vielleicht waren es im Anfang gerade die glänzenden Berichte von den gedeihenden Heerden, die ihn hinüberlockten zu den Antipoden, und so macht er vielleicht gegen seine Neigung den Versuch, Schaf- oder Rinderzucht zu beginnen. Er kehrte aber, ohne eine einzige, wenigstens mir bekannte Ausnahme, stets wieder zum Ackerbau zurück, in dem er es denn auch, weit eher als der Engländer, durch seine Ausdauer und wahrhaft deutsche Geduld fast immer zu etwas bringt. — Für diese Behauptung kenne ich eine Masse Beispiele. Der Deutsche bleibt nur durch die Verhältnisse gezwungen Schäfer für einen andern Herrn, und sehnt sich immer wieder zu einer ruhigeren Beschäftigung zurück.

Der Grund davon ist aber so ziemlich allein die Art und Weise, wie hier die Viehzucht getrieben wird, denn sie stimmt nicht mit dem deutschen Charakter zusammen. Der Engländer reitet von Jugend auf,

und fast alle seine Nationalvergnügungen, sobald sie das feste Land betreffen, drehen sich um den Sattel. Das kommt ihm bei der Viehzucht in einem noch wilden Lande nicht allein sehr zu statten, es wird selbst zum nothwendigen Erforderniß, und während so der Engländer in der Erfüllung seines Berufs seinem Vergnügen nachgeht und eine Leidenschaft befriedigt, müßte sich der Deutsche erst in eine ihm sehr ungewohnte und unbequeme Lebensart hinein finden und unterläßt es daher lieber ganz. Dafür ist der Deutsche beim Ackerbau zu Haus, und die sorgsame Behandlung des Bodens, die Pflege seines Viehs, der wirksame Fleiß der Hausfrau daheim, die ihn bei jeder Arbeit unterstützt, läßt ihn bald sein kleines Stück Feld zum Doppelten verwerthen, was ein anderer daraus erzielen würde.

Daß diese Sorgsamkeit, ja Kleinlichkeit in jedem, auch ausartet, und die Wurzeln nach Seiten hinaustreibt, wo es eben nicht nöthig wäre, läßt sich nicht ändern und vermeiden; es ist das ein kleines Uebel, wo es das größere Gute gilt. So läßt der Deutsche, wenn er auswandert — und das ist gleichfalls ein charakteristisches Zeichen seiner Abkunft — nicht gerne auch nur den Nagel in der Wand zurück. „Man weiß nicht, wozu man es noch einmal brauchen kann,“

sagt er, und schleppt so eine Masse Plunder mit in der Welt herum, der ihm zuletzt dreimal mehr an Fracht und Aerger kostet, als er werth ist, und dabei dauert ihn noch der Stiefelknecht, den er vielleicht zurückgelassen. Daher kommt es denn, daß man nicht selten in fremden Welttheilen deutsche Bauernstuben findet, an denen man nur bewundert, daß sie so vortrefflich aus einander genommen und verpackt werden konnten, so genau haben sie, bis in das Kleinste, Unbedeutendste hinein, ihre Eigenthümlichkeit bewahrt und nicht einmal den Geruch verloren.

Der Deutsche ist dabei in allen fremden Colonien von den Regierungen, selten so sehr vom Volke selber, gern gesehen und willkommen geheißen, denn überall (nur nicht überall im eigenen Vaterland) gibt man ihm das Zeugniß, daß er „ein guter Staatsbürger" sei. Es ist das aber eigentlich keine Schmeichelei, sondern, wenn man der Sache ein wenig mehr auf den Grund geht, eine schmähliche Grobheit, und darum nicht weniger grob, weil es zufällig wahr ist. Der Deutsche gilt überall im Ausland als ein vortrefflicher Staatsbürger, weil er sich um weiter nichts kümmert als um seinen Acker, und vor der Politik, gleichviel ob er sich in Deutschland selber damit befaßt hat oder nicht, eine ordentliche, ich kann wohl sagen

angeborene Scheu hat. So ersprießlich das nun auch für sein leibliches Wohl scheint, und so große Fortschritte er dabei in der Kultur des Bodens macht, so traurig sieht es mit seiner geistigen Kultur aus, und er wird nicht allein, sondern er bleibt eine künstlich hergerichtete Maschine, die, bei der Geburt aufgezogen, bis zum Sterbetage in Bewegung bleibt und dahin ihre Kräfte lenkt, wohin der, der sich der Leitung derselben bemächtigt hat, sie eben lenken will.

„Muß ich denn wählen?“ fragte ein Deutscher in Australien, als er die vom Magistrat ausgestellte Einladung zur Wahl einzelner Mitglieder in die gesetzgebende Versammlung erhielt, und die Sache betraf seine wichtigsten Interessen und er repräsentirte seinen Stamm.

Die Deutschen machen es sich auch gewöhnlich nur selber weiß daß sie Republikaner werden, wenn sie nach den nordamerikanischen Freistaaten gehen. Aber das Leben in einer Republik macht uns noch nicht zu Republikanern, und niemand ist ungeschickter für die Ausübung der dadurch übernommenen Pflichten als wir Deutschen und vielleicht noch die Irländer. Ich rede natürlich hier nur von der Masse des Volks. Ich bin aber weit davon entfernt, das den

Auswanderern etwa zum Vorwurf zu machen; wo hätten sie es lernen sollen?

Es wäre ein schmerzlicher Zeitvertreib, das politische Leben der Deutschen im Ausland zu zergliedern; aber höchst humoristischen Stoff bietet dafür das bürgerliche derselben, das in seinen wunderlichen Metamorphosen manchmal alles, was wir bis dahin für möglich und ausführbar gehalten, auf den Kopf zu stellen scheint.

So gut fast alle Pflanzen bei verständiger Pflege in fremden Welttheilen fortkommen, so schlecht gedeihen die Stammbäume, wenn sie auf solch wildes Erdreich gepfropft werden, und einzig und allein durch goldene Stützen können sie aufrecht erhalten werden. Der Auswanderer läßt mit dem Vaterland auch den Besitz aller Vorrechte zurück, zu dem ihn die Geburt in Europa berechtigen mag. Verliert er nun auf eine oder die andere Weise sein Geld, und die gerade am meisten bevorzugt Gewesenen sind dem am meisten ausgesetzt, so finden sie sich plötzlich in das hineingeworfen, was sie früher „die Hefe der Bevölkerung" nannten, und müssen schwimmen oder untergehen. Man braucht nicht nach Californien zu gehen, um alle Schichten der Gesellschaft oft um einen einzigen Kessel herum vertreten zu finden; Amerika wie Australien

liefern dazu die Beispiele zu Tausenden. Die Nachkommen unserer stolzesten Geschlechter — es wird unnöthig sein, Namen anzuführen — liegen dort nicht selten den harmlosesten Beschäftigungen ob und haben sehr häufig Degen und Orden mit Besen oder Schaufel und vielleicht einer Nummer vertauscht.

Eine eigenthümliche Thatsache bleibt es dabei, daß sich die verarmte gebildete Klasse — mit nur sehr wenigen Ausnahmen — zur Handarbeit wendet, mögen die Hände früher auch noch so wenig an Arbeit gewöhnt gewesen sein, während alle andern in irgend einem Verkaufslokal oder hinter dem Schenktisch ein Unterkommen suchen und auch meistens finden. Die Wirthe fast aller deutschen Kost- und Logirhäuser auf dem ganzen Gebiet der Vereinigten Staaten, wie über die ganze übrige Welt, waren im alten Vaterland Bauern oder Handwerker.

Noch entschiedener tritt eine andere Klasse auf, die Juden, die sich unfehlbar und unter jeder Bedingung zum Handel wenden. Was diese Leute betrifft, so hat man in Europa ihre schlimmsten Eigenschaften mit dem Zwang entschuldigt, der hier auf ihrem bürgerlichen Leben laste, und sie fast dazu zwinge, Handelsleute zu werden. Es muß aber doch wohl im Blut liegen, daß der Stamm Israels auch

unter der freien amerikanischen Verfassung, die seiner Thätigkeit auch nicht einmal den Schein einer Schranke entgegen stellt, einzig und allein zu Elle und Gewicht, statt zu Hacke oder Spaten greift. Selbst solche, die in Europa ein Handwerk gelernt, werfen dasselbe, dort angekommen, wieder bei Seite und wandeln lieber, riesige Bündel schleppend, durch's ganze Land auf und nieder, im wahren Sinn des Worts durch „Handel und Wandel" ihr Brod zu erwerben. — Die Kleiderläden der ganzen Welt sind überdies bereits von ihnen monopolisirt und China allein ist wohl der Ort, wo sie nicht gedeihen und blühen können; der Chinese nimmt es mit ihnen auf.

Während ich aber von Kleiderläden und Deutschen spreche, darf ich wahrlich einen kleinen, aber regsamen Theil unserer deutschen Landsleute nicht vergessen, der über die ganze Welt zerstreut, eine höchst eigenthümliche und elastische Lebenskraft zu besitzen scheint. Es sind dies die Schneider, und wenn ich an all die verschiedenen Plätze zurückdenke, und an die sonderbaren Verhältnisse, in welchen ich sie gefunden, so kommt es mir manchmal vor, als ob irgend ein neckischer Kobold die wunderlichste Brüderschaft aufgerafft und sie zum eigenen Spaß in alle Winde hinaus gestreut habe. — Meist sind es außergewöhnlich kleine, aber lebendige

Gestalten voll Feuer und Bewegung, liederlich zum Verzweifeln und lustig und leichtsinnig bis zum Aeußersten. Dabei fand ich sie nicht einzeln zerstreut, etwa einen im Norden, einen andern im Süden, sondern sie bilden eine förmliche Kette, eine Kette von kleinen lustigen, liederlichen Schneidern, um den ganzen Erdball, jeder originell in seiner Eigenthümlichkeit, und alle doch auch wieder unverkennbar dem Einen Stamm angehörend. Kein anderes Handwerk, kein anderer Stand war im Stande auch nur ein einziges so vollkommenes Individuum aufzuweisen als diese eine Zunft, und in Californien besonders blühte ein ganzes Treibhaus voll der herrlichsten seltenen Pflanzen, mit einzelnen wahrhaften Prachtexemplaren, wie Jean Stulbaing (Hans Stuhlbein) und andere. — Doch das ist eine Abschweifung, die mir der Leser, eben ihrer sonderbaren Ursache wegen, verzeihen mag.

Das literarische Leben der Deutschen in den außereuropäischen Staaten ist ein sehr wildes. In Nordamerika besteht allerdings eine sehr große Anzahl von deutschen Zeitungen, da es dort wirklich ganze Distrikte gibt, die nur Deutsch reden. Hierin zeichnet sich besonders Pennsylvanien aus, und so eigenthümlich und selbstständig hat sich in diesem Staat das deutsche Element erhalten, daß es dort Geborene gibt,

die nicht einmal Englisch verstehen, und nur über die Grenze ihres Township zu gehen brauchen, um in eine ganz fremde Welt einzutreten. Ich selber sprach dort einen Mann, der 27 Jahre in Amerika gewesen war und noch kein Wort englisch verstand. Das Deutsch aber, das diese Leute reden, ist auch kein eigentliches Deutsch, sondern die wunderlichste Mischung von Deutsch und Englisch, die sich denken läßt; in den meisten Fällen sind die englischen Worte mit deutscher Biegung verwendet, und noch komischer macht sich dieser Dialekt, wenn er zur Schriftsprache wird.

Pennsylvanisch Deutsch nennen es die Leute dort und der Leser wird eine Idee davon bekommen, wenn ich ihm hier nur eine kleine Probe gebe, an der er studiren mag, um die eigene Muttersprache herauszukennen.

„Well [1], und so miet [2] ich den Joseph in der Rohd [3], gerad wo sie sich um die Fenz türnt [4], und da sagt' er mir, daß er einen bösen Kalt geketscht [5] habe, aber an Purpoß [6] im Regen weiter getrawwelt [7] sei. — Wie er in die Tavern [8] kam, bellte [9] es g'rad

[1] Well, wohl, gut, [2] to meet, begegnen, [3] road, Straße, [4] to turn, drehen, [5] to catch a cold, sich erkälten, [6] on purpose, mit Willen, [7] te travel, marschiren, [8] tavern, Wirthshaus, [9] to bell, läuten.

g'rad zu Dinner[10], und da trubbelte[11] er sich nicht weiter ebaut[11], sondern steppte gleich die ganze Nacht[12].

Es mag in der Aehnlichkeit des Englischen mit dem Deutschen liegen, daß gerade der Deutsche nach kurzem Aufenthalt in Amerika oder irgend einem Land, wo englisch gesprochen wird, seine eigene wie die fremde Sprache so entsetzlich mißhandelt, daß er zuletzt beide gleich unverständlich macht. Vorzugsweise thut das aber wieder der Ungebildete, und zwar aus dem ziemlich natürlichen Grund, weil er der Muttersprache selber nicht vollkommen mächtig war, und die eine schon vergißt, während er die andere noch nicht gelernt hat. Die Zunge ist ihm auch gewöhnlich schwerer, das Ohr nicht so geschult, die feineren Unterschiede der Laute aufzufassen, und während er sich einzelne Worte der fremden Sprache merkt, für die er keinen Raum in seiner Gedächtnißkammer findet, wirft er die entsprechenden deutschen Worte hinaus.

„Wenn sie das in Deutschland wüßten," sagte ein ehrlicher Magdeburger nach kaum dreimonatlichem

---

[10] Dinner. Mittagessen, [11] to trouble about, sich um etwas kümmern, [12] to stop or stay all night, übernachten.

Aufenthalt in Californien, „de hole Pipel“ käme hieher (the whole people, das ganze Volk).“

Kinder lernen die fremde Sprache am leichtesten und schnellsten, und auch am richtigsten aussprechen.

Was deutsche Zeitungen betrifft, so existiren meines Wissens, außer denen in den Vereinigten Staaten, eine in San Francisco, eine in Adelaide, die auch eben nur ihr Leben fristet, und zwei in Brasilien. Auch die deutschen Zeitungen in den Vereinigten Staaten machen, mit nur sehr wenigen Ausnahmen, keine besonders guten Geschäfte, und der Grund liegt wiederum großentheils in der grenzenlosen Apathie der Deutschen selber.

Und habe ich dem Leser nicht jetzt selber bewiesen, daß ich ein ächter Deutscher bin? — habe ich die ganze lange Zeit etwas anderes gethan als auf meine Landsleute geschimpft? — Es ist leider wahr, aber dennoch geschah es nicht mit bösem Willen, und Gott weiß, ich hätte ihnen zehntausendmal lieber das Beste auf der Welt nachgesagt, wenn ich das nur eben mit dem Kapitel von ihrer Einigkeit hätte vereinigen können.

In allen Welttheilen habe ich sie zerstreut, überall

und unter allen Ständen habe ich liebe, gute, seelengute Menschen gefunden, sobald man sie einzeln in ihrem eigenen Wirkungskreis traf und beobachtete. Mäßig und fleißig in ihrem Geschäft, untadelhaft in ihrem Familienleben, unermüdlich in ihren Anstrengungen, wo es galt ein festes Ziel zu erreichen, aber das alles nur einzeln, jede Familie abgesondert für sich selber, und der Teufel los, sobald sie sich zu einem größeren gesellschaftlichen Leben vereinigen sollen. Erbärmliche Kleinigkeiten waren dabei fast immer die Ursachen aller Zänkereien, so in Batavia wie in Valparaiso, in Sidney wie in den Vereinigten Staaten. Leidige Klatschereien schürten den Funken zur hellen Flamme an, und Bitterkeit und Haß wuchsen und wucherten, wo sie sich die Hände hätten recht fest und verbrüdert reichen, oder doch wenigstens friedlich neben einander stehen sollen, damit nicht der Amerikaner zu sagen brauchte: „sie zanken sich wie ein paar Deutsche."

Bei Gellert läßt der sterbende Vater seine Söhne ein Bündel Pfeile nehmen und zeigt ihnen, wie leicht der einzelne breche; er hatte keine Ahnung, daß sie aus den einzelnen auch noch Zahnstocher machen könnten. So bessere es Gott! sage ich aus tiefster Seele, und ein Gott gehört auch in der That dazu,

das auszuführen; aber traurig ist's, den giftigen Wurm der Uneinigkeit an unserem innersten Marke nagen zu sehen und zu fühlen, daß er ein Paradies zu einer Hölle wandelt; traurig ist's, ein wackeres, kräftiges Volk in erbärmlichen Kleinlichkeiten sich aufreiben — einen edlen Stamm zu Zahnstochern zerschnitzt zu sehen, während wir uns noch der Zeit erinnern können, wo er eine Eiche war.

Leipzig
Druck von Giesecke & Devrient.

Heimliche und unheimliche Geschichten.

Heimliche und unheimliche

Geschichten.

Gesammelte Erzählungen

von

Friedrich Gerstäcker.

Zweiter Band.

Leipzig,
Arnoldische Buchhandlung.
1862.

Inhaltsverzeichniß.

Germelshausen.

Im Herbst des Jahres 184— wanderte ein junger, lebensfrischer Bursch, den Tornister auf dem Rücken, den Stab in der Hand, langsam und behaglich den breiten Fahrweg entlang, der von Marisfeld hinauf nach Wichtelhausen führte.

Es war kein Handwerksbursch, der Arbeit suchend von Ort zu Ort ging, das sah man ihm auf den ersten Blick an, hätte ihn nicht schon die kleine, sauber gefertigte Ledermappe verrathen, die er auf den Tornister geschnallt trug. Den Künstler konnte er überhaupt nicht verleugnen. Der keck auf einer Seite sitzende schwarze breitrandige Hut, das lange blonde gelockte Haar, der weiche, noch ganz junge aber volle Bart — Alles sprach dafür, selbst der etwas abgetragene schwarze Sammetrock, der ihm jedoch bei dem warmen Morgen ein wenig zu heiß werden mochte. Er hatte

ihn aufgeknöpft, und das weiße Hemd darunter — denn er trug keine Weste — wurde um den Hals von einem schwarzseidenen Tuche nur locker zusammengehalten.

Als er ein Viertelstündchen von Marisfeld sein mochte, läutete es dort zur Kirche, und er blieb stehen, stützte sich auf seinen Stecken und lauschte aufmerksam den vollen Glockentönen, die gar wundersam zu ihm herüberschallten.

Das Läuten war lange vorüber, und noch immer stand er dort und blickte träumerisch hinaus auf die Bergeshänge. Sein Geist war daheim bei den Seinen, in dem kleinen freundlichen Dorfe am Taunusgebirge — bei seiner Mutter, bei seinen Schwestern, und es schien fast, als ob sich eine Thräne in sein Auge drängen wolle. Sein leichtes fröhliches Herz aber ließ die trüben und schwermüthigen Gedanken nicht aufkommen. Nur den Hut nahm er ab und grüßte mit einem herzlichen Lächeln der Richtung zu, in der er die Heimath wußte, und dann fester seinen derben Stecken fassend, schritt er munter die Straße entlang, der begonnenen Bahn folgend.

Sie Sonne brannte indessen ziemlich warm auf den breiten eintönigen Fahrweg nieder, auf dem der Staub in dicker Kruste lag, und unser Wanderer hatte

sich schon eine Zeit lang nach rechts und links umgeschaut, ob er nicht irgend einen bequemeren Fußpfad entdecken könne. Rechts zweigte allerdings einmal ein Weg ab, der ihm aber keine Besserung versprach und auch zu weit aus seiner Richtung führte; er behielt also den alten noch eine Zeit lang bei, bis er endlich an ein klares Bergwasser kam, an dem er die Trümmer einer alten steinernen Brücke erkennen konnte. Drüben hin lief ein Rasenweg, der in den Grund hineinführte, und doch mit keinem bestimmten Ziel vor sich, da er ja nur dem schönen Werrathale zu zog, seine Studienmappe zu bereichern, sprang er auf einzelnen großen Steinen trockenen Fußes über den Bach zur kurz gemähten Wiese drüben und schritt hier, auf dem elastischen Rasen und im Schatten dichter Erlenbüsche, rasch und sehr zufrieden mit seinem Tausche vorwärts.

„Jetzt hab' ich den Vortheil," lachte er dabei vor sich hin, „daß ich gar nicht weiß wohin ich komme. Hier steht kein langweiliger Wegweiser, der Einem immer schon Stunden vorher sagt, wie der nächste Ort heißt, und dann jedesmal mit der Entfernung Unrecht hat. Wie die Leute hier nur ihre Stunden messen, möcht ich wissen! Merkwürdig still ist's aber hier im Grunde, — freilich am Sonntage haben die Bauern draußen Nichts zu thun, und wenn sie die

ganze Woche hinter ihrem Pfluge oder neben dem Wagen herlaufen müssen, halten sie am Sonntag nicht viel vom Spazierengehen, schlafen Morgens erst in der Kirche tüchtig aus und strecken die Beine dann nach dem Mittagsessen unter den Wirthstisch. — Wirthstisch — hm — ein Glas Bier wäre jetzt bei der Hitze gar nicht so übel — aber bis ich das bekommen kann, löscht auch die klare Fluth hier den Durst." — Und damit warf er Tornister und Hut ab, stieg zum Wasser nieder und trank nach Herzenslust.

Dadurch etwas abgekühlt, fiel sein Blick auf einen alten wunderlich verwachsenen Weidenbaum, den er rasch und mit geübter Hand skizzirte, und jetzt vollständig erfrischt und ausgeruht, nahm er seinen leichten Tornister wieder auf und setzte seinen Weg, unbekümmert wohin er ihn führe, fort.

Eine Stunde mochte er noch so gewandert sein, hier ein Felsstück, dort ein eigenthümliches Erlengebüsch, da wieder einen knorrigen Eichenast in seine Mappe sammelnd; die Sonne war dabei höher und höher gestiegen, und er nahm sich eben vor, nun rüstig auszuschreiten, um wenigstens im nächsten Dorfe das Mittagsessen nicht zu versäumen, als er vor sich im Grunde, dicht am Bache und an einem alten Steine, auf dem früher vielleicht einmal ein Heiligenbild ge-

standen, eine Bäuerin sitzen sah, die den Weg, den er kam, herabschaute.

Von Erlen gedeckt hatte er sie früher sehen können wie sie ihn; dem Ufer des Baches aber folgend, trat er kaum über das Gebüsch hinaus, das ihn bis dahin ihren Blicken entzogen hatte, als sie aufsprang und mit einem Freudenschrei ihm entgegen eilte.

Arnold, wie der junge Maler hieß, blieb überrascht stehen und sah bald, daß es ein bildhübsches, kaum siebzehnjähriges Mädchen war, das in eine ganz eigenthümliche aber äußerst nette Bauerntracht gekleidet, die Arme gegen ihn ausgestreckt, auf ihn zuflog. Arnold wußte freilich, daß sie ihn jedenfalls für einen Andern hielt und dieses freudige Begegnen nicht ihm galt — das Mädchen erkannte ihn auch kaum, als sie erschrocken stehen blieb, erst blaß und dann über und über roth wurde, und endlich schüchtern und verlegen sagte:

„Nehmt's nicht ungütig, fremder Herr — ich — glaubte" —

„Daß es Dein Schatz wäre, mein liebes Kind, nicht wahr?" lachte der junge Bursch, „und jetzt bist Du verdrießlich, daß Dir ein anderes, fremdes und gleichgültiges Menschenbild in den Weg läuft? Sei nicht böse, daß ich's nicht bin."

„Ach wie könnt Ihr nur so reden,“ flüsterte die Maid ängstlich — „wie dürft' ich böse sein — aber wenn Ihr wüßtet, wie sehr ich mich darauf gefreut hatte!“

„Dann verdient er's aber auch nicht, daß Du noch länger auf ihn wartest,“ sagte Arnold, dem jetzt erst die wahrhaft wunderbare Anmuth des schlichten Bauernkindes auffiel. „Wär' ich an seiner Stelle, Du hättest nicht eine einzige Minute vergebens meiner harren sollen.“

„Wie Ihr nur so wunderbar redet,“ sagte das Mädchen verschämt, „wenn er hätt' kommen können, wär' er gewiß schon da. Vielleicht ist er wohl krank oder — oder gar — todt,“ setzte sie langsam und recht aus vollem Herzen aufseufzend hinzu.

„Und hat er so lange nichts von sich hören lassen?“

„Gar sehr, sehr lange nicht.“

„Dann ist er wohl weit von hier daheim?“

„Weit? gewiß — schon eine recht lange Strecke von da,“ sagte das Mädchen, „in Bischofsroda.“

„Bischofsroda?“ rief Arnold, „da hab ich jetzt vier Wochen gehaust und kenne jedes Kind im ganzen Dorfe. Wie heißt er?“

„Heinrich — Heinrich Vollgut,“ sagte das Mäd-

chen verschämt — „des Schulzen Sohn in Bischofs-
roda.“

„Hm,“ meinte Arnold, „bei dem Schulzen bin ich
ein- und ausgegangen, der aber heißt, so viel ich
weiß, Bäuerling, und den Namen Vollgut hab' ich im
ganzen Dorfe nicht gehört.“

„Ihr werdet wohl nicht alle Leut' dort kennen,“
meinte das Mädchen, und durch den traurigen Zug,
der über dem lieben Antlitze lag, stahl sich doch ein
leises verschmitztes Lächeln, das ihr gar so gut, und
noch viel besser wie die vorige Schwermuth stand.

„Aber von Bischofsroda,“ meinte der junge Ma-
ler, „kann man über die Berge recht gut in zwei
Stunden, höchstens in dreien, herüberkommen.“

„Und doch ist er nicht da,“ sagte die Maid, wieder
mit einem schweren Seufzer, „und doch hat er mir's
so fest versprochen.“

„Dann kommt er auch gewiß,“ versicherte Arnold
treuherzig, „denn wenn man Dir einmal etwas ver-
sprochen hat, müßte man ja ein Herz von Stein haben,
wenn man nicht Wort hielte — und das hat Dein
Heinrich gewiß nicht.“

„Nein“ sagte die Maid treuherzig — „aber jetzt
wart' ich doch nicht länger auf ihn, denn zu Mittag
muß ich daheim sein, sonst schilt der Vater.“

„Und wo bist Du daheim?"

„Dort gleich im Grunde drin — hört Ihr die Glocke? — eben wird der Gottesdienst ausgeläutet."

Arnold horchte auf, und gar nicht weit entfernt konnte er das langsame Anschlagen einer Glocke hören; aber nicht voll und tief tönte es zu ihm herüber, sondern scharf und disharmonisch, und als er nach der Gegend dort hinschaute, war es fast, als ob ein dichter Höherauch über jenem Theile des Thales läge.

„Eure Glocke hat einen Sprung," lachte er, „die klingt bös."

„Ja ich weiß wohl," erwiderte gleichmüthig das Mädchen, „hübsch klingt sie nicht, und wir hätten sie lange schon umgießen lassen, aber es fehlt immer an Geld und an Zeit dazu, denn hier herum sind keine Glockengießer. Doch was thuts; wir kennen sie einmal, und wissen was es bedeutet wenn es anschlägt, — da verrichtet's auch die gesprungene."

„Und wie heißt Dein Dorf?"

„Germelshausen."

„Und kann ich von dort nach Wichtelhausen kommen?"

„Recht leicht — den Fußweg hinüber ist's kaum ein halbes Stündchen — vielleicht nicht einmal so weit, wenn Ihr gut ausschreitet."

„Dann geh' ich mit durch Dein Dorf, Schatz, und wenn Ihr ein gut Wirthshaus im Orte habt, eß' ich dort zu Mittag."

„Das Wirthshaus ist nur zu gut," sagte das Mädchen seufzend, indem sie einen Blick zurück warf, ob der Erwartete denn noch nicht käme.

„Und kann ein Wirthshaus je zu gut sein?"

„Für den Bauer ja," sagte das Mädchen ernst, indem es jetzt an seiner Seite langsam im Grunde hinschritt, „der hat auch des Abends nach der Arbeit noch manches im Hause zu thun, was er versäumt, wenn er bis spät in die Nacht im Wirthshause sitzt."

„Aber ich versäume heut' nichts mehr."

„Ja mit den Stadtherren ist es etwas anderes — die arbeiten doch nichts und versäumen deshalb auch nicht viel; muß doch der Bauer das Brod für sie verdienen."

„Nun eigentlich doch nicht," lachte Arnold — „bauen wohl, aber verdienen müssen wir es selber, und manchmal sauer genug, denn was der Bauer thut, läßt er sich auch gut bezahlen."

„Aber Ihr arbeitet doch nichts?"

„Und warum nicht?"

„Eure Hände sehen nicht danach aus."

„Dann will ich Dir gleich einmal beweisen, wie

und was ich arbeiten kann," lachte Arnold. „Setz' Dich einmal da auf den flachen Stein unter den alten Fliederbusch" —

„Aber was soll ich dort?"

„Setz' Dich nur hin," rief der junge Maler, der rasch seinen Tornister abwarf und Mappe und Bleistift vornahm.

„Aber ich muß heim!"

„In fünf Minuten bin ich fertig — ich möchte auch gern eine Erinnerung an Dich mitnehmen in die Welt, gegen die selbst Dein Heinrich nichts wird einzuwenden haben."

„Eine Erinnerung an mich? — wie Ihr gespaßig seid."

„Ich will Dein Bild mitnehmen."

„Ihr seid ein Maler?"

„Ja."

„Das wär' schon gut — dann könntet Ihr in Germelshausen gleich die Bilder in der Kirche wieder einmal frisch anmalen, die sehen so gar bös und mitgenommen aus."

„Wie heißt Du?" frug jetzt Arnold, der indessen schon seine Mappe geöffnet hatte und die lieblichen Züge des Mädchens rasch skizzirte.

„Gertrud."

„Und was ist Dein Vater?“

„Der Schulze im Dorfe. — Wenn Ihr ein Maler seid, dürft Ihr auch nicht in's Wirthshaus geh'n; da nehm' ich Euch gleich mit zu Haus, und nach dem Essen könnt Ihr Alles mit dem Vater besprechen.“

„Ueber die Kirchenbilder?“ lachte Arnold.

„Ja gewiß,“ sagte ernsthaft das Mädchen, „und Ihr müßt dann bei uns bleiben, recht, recht lange Zeit — bis wieder unser Tag kömmt und die Bilder fertig sind.“

„Nun, davon sprechen wir nachher, Gertrud,“ sagte der junge Maler, fleißig dabei seinen Bleistift handhabend, — „aber wird Dein Heinrich nicht bös werden, wenn ich auch manchmal — oder recht oft bei Euch bin, und — recht viel mit Dir plaudere?“

„Der Heinrich?“ sagte das Mädchen, „der kommt jetzt nicht mehr.“

„Heut wohl nicht aber dann vielleicht morgen?“

„Nein,“ sagte Gertrud, vollkommen ruhig, „da er bis elf Uhr nicht da war, bleibt er aus, bis einmal wieder unser Tag ist.“

„Euer Tag? was meinst Du damit?“

Das Mädchen sah ihn groß und ernst an, aber sie antwortete nicht auf seine Frage, und während ihr Blick nach den hoch über ihnen hinziehenden Wolken

schweifte, haftete er mit einem eigenen Ausdrucke von Schmerz und Wehmuth an ihnen.

Gertrud war in diesem Augenblick wirklich engelschön, und Arnold vergaß in dem Interesse, das er an der Vollendung des Portraits nahm, alles Andere. Es blieb ihm auch nicht mehr viel Zeit. Das junge Mädchen stand plötzlich auf, und ein Tuch über den Kopf werfend, sich vor den Sonnenstrahlen zu schützen, sagte sie:

„Ich muß fort — der Tag ist so kurz und sie erwarten mich daheim.“

Arnold hatte aber sein kleines Bild auch fertig, und mit ein paar kecken Strichen den Faltenwurf der Kleidung angebend, sagte er, ihr das Blatt entgegen haltend:

„Hab' ich Dich getroffen?“

„Das bin ich!“ rief Gertrud rasch und fast erschreckt.

„Nun wer denn sonst?“ lachte Arnold.

„Und das Bild wollt Ihr behalten und mit Euch nehmen?“ frug das Mädchen schüchtern, fast ängstlich.

„Gewiß will ich,“ rief der junge Mann, „und wenn ich dann weit, weit von hier bin, noch oft und fleißig an Dich denken.“

„Aber wird das mein Vater leiden?“

„Daß ich an Dich denke? — kann er mir das verwehren?“

„Nein — aber — daß Ihr das Bild da mit Euch — in die Welt hinaus nehmt?“

„Er kann es nicht hindern, mein Herz,“ sagte Arnold freundlich — „aber wäre es Dir selber unlieb, es in meinen Händen zu wissen?“

„Mir? — nein!“ erwiderte nach kurzem Ueberlegen das Mädchen, — „wenn — nur nicht — ich muß doch den Vater darum fragen.“

„Du bist ein närrisch Kind,“ lachte der junge Maler, „selbst eine Prinzessin hätte Nichts dagegen, daß ein Künstler ihre Züge für sich erwirbt. Dir geschieht kein Schade dadurch. Aber so lauf' doch nur nicht so, Du wildes Ding: ich gehe ja mit — oder willst Du mich hier ohne Mittagsessen zurücklassen? Hast Du die Kirchenbilder vergessen?“

„Ja die Bilder,“ sagte das Mädchen, stehen bleibend und auf ihn wartend; Arnold aber, der seine Mappe rasch wieder zusammengebunden, war auch schon im nächsten Augenblicke an ihrer Seite und weit schneller als vorher setzten sie ihren Weg, dem Dorfe zu, fort.

Dieses aber lag viel näher, als Arnold dem Klange der gesprungenen Glocke nach vermuthet hatte,

denn das, was der junge Mann von weitem nur für ein Erlendickicht gehalten, zeigte sich, als sie näher kamen, als eine heckenumzogene Reihe von Obstbäumen, hinter denen dicht versteckt, aber im Norden und Nordosten von weiten Feldern umgeben, das alte Dorf mit seinem niedrigen Kirchthurme und seinen rauchgeschwärzten Häusern lag.

Hier auch betraten sie zuerst eine gut angelegte und feste Straße, an beiden Seiten mit Obstbäumen bepflanzt. Ueber dem Dorfe aber hing der düstere Höherauch, den Arnold schon von weitem gesehen, und brach das helle Sonnenlicht, das nur mit einem gelblich unheimlichen Scheine auf die alten grauen verwitterten Dächer fallen konnte. — Arnold aber hatte für das Alles kaum einen Blick, denn die an seiner Seite hinschreitende Gertrud faßte, als sie sich den ersten Häusern näherten, langsam seine Hand, und diese in der ihren haltend, schritt sie mit ihm in die nächste Straße ein.

Ein wunderbares Gefühl durchzuckte den jungen lebensfrischen Burschen bei der Berührung dieser warmen Hand, und unwillkürlich fast suchte sein Blick dem des jungen Mädchens zu begegnen. Aber Gertrud schaute nicht zu ihm hinüber; das Auge züchtig am Boden heftend, führte sie den G a st ihres Vaters

Hause zu, und Arnolds Aufmerksamkeit wurde endlich auch auf die ihm begegnenden Dorfbewohner gelenkt, die Alle still an ihm vorüber gingen ohne ihn zu grüßen.

Das fiel ihm zuerst auf, denn in all den benachbarten Dörfern hätte man es fast für ein Vergehen gehalt en, einem Fremden nicht wenigstens einen „Guten Tag" oder ein „Grüß' Gott" zu bieten. Hierdachte Niemand daran, und wie in einer großen Stadt gingen die Leute entweder still und theilnahmlos vorbei, oder blieben auch hie und da stehen, und sahen ihnen nach — aber es redete sie Niemand an. Selbst das Mädchen grüßte Keiner von Allen.

Und wie wunderlich die alten Häuser mit ihren spitzen mit Schnitzwerk verzierten Giebeln und festen wettergrauen Strohdächern aussahen — und trotz dem Sonntag war kein Fenster blank und geputzt, und die runden in Blei gefaßten Scheiben sahen trüb und angelaufen aus und zeigten auf ihren matten Flächen den schillernden Regenbogenglanz. Hie und da öffnete sich aber ein Flügel, als sie vorüberschritten und freundliche Mädchengesichter oder alte würdige Matronen schauten heraus. Auch die seltsame Tracht der Leute fiel ihm auf, die sich wesentlich von der der Nachbardörfer unterschied. Dabei herrschte eine fast

lautlose Stille überall, und Arnold, dem das Schweigen endlich peinlich wurde, sagte zu seiner Begleiterin:

„Haltet Ihr denn in Eurem Dorfe den Sonntag so streng, daß die Leute, wenn sie einander begegnen, nicht einmal einen Gruß haben? Hörte man nicht hie und da einen Hund bellen oder einen Hahn krähen, so könnte man den ganzen Ort für stumm und todt halten."

„Es ist Mittagszeit," sagte Gertrud ruhig, „und da sind die Leute nicht zum Reden aufgelegt; heint Abend werdet Ihr sie desto lauter finden."

„Gott sei Dank," rief Arnold, „da sind wenigstens Kinder, die auf der Straße spielen — mir fing es hier schon an ganz unheimlich zu werden; da feiern sie in Bischofsroda den Sonntag auf andere Art."

„Dort ist auch meines Vaters Haus," sagte Gertrud leise.

„Dem aber" lachte Arnold, „darf ich nicht so unversehens Mittags in die Schüssel fallen. Ich könnte ihm ungelegen kommen, und habe beim Essen gern freundliche Gesichter um mich her. Zeig' mir deshalb lieber das Wirthshaus, mein Kind, oder laß mich es selber finden, denn Germelshausen wird von andern Dörfern keine Ausnahme machen. Dicht

neben der Kirche steht auch gewöhnlich die Schenke, und wenn man nur dem Thurme folgt, geht man nie fehl."

„Da habt Ihr Recht; das ist bei uns gerade so," sagte Gertrud ruhig; „aber daheim erwarten sie uns schon, und Ihr braucht nicht zu fürchten, daß man Euch unfreundlich aufnimmt."

„Erwarten sie uns? ah, Du meinst Dich und Deinen Heinrich? Ja, Gertrud, wenn Du mich heute an dessen Stelle nehmen wolltest, dann bliebe ich bei Dir — so lange — bis Du mich selber wieder fort gehen hießest."

Er hatte die letzten Worte fast unwillkürlich mit herzlicher Stimme gesprochen und leise dabei die Hand gedrückt, die noch immer die seine gefaßt hielt, da blieb Gertrud plötzlich stehen, sah ihn voll und groß an und sagte:

„Wolltet Ihr das wirklich?"

„Mit tausend Freuden," rief der junge Maler, von der wunderbaren Schönheit des Mädchens ganz übermannt. Gertrud erwiderte aber Nichts weiter darauf, und ihren Weg fortsetzend, als ob sie sich die Worte ihres Begleiters überlege, blieb sie endlich vor einem hohen Hause stehen, zu dem eine mit Eisenstäben verwahrte, breite steinerne Treppe hinauf führte,

und sagte ganz wieder mit ihrem früheren schüchternen und verschämten Wesen:

„Hier wohne ich, lieber Herr, und wenn's Euch gefreut, so kommt mit hinauf zu meinem Vater, der stolz darauf sein wird, Euch an seinem Tische zu sehen."

Ehe Arnold aber nur etwas darauf erwidern konnte, trat oben auf der Treppe schon der Schulze in die Thüre, und während ein Fenster geöffnet wurde, aus dem der freundliche Kopf einer alten Frau herausschaute und ihnen zunickte, rief der Bauer:

„Aber Gertrud, heint bist Du lang ausgeblieben, und schau, schau, was sie sich für einen schmucken Gesellen mitgebracht hat!"

„Mein bester Herr —"

„Nur keine Umstände auf der Treppe — kommt herein, die Klöße sind fertig und werden sonst hart und kalt."

„Das ist aber nicht der Heinrich," rief die alte Frau aus dem Fenster. „Hab' ich's denn nicht immer gesagt, daß der nicht wieder käme?"

„Schon gut, Mutter; schon gut!" meinte der Schulze, „der thut's auch," und dem Fremden die Hand entgegen streckend, fuhr er fort: „Schön Willkommen in Germelshausen, mein junger Herr, wo

Euch das Märel auch mag aufgelesen haben. Und jetzt kommt herein zum Essen und langt zu nach Herzenslust — alles Weitere können wir nachher besprechen."

Er ließ dem jungen Maler auch wirklich keinen weiteren Raum zu irgend einer Entschuldigung, sondern derb seine Hand schüttelnd, die Gertrud losgelassen hatte, sobald er den Fuß auf die steinerne Treppe setzte, faßte er ihn zutraulich unter den Arm und führte ihn die breite und geräumige Wohnstube ein.

Im Hause selber herrschte eine dumpfe, erdige Luft, und so gut Arnold die Gewohnheit des deutschen Bauers kannte, der sich in seinem Zimmer am liebsten von jeder frischen Luft abschließt und selbst im Sommer nicht selten einheizt, um die ihm behagliche Brathitze zu erzeugen, so fiel es ihm doch auf. Der schmale Hausgang hatte dabei ebenfalls wenig Einladendes. Der Kalk war von den Wänden gefallen und schien eben nur flüchtig bei Seite gekehrt zu sein. Das einzige erblindete Fenster im hintern Theile desselben konnte kaum ein nothdürftiges Licht hereinwerfen, und die Treppe, die in das obere Stockwerk führte, sah alt und zerfallen aus.

Es blieb ihm aber nur wenig Zeit, das zu beobachten, denn im nächsten Augenblicke schon warf sein

gastlicher Wirth die Thüre der Wohnstube auf und Arnold sah sich in einem nicht hohen aber breiten und geräumigen Zimmer, das frisch gelüftet, mit weißem Sand gestreut und mit dem großen, von schneeigen Linnen bedeckten Tisch in der Mitte, gar freundlich gegen die übrige etwas verwilderte innere Einrichtung des Hauses abstach.

Außer der alten Frau, die jetzt das Fenster geschlossen hatte und ihren Stuhl zum Tisch rückte, saßen noch ein paar rothbäckige Kinder in der Ecke, und eine rüstige Bauerfrau — aber auch in ganz anderer Tracht als die der Nachbardörfer — öffnete eben der mit einer großen Schüssel hereinkommenden Magd die Thüre. Und jetzt dampften die Klöße auf dem Tische, und Alles drängte an die Stühle der willkommenen Mahlzeit entgegen; Keines aber setzte sich, und die Kinder schauten mit, wie es Arnold vorkam, fast ängstlichen Blicken auf den Vater.

Dieser trat zu seinem Stuhle, lehnte sich mit dem Arm darauf und sah still und schweigend, ja finster vor sich nieder. -- Betete er? Arnold sah, daß er die Lippen fest zusammengepreßt hielt, während seine rechte Hand zusammengeballt an der Seite niederhing — in diesen Zügen lag kein Gebet, nur starrer, und doch unschlüssiger Trotz.

Gertrud ging da leise auf ihn zu und legte ihre Hand auf seine Schultern, und die alte Frau stand ihm sprachlos gegenüber und sah ihn mit ängstlich bittenden Blicken an.

„Laßt uns essen!“ sagte da barsch der Mann — „es hilft doch Nichts!“ und seinen Stuhl bei Seite rückend und seinem Gaste zunickend, ließ er sich selber nieder, ergriff den großen Schöpflöffel und legte Allen vor.

Arnold kam das ganze Wesen des Mannes fast unheimlich vor, und in der gedrückten Stimmung der Uebrigen konnte er sich ebenfalls nicht behaglich fühlen. Der Schulze war aber nicht der Mann, der sein Mittagsessen mit trüben Gedanken verzehrt hätte. Wie er auf den Tisch klopfte, trat die Magd wieder herein und brachte Flaschen und Gläser, und mit dem kostbaren alten Wein, den er jetzt einschenkte, kam bald ein ganz anderes, fröhlicheres Leben in alle Tischgenossen.

Durch Arnold's Adern strömte das herrliche Getränk wie flüssiges Feuer — nie im Leben hatte er etwas Aehnliches gekostet — und auch Gertrud trank davon, und die alte Mutter, die sich nachher an ihr Spinnrad in die Ecke setzte und mit leiser Stimme ein kleines Lied von dem lustigen Leben in Germels-

hausen sang. Der Schulze selber aber war wie ausgewechselt. So ernst und schweigsam er vorher gewesen, so lustig und aufgeräumt wurde er jetzt, und Arnold selber konnte sich dem Einflusse dieses kostbaren Weines nicht entziehen. Ohne daß er eigentlich genau wußte wie es gekommen, hatte der Schulze eine Violine in die Hand genommen und spielte einen lustigen Tanz, und Arnold, die schöne Gertrud im Arm, wirbelte mit ihr in der Stube so toll herum, daß er das Spinnrad umwarf und die Stühle, und gegen die Magd anrannte, die das Geschirr hinaustragen wollte, und allerhand lustige Streiche trieb, daß sich die Uebrigen darüber vor Lachen ausschütten wollten.

Plötzlich ward Alles still in der Stube, und als sich Arnold erstaunt nach dem Schulzen umschaute, deutete dieser mit seinem Violinbogen nach dem Fenster und legte dann das Instrument wieder in den großen Holzkasten zurück, aus dem er es vorher genommen. Arnold aber sah, wie draußen auf der Straße ein Sarg vorbeigetragen wurde.

Sechs Männer, in weiße Hemden gekleidet, hatten ihn auf den Schultern, und hinter her ging ganz allein ein alter Mann mit einem kleinen blondhaarigen Mädchen an der Hand. Der Alte schritt wie in

einandergebrochen auf der Straße hin; die Kleine aber, die kaum vier Jahre zählen mochte und wohl noch keine Ahnung hatte, wer da in dem dunklen Sarge lag, nickte überall freundlich hin, wo sie ein bekanntes Gesicht traf, und lachte hell auf, als sich ein paar Hunde vorüber hetzten und der eine gegen die Treppe des Schulhauses anrannte und sich überkugelte.

Nur aber so lange der Sarg in Sicht war, dauerte die Stille, und Gertrud trat zu dem jungen Maler heran und sagte:

„Jetzt gebt aber auf kurze Zeit eine Ruh' — Ihr habt genug getollt, und der schwere Wein steigt Euch sonst immer mehr in den Kopf. Kommt, nehmt Euren Hut, und wir wollen einen kleinen Spaziergang zusammen machen. Bis wir zurückkommen wird es Zeit in die Schenke zu gehen, denn heute Abend ist Tanz."

„Tanz? — das ist recht," rief Arnold vergnügt, „da bin ich grad zur guten Zeit gekommen; und Du giebst mir den ersten Tanz, Gertrud?"

„Gewiß, wenn Ihr wollt."

Arnold hatte schon Hut und Mappe aufgegriffen.

„Was wollt Ihr mit dem Buche?" frug der Schulze.

„Er zeichnet, Vater,“ sagte Gertrud — „er hat auch mich schon abgemalt. Seht Euch einmal das Bild an.“

Arnold öffnete die Mappe und hielt dem Manne das Bild entgegen.

Der Bauer betrachtete es still und schweigend eine Weile.

„Und das wollt Ihr mit zu Haus nehmen?“ sagte er endlich, „und vielleicht in einen Rahmen machen und in die Stube hängen?“

„Und warum nicht?“

„Darf er, Vater?“ frug Gertrud.

„Wenn er nicht bei uns bleibt“ lachte der Schulze, „hab' ich Nichts dagegen — aber da hinten fehlt noch etwas.“

„Was?“

„Der Leichenzug von vorhin. — Malt den mit auf das Blatt, und Ihr mögt das Bild mitnehmen.“

„Aber der Leichenzug zu Gertrud?“

„Da ist noch Platz genug,“ sagte hartnäckig der Schulze, „der muß mit drauf sein, sonst leid ich nicht, daß Ihr meines Mädels Bild so ganz allein mit fortnehmt. In so ernster Gesellschaft kann aber Niemand etwas Uebles davon denken.“

Arnold schüttelte über den wunderlichen Vorschlag,

dem hübschen Mädchen einen Leichenzug als Ehrenwache mitzugeben, lachend den Kopf. Der Alte schien aber einmal die fixe Idee zu haben, und um ihn zufrieden zu stellen, that er ihm den Willen. Später konnte er die traurige Beigabe schon leicht wieder entfernen.

Mit geübter Hand hatte er auch bald die eben vorbeigezogenen Gestalten, wenn auch nur aus der Erinnerung, auf das Papier gebracht, und die ganze Familie drängte sich dabei um ihn her und sah mit offenbarem Staunen die rasche Ausführung der Zeichnung.

„Hab ich's so recht gemacht?" rief Arnold endlich, als er von seinem Stuhle aufsprang und das Bild in Armeslänge von sich hielt.

„Vortrefflich!" nickte der Schulze, — „hätt's nimmer gedacht, daß Ihr's so schnell fertig brächtet. Jetzt mag's sein, und nun geht mit dem Mädel hinaus und seht Euch das Dorf an — möchtet es doch sobald nicht wieder zu sehen bekommen. Bis um fünf Uhr seid aber fein wieder da — wir feiern ein Fest heint, und da müßt Ihr dabei sein!"

Arnold selber wurde es in der dumpfigen Stube, den Wein im Kopfe, eng und beklemmt zu Muthe. Er sehnte sich in's Freie, und wenige Minuten später

schritt er an der schönen Gertrud Seite die Straße entlang, die durch das Dorf führte.

Jetzt lag auch der Weg nicht mehr so still da wie vorhin; die Kinder spielten auf der Straße, die Alten saßen hie und da vor ihren Thüren und sahen ihnen zu, und der ganze Ort mit seinen alten wunderlichen Gebäuden hätte sicherlich sogar ein freundliches Ansehen gehabt, wäre die Sonne nur im Stande gewesen, durch den dichten bräunlichen Rauch zu dringen, der wie eine Wolke über den Dächern lag.

„Ist hier ein Moor- oder Waldbrand in der Nähe?“ frug er das Mädchen; „derselbe Rauch liegt über keinem anderen Dorfe und kann nicht von den Schornsteinen herrühren.“

„Es ist Erdrauch,“ sagte ruhig Gertrud — „aber habt Ihr nie von Germelshausen gehört?“

„Nie.“

„Das ist sonderbar, und das Dorf ist doch schon so alt — so alt.“

„Die Häuser sehen wenigstens darnach aus, und auch die Leute haben Alle ein so wunderliches Benehmen und Euere Sprache klingt so ganz anders, wie in den Nachbarorten. Ihr kommt wohl wenig hinaus aus Euerem Orte?“

„Wenig,“ sagte Gertrud einsilbig.

„Und keine einzige Schwalbe ist mehr da? — die können doch noch nicht fortgezogen sein?“

„Schon lange“ — antwortete eintönig das Mädchen; — „in Germelshausen baut sich keine mehr ihr Nest. — Sie können vielleicht den Erdrauch nicht vertragen.“

„Aber den habt Ihr doch nicht immer?“

„Immer.“

„Dann ist der auch Schuld daran, daß Euere Obstbäume keine Früchte tragen, und noch in Marisfelde mußten sie dieses Jahr die Aeste stützen, so reich gesegnet ist das Jahr.“

Gertrud erwiderte kein Wort darauf und wanderte schweigend an seiner Seite, immer im Dorfe hin, bis sie das äußerste Ende desselben erreichten. Unterwegs nickte sie nur manchmal einem Kinde freundlich zu oder sprach mit einem der jungen Mädchen — vielleicht über den heutigen Tanz und Ballstaat — ein paar leise Worte. Und die Mädchen sahen dabei den jungen Maler mit recht mitleidsvollen Blicken an, daß es diesem, er wußte selber nicht recht warum, ganz warm und weh um's Herz wurde — aber er getraute sich nicht Gertrud deshalb zu fragen.

Jetzt endlich hatten sie die äußersten Häuser erreicht, und so lebendig es im Dorfe selber auch gewe-

sen, so still und einsam, ja so todtenähnlich wurde es hier. Die Gärten sahen aus als ob sie seit langen langen Jahren nicht betreten wären; in den Wegen wuchs Gras, und merkwürdig schien es besonders dem jungen Fremden, daß kein einziger Obstbaum auch nur eine Frucht trug.

Da begegneten ihnen Menschen, die von draußen hereinkamen, und Arnold erkannte augenblicklich den rückkehrenden Leichenzug. Die Leute zogen still an ihnen vorüber wieder in das Dorf hinein, und fast unwillkürlich lenkten sich Beider Schritte dem Friedhof zu.

Arnold suchte jetzt seine Begleiterin, die ihm gar so ernst vorkam, aufzuheitern, erzählte ihr von anderen Orten, wo er gewesen, und wie es draußen in der Welt aussähe. Sie hatte noch nie eine Eisenbahn gesehen, ja nie davon gehört, und horchte aufmerksam und erstaunt seiner Erklärung. Auch von den Telegraphen hatte sie keine Ahnung, eben so wenig von all den neueren Erfindungen, und der junge Maler begriff nicht wie es möglich sei, daß noch Menschen in Deutschland so abgeschieden, so förmlich getrennt von der übrigen Welt und außer der geringsten Verbindung mit ihr leben konnten.

In diesen Gesprächen erreichten sie den Gottes-

acker, und hier fielen dem jungen Fremden gleich die alterthümlichen Steine und Denkmale auf, so einfach sie auch im Ganzen waren.

„Das ist ein alter, alter Stein," sagte er, als er sich zu dem nächsten niederbog und mit Mühe die Schnörkelschrift desselben entziffert hatte, „Anna Maria Berthold geborene Sieglitz geboren am 1. Dec. 1188 — gestorben den 2. Dec. 1224 —"

„Das ist meine Mutter," sagte Gertrud ernst, und ein paar große helle Thränen drängten sich in ihr Auge und fielen langsam auf ihr Mieder nieder.

„Deine Mutter, mein gutes Kind?" sagte Arnold erstaunt, „Deine Ur-Ur-Eltermutter, ja, die könnte es gewesen sein."

„Nein," sagte Gertrud, „meine rechte Mutter — der Vater hat nachher wieder gefreit, und die zu Haus ist meine Stiefmutter."

„Aber steht da nicht gestorben 1224?"

„Was kümmert mich das Jahr," sagte Gertrud traurig, — „es thut gar weh, wenn man so von der Mutter getrennt wird, und doch" — setzte sie leise und recht schmerzlich hinzu — „war es vielleicht gut — recht gut, daß sie vorher zu Gott eingehen durfte."

Arnold bog sich kopfschüttelnd über den Stein, die Inschrift genauer zu erforschen, ob die erste 2 in der Jahreszahl vielleicht eine 8 sei, denn die alterthümliche Schrift machte das nicht unmöglich; aber die andere 2 glich der ersten auf ein Haar und 1884 schrieben sie noch lange nicht. Vielleicht hatte sich der Steinmetz geirrt, und das Mädchen war so in das Andenken an die Verstorbene vertieft, daß er sie nicht weiter durch vielleicht lästige Fragen stören mochte. Er ließ sie deshalb bei dem Steine, an dem sie niedergesunken war und leise betete, um einige andere Denkmäler zu untersuchen; aber alle ohne Ausnahme trugen Jahreszahlen viele hundert Jahre zurück, und kein neuerer Stein ließ sich auffinden, und doch wurden die Todten selbst jetzt noch hier beigesetzt, wie das letzte, ganz frische Grab bezeugte.

Von der niederen Kirchhofmauer aus hatte man aber auch einen trefflichen Ueberblick über das alte Dorf, und Arnold benutzte rasch die Gelegenheit, eine Skizze davon zu entwerfen. Aber auch über diesem Platze lag der wunderliche Höherauch, und weiter dem Walde zu konnte er doch die Sonne hell und klar auf die Berghänge niederfallen sehen.

Da schlug im Dorfe wieder die alte zersprungene Glocke an, und Gertrud, sich rasch emporrichtend und

die Thränen aus den Augen schüttelnd, winkte freundlich dem jungen Manne, ihr zu folgen.

Arnold war rasch an ihrer Seite.

„Jetzt dürfen wir nicht mehr trauern," sagte sie lächelnd, „die Kirche läutet aus und nun geht es zu Tanze. Ihr habt bis jetzt wohl geglaubt, daß die Germelshauser lauter Kopfhänger wären; heut Abend sollt Ihr das Gegentheil gewahr werden."

„Aber dort drüben ist doch die Kirchenthüre," sagte Arnold, „und ich sehe niemanden heraus kommen?"

„Das ist sehr natürlich," lachte das Mädchen, „weil niemand hinein geht, der Pfarrer selber nicht einmal. Nur der alte Sacristan gönnt sich keine Ruhe und läutet die Kirche aus und ein."

„Und keins von Euch geht in die Kirche?"

„Nein — weder zur Messe — noch Beichte," sagte das Mädchen ruhig, „wir liegen in einem Streite mit dem Papste, der bei den Welschen wohnt, und der will es nicht leiden, bis wir ihm wieder gehorchen."

„Aber davon hab' ich im Leben nichts gehört."

„Ja, ist auch schon lange her," sagte das Mädchen leicht hin, — „seht Ihr, da kommt der Sacristan ganz allein aus der Kirche und schließt die Thür zu;

der geht auch nicht Abends in's Wirthshaus, sondern sitzt still und allein daheim."

„Und der Pfarrer kommt?"

„Das sollt ich meinen — und ist der lustigste von Allen. Er nimmt sich's nicht zu Herzen."

„Und weshalb ist das Alles geschehen?" sagte Arnold, der sich fast weniger über die Thatsachen, als über des Mädchens Unbefangenheit wunderte.

„Das ist eine lange Geschichte," meinte aber Gertrud, „und der Pfarrer hat das Alles in ein großes dickes Buch aufgeschrieben. Wenn's Euch Spaß macht und Ihr lateinisch versteht, mögt Ihr's darin lesen. — Aber" setzte sie warnend hinzu — „sprecht nicht davon wenn mein Vater dabei ist, denn er hat's nicht gern. Seht Ihr — da kommen die Burschen und Mädchen schon aus den Häusern, jetzt muß ich machen, daß ich heim komme und mich auch anziehe, denn ich möchte nicht die letzte sein."

„Und den ersten Tanz, Gertrud?" —

„Tanze ich mit Euch, Ihr habt mein Versprechen."

Rasch schritten die Beiden in das Dorf zurück, wo jetzt aber ein ganz anderes Leben herrschte, als am Morgen. Ueberall standen lachende Gruppen von jungen Leuten; die Mädchen waren zu der Festlichkeit

geschmückt und die Burschen ebenfalls in ihrem besten Staate, und an dem Wirthshause, an dem sie vorbeigingen, hingen Blatt-Guirlanden von einem Fenster zum anderen und zogen über der Thüre einen weiten Triumphbogen.

Arnold mochte sich, da er Alles auf's Beste herausgeputzt sah, nicht in seinen Reisekleidern zwischen die Festtägler mischen, schnallte deshalb in des Schulzen Hause seinen Tornister auf, nahm seinen guten Anzug heraus und war eben mit seiner Toilette fertig, als Gertrud an die Thür klopfte und ihn abrief. Und wie wunderbar schön sah das Mädchen jetzt in ihrem einfachen und doch so reichen Schmucke aus, und wie herzlich bat sie ihn, sie zu begleiten, da Vater und Mutter erst später nachfolgen würden!

„Die Sehnsucht nach ihrem Heinrich kann ihr das Herz nicht besonders abdrücken,“ dachte der junge Mann freilich, als er ihren Arm in den seinen zog und mit ihr durch die jetzt einbrechende Dämmerung dem Tanzsaale zuschritt; aber er hütete sich wohl, einem derartigen Gedanken Worte zu geben, denn ein eigenes, wunderliches Gefühl durchzuckte seine Brust, und sein Herz klopfte ihm selber ungestüm, als er das der Jungfrau an seinem Arme pochen fühlte.

„Und morgen muß ich wieder fort,“ seufzte er

leise vor sich hin. Ohne daß er es selber wollte, waren aber die Worte zu dem Ohre seiner Begleiterin gedrungen, und sie sagte lächelnd:

„Sorgt Euch nicht um das — wir bleiben länger zusammen — länger vielleicht als Euch lieb ist.“

„Und würdest Du es gern sehen, Gertrud, wenn ich bei Euch bliebe?“ frug Arnold, und er fühlte dabei, wie ihm das Blut mit voller Gewalt in Stirn und Schläfe schoß.

„Gewiß,“ sagte das junge Mädchen unbefangen, „Ihr seid gut und freundlich — mein Vater hat Euch auch gern, ich weiß es, und — Heinrich ist doch nicht gekommen!“ setzte sie leise und wie zürnend hinzu.

„Und wenn er nun morgen käme?“

„Morgen?“ sagte Gertrud und sah ihn mit ihren großen dunklen Augen ernst an — „dazwischen liegt eine lange — lange Nacht. Morgen! Ihr werdet morgen begreifen, was das Wort bedeutet. Aber heint sprechen wir nicht davon,“ brach sie kurz und freundlich ab, „heint ist das frohe Fest, auf das wir uns so lange, so sehr sehr lange gefreut, und das wollen wir uns ja nicht durch trübe Gedanken verkümmern. Und hier sind wir auch am Orte — die Burschen werden nicht schlecht schauen, wenn ich mir einen neuen Tänzer mitbringe.“

Arnold wollte ihr etwas darauf erwidern, aber lärmende Musik, die von innen heraustönte, übertäubte seine Worte. Wunderliche Weisen spielten auch die Musikanten auf — er kannte keine einzige davon, und ward durch den Glanz der vielen Lichter, die ihm entgegenfunkelten, im Anfang fast wie geblendet. Gertrud führte ihn jedoch mitten in den Saal hinein, wo eine Menge junger Bauernmädchen plaudernd zusammen standen, und dort erst ließ sie ihn los, daß er sich, bis der Tanz begann, erst ein wenig umsehen und mit den übrigen Burschen bekannt werden konnte.

Arnold fühlte sich im ersten Augenblicke zwischen den vielen fremden Menschen nicht behaglich; auch die wunderliche Tracht und Sprache der Leute stieß ihn ab, und so lieb diese harten ungewohnten Laute von Gertrud's Lippen klangen, so rauh tönten sie von anderen an sein Ohr. Die jungen Burschen waren aber Alle freundlich gegen ihn, und Einer von ihnen kam auf ihn zu, nahm ihn bei der Hand und sagte:

„Das ist gescheut von Euch, Herr, daß Ihr bei uns bleiben wollt — führen auch ein lustiges Leben und die Zwischenzeit vergeht rasch genug.“

„Welche Zwischenzeit?“ frug Arnold, weniger erstaunt über den Ausdruck, als daß der Bursche so fest seine Ueberzeugung aussprach, daß er dieses Dorf

zu seiner Heimath machen wollte. „Ihr meint, daß ich hierher zurückkehre?“

„Und Ihr wollt wieder fort?“ frug der junge Bauer rasch.

„Morgen — ja — oder übermorgen — aber ich komme wieder.“

„Morgen? — so?“ lachte der Bursch — „ja dann ist's schon recht — na, morgen sprechen wir weiter darüber. Jetzt kommt, daß ich Euch unsere Vergnüglichkeit einmal zeige, denn wenn Ihr morgen schon wieder fort wollt, bekämet Ihr die am Ende nicht einmal zu sehen.“

Die Anderen lachten heimlich mit einander, der junge Bauer aber nahm Arnold an der Hand und führte ihn im ganzen Hause herum, das dicht gedrängt voll lustig schwärmender Gäste war. Erst kamen sie durch Zimmer, in denen Kartenspieler saßen und große Haufen Geldes vor sich liegen hatten, dann betraten sie eine Kegelbahn, die mit hellglänzenden Steinen ausgelegt war. In einem dritten Zimmer wurden Ringel- und andere Spiele gespielt, und die jungen Mädchen liefen lachend und singend aus und ein und neckten sich mit den jungen Burschen, bis auf einmal ein Tusch von den Musikanten, die bis dahin lustig fortgespielt, das Zeichen zum Beginn des Tanzes gab

und Gertrud jetzt auch an Arnolds Seite stand und seinen Arm faßte.

„Kommt, wir dürfen nicht die letzten sein," sagte das schöne Mädchen, „denn als des Schulzen Tochter muß ich den Tanz eröffnen."

„Aber was für eine seltsame Melodie ist das?" sagte Arnold, „ich finde mich gar nicht in den Takt."

„Es wird schon gehen," lächelte Gertrud; „in den ersten fünf Minuten findet Ihr Euch hinein, und ich sage Euch wie."

Laut jubelnd drängte jetzt Alles, nur die Kartenspieler ausgenommen, dem Tanzsaale zu, und Arnold vergaß in dem einen seligen Gefühle, das wunderbar schöne Mädchen in seinen Armen zu halten, bald alles Andere.

Wieder und wieder tanzte er mit Gertrud und kein Anderer schien ihm seine Tänzerin streitig machen zu wollen, wenn ihn die übrigen Mädchen im Vorbeifliegen auch manchmal neckten. Eines nur fiel ihm auf und störte ihn: dicht neben dem Wirthshause stand die alte Kirche und im Saale konnte man deutlich die grellen mißtönenden Schläge der zersprungenen Glocke hören. Bei dem ersten Schlage derselben aber war es, als ob der Stab eines Zauberers die Tanzenden berührt hätte. Die Musik hörte mitten

im Takte auf zu spielen; die lustig durcheinander wogende Schaar stand, wie an ihre Plätze gebannt, still und regungslos, und Alles zählte schweigend die einzelnen langsamen Schläge. Sobald aber der letzte verhallt war, ging das Leben und Jauchzen von Neuem los. So war es um acht, so um neun, so um zehn Uhr, und wenn Arnold nach der Ursache so sonderbaren Betragens fragen wollte, legte Gertrud ihren Finger an die Lippen, und sah dabei so ernst und traurig aus, daß er sie nicht um die Welt hätte mehr betrüben mögen.

Um zehn Uhr wurde im Tanzen eine Pause gemacht, und das Musikchor, das eiserne Lungen haben mußte, schritt dem jungen Volke voran in den Eßsaal hinab. Dort ging es lustig her; der Wein floß nur so, und Arnold, der nicht gut hinter den Uebrigen zurückbleiben konnte, berechnete sich schon im Stillen, welchen Riß dieser verschwenderische Abend in seiner bescheidenen Kasse machen würde. Aber Gertrud saß neben ihm, trank mit ihm aus einem Glase, und wie hätte er da einer solchen Sorge Raum geben können! — Und wenn ihr Heinrich morgen kam?

Der erste Schlag der elften Stunde tönte, und wieder schwieg der laute Jubel der Zechenden, wieder dieses athemlose Lauschen den langsamen Schlägen.

Ein eigenes Grauen überkam ihn: er wußte selber nicht weshalb, und der Gedanke an seine Mutter daheim zog ihm durch das Herz. Langsam hob er sein Glas und leerte es als Gruß den fernen Lieben.

Mit dem elften Schlage aber sprangen die Gäste von den Tischen auf; der Tanz sollte auf's Neue beginnen und Alles eilte in den Saal zurück.

„Wem habt Ihr zuletzt zugetrunken?“ frug Gertrud, als sie ihren Arm wieder in den seinen gelegt hatte.

Arnold zögerte mit der Antwort. Lachte ihn Gertrud vielleicht aus, wenn er es ihr sagte? — Aber nein — so brünstig hatte sie ja noch an dem Nachmittage an ihrer eigenen Mutter Grabe gebetet, und mit leiser Stimme sagte er:

„Meiner Mutter.“

Gertrud erwiderte kein Wort und ging schweigend neben ihm die Treppe wieder hinauf — aber sie lachte auch nicht mehr, und ehe sie wieder zum Tanze antraten, frug sie ihn:

„Habt Ihr Euere Mutter so lieb?“

„Mehr als mein Leben.“

„Und sie Euch?“

„Liebt eine Mutter ihr Kind nicht?“

„Und wenn Ihr nicht wieder heim zu ihr kämet?“

„Arme Mutter“ sagte Arnold — „ihr Herz würde brechen.“

„Da beginnt der Tanz wieder,“ rief Gertrud rasch — „kommt, wir dürfen keinen Augenblick mehr versäumen!“

Und wilder als je begann der Tanz; die jungen Burschen, von dem starken Wein erhitzt, tobten und jubelten und kreischten, und ein Lärmen entstand, das die Musik zu übertäuben drohte. Arnold fühlte sich nicht mehr so wohl in dem Toben, und auch Gertrud war ernst und still dabei geworden. Nur bei den anderen Allen schien der Jubel zu wachsen, und in einer Pause kam der alte Schulze auf sie zu, schlug dem jungen Manne herzhaft auf die Schultern und sagte lachend:

„Das ist recht, Herr Maler, nur lustig die Beine geschwenkt, den Abend; wir haben Zeit genug, uns wieder auszuruhen. Na, Trudchen, weshalb schneidest denn Du so ein ernstes Gesicht — paßt das zu dem Tanze heint? Lustig — hei da geht's wieder los! Jetzt muß ich meine Alte auch suchen, mit ihr den letzten Tanz zu machen. Stellt Euch an; die Musikanten blasen schon wieder die Backen auf,“ und mit einem Juchzer drängte er sich durch den Schwarm der lustigen Menschen.

Arnold umschlang wieder Gertrud zu neuem Tanze, als diese sich plötzlich von ihm losmachte, seinen Arm ergriff und leise flüsterte:

„Kommt.“

Arnold behielt keine Zeit sie zu fragen wohin, denn sie glitt ihm unter den Händen weg und der Saalthüre zu.

„Wohin, Trudchen?“ riefen ihr ein paar der Gespielinnen an.

„Bin gleich wieder da,“ lautete die kurze Antwort, und wenige Secunden später stand sie mit Arnold draußen in der frischen Abendluft vor dem Hause.

„Wo willst Du hin, Gertrud?“

„Kommt!“ Wieder ergriff sie seinen Arm und führte ihn durch das Dorf, an ihres Vaters Hause vorbei, in das sie hineinsprang und mit einem kleinen Bündel zurückkehrte.

„Was hast Du vor?“ fragte Arnold erschreckt.

„Kommt!“ war das Einzige was sie erwiderte, und an den Häusern vorbei schritt sie mit ihm, bis sie die äußere Ringmauer des Dorfes hinter sich ließen. Sie waren bis jetzt der breiten, festen und hartgefahrenen Straße gefolgt; jetzt bog Gertrud links vom Wege ab und schritt einen kleinen flachen Hügel hin-

auf, von dem aus man gerade auf die hellerleuchteten Fenster und Thüren des Wirthshauses sehen konnte. Hier blieb sie stehen, reichte Arnold die Hand und sagte herzlich:

„Grüßt Euere Mutter von mir — lebt wohl!“

„Gertrud,“ rief Arnold so erstaunt wie bestürzt — „jetzt mitten in der Nacht willst Du mich so von Dir schicken? Habe ich Dir mit irgend einem Worte weh gethan?“

„Nein, Arnold,“ sagte das Mädchen, ihn zum ersten Male bei seinem Vornamen nennend — „eben — eben weil ich Euch gern hab', müßt Ihr fort.“

„Aber so laß ich Dich nicht von mir im Dunklen allein in das Dorf zurück“ — bat Arnold; „Mädchen, Du weißt nicht, wie lieb ich Dich habe, wie Du mir das Herz in wenigen Stunden fest und sicher gefaßt hast. Du weißt nicht“ —

„Sprecht nichts weiter,“ unterbrach ihn Gertrud rasch, „wir wollen keinen Abschied nehmen. Wenn die Glocke zwölf geschlagen hat — es kann kaum noch zehn Minuten dauern — so kommt wieder an die Thüre des Wirthshauses — dort werd' ich Euch erwarten.“

„Und so lange“ —

„Bleibt Ihr hier auf dieser Stelle stehen. Ver=

sprecht mir, daß Ihr keinen Schritt zur Rechten oder zur Linken gehen wollt, bis die Glocke zwölf ausgeschlagen hat."

„Ich verspreche es, Gertrud, — aber dann" —

„Dann kommt" sagte das Mädchen, reichte ihm die Hand zum Abschied und wollte fort.

„Gertrud!" rief Arnold mit bittendem schmerzlichem Tone.

Gertrud blieb einen Augenblick wie zögernd stehen — dann plötzlich wandte sie sich gegen ihn um, warf ihre Arme um seinen Nacken, und Arnold fühlte die eiskalten Lippen des schönen Mädchens fest auf den seinen. Aber es war nur ein Moment, in der nächsten Secunde hatte sie sich losgerissen und floh dem Dorfe zu, und Arnold blieb bestürzt über ihr wunderliches Betragen, aber seines Versprechens eingedenk, an der Stelle stehen, wo sie ihn verlassen.

Jetzt erst sah er auch, wie sich das Wetter in den wenigen Stunden verändert hatte. Der Wind heulte durch die Bäume, der Himmel war mit dichten jagenden Wolken bedeckt, und einzelne große Regentropfen verriethen ein nahendes Gewitter.

Durch die dunkle Nacht glänzten hell die Lichter aus dem Wirthshause heraus, und wie der Wind dort herüber sauste, konnte er in einzelnen unterbrochenen

Stößen den lärmenden Klang der Instrumente hören — aber nicht lange. Nur wenige Minuten hatte er auf seiner Stelle gestanden, da hob die alte Kirchthurmglocke zum Schlagen aus — in demselben Moment verstummte die Musik oder wurde von dem heulenden Sturm übertäubt, der so arg über den Hang tobte, daß Arnold sich zum Boden niederbiegen mußte, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

Vor sich auf der Erde fühlte er da das Packet, das Gertrud aus dem Hause geholt, seinen eigenen Tornister und seine Mappe, und erschreckt richtete er sich wieder empor. Die Uhr hatte ausgeschlagen, die Windsbraut heulte vorüber, aber nirgends im Dorfe entdeckte er mehr ein Licht. Die Hunde, die kurz vorher gebellt und geheult, waren still, und dichter feuchter Nebel quoll aus dem Grunde herauf.

„Die Zeit ist um," murmelte Arnold vor sich hin, indem er seinen Tornister auf den Rücken warf, „und ich muß Gertrud noch einmal sehen, denn so kann ich nicht von ihr scheiden. Der Tanz ist aus — die Tänzer werden jetzt zu Hause gehen, und wenn mich der Schulze auch nicht über Nacht behalten will, bleib ich im Wirthshause — in der Dunkelheit fänd' ich überdies nicht meinen Weg durch den Wald."

Vorsichtig stieg er den leisen Abhang wieder hin-

unter, den er mit Gertrud heraufgekommen, dort den breiten und weißen Weg zu treffen, der in das Dorf hineinführte, aber umsonst tappte er unten in den Büschen darnach herum. Der Grund war weich und sumpfig; mit seinen dünnen Stiefeln sank er bis tief über die Knöchel ein, und dichtes Erlengebüsch schoß überall dort empor, wo er den festen Weg vermuthet hatte. Gekreuzt konnte er ihn in der Dunkelheit auch nicht haben, er mußte ihn fühlen wenn er darauf trat, und außerdem wußte er, daß die Ringmauer des Dorfes querüber lief — diese konnte er nicht verfehlen. Aber umsonst suchte er mit ängstlicher Hast darnach; der Boden wurde weicher und sumpfiger, je weiter er darin vordrang, das Gestrüpp dichter und überall von Dornen durchzogen, die seine Kleider zerrissen und seine Hände blutig ritzten.

War er rechts oder links abgekommen und an dem Dorfe vorbei? Er fürchtete, sich noch weiter zu verirren, und blieb auf einer ziemlich trockenen Stelle, dort zu erwarten, bis die alte Glocke eins schlagen würde. Aber es schlug nicht an, kein Hund bellte, kein menschlicher Laut tönte zu ihm herüber, und mit Mühe und Noth, durch und durch naß und vor Frost zitternd, arbeitete er sich wieder zu dem höher gelegenen Hügelhang zurück, an dem ihn Gertrud verlassen. Wohl

versuchte er von hier aus noch ein paar Mal in das Dickicht einzudringen und das Dorf zu finden, aber vergebens; zum Tode erschöpft, von einem eigenthümlichen Grausen erfaßt, mied er zuletzt den tiefen, dunklen, unheimlichen Grund, und suchte einen schützenden Baum, die Nacht dort zu verbringen.

Und wie langsam zogen die Stunden an ihm vorüber, denn zitternd vor Frost war er nicht im Stande, der langen Nacht auch nur eine Secunde Schlaf abzustehlen. Immer wieder horchte er dabei in die Dunkelheit hinein, denn immer auf's Neue glaubte er den rauhen Schlag der Glocke zu vernehmen, um immer auf's Neue sich getäuscht zu sehen.

Endlich dämmerte der erste lichte Schein aus fernem Osten; die Wolken hatten sich verzogen, der Himmel war wieder rein und sternenhell, und die erwachenden Vögel zwitscherten leise in den dunklen Bäumen.

Und breiter wurde der goldene Himmelsgürtel und lichter — schon konnte er deutlich um sich her die Wipfel der Bäume erkennen — aber vergebens suchte sein Blick den alten braunen Kirchthurm und die wettergrauen Dächer. Nichts als ein altes Erlengestrüpp mit einzelnen verkrüppelten Weiden dazwischen dehnte sich vor ihm aus. Kein Weg war zu erkennen, der

links oder rechts abführte, kein Zeichen einer menschlichen Wohnung in der Nähe.

Heller und heller brach der Tag an; die ersten Sonnenstrahlen fielen auf die weite grüne, vor ihm ausgebreitete Fläche, und Arnold, nicht im Stande sich dieses Räthsel zu erklären, wanderte ein ganzes Stück den Grund zurück. Er mußte sich in der Nacht, während er den Ort suchte, ohne daß er es wußte, verirrt und weiter davon entfernt haben, und war jetzt fest entschlossen ihn wieder aufzufinden.

Endlich erreichte er den Stein, an dem er Gertrud gezeichnet; den Platz hätte er unter tausenden wieder erkannt, denn der alte Fliederbusch mit seinen starren Aesten bezeichnete ihn zu genau. Er wußte jetzt genau, woher er gekommen war, und wo Germelshausen liegen mußte, und schritt rasch das Thal zurück, genau dieselbe Richtung beibehaltend, der er gestern mit Gertrud gefolgt war. Dort erkannte er auch die Biegung des Hanges, über dem der düstere Höherauch gelegen; nur das Erlengebüsch schied ihn noch von den ersten Häusern. Jetzt hatte er es erreicht — drängte sich hindurch und — befand sich wieder in dem nemlichen sumpfigen Moraste, in dem er in der letzten Nacht herumgewatet.

Vollständig rathlos und seinen eigenen Sinnen

nicht trauend, wollte er die Passage hier erzwingen, aber das schmutzige Sumpfwasser zwang ihn endlich, das trockene Land wieder zu suchen, und vergebens wanderte er dort jetzt auf und ab. Das Dorf war und blieb verschwunden.

Mit diesen unnützen Versuchen mochten mehrere Stunden vergangen sein, und die müden Glieder versagten ihm zuletzt den Dienst. Er konnte nicht weiter und mußte sich erst ausruhen; was half ihm auch das nutzlose Suchen; von dem ersten Dorfe, das er erreichte, konnte er leicht einen Führer nach Germelshausen bekommen und dann den Weg nicht wieder verfehlen.

Todesmatt warf er sich unter einen Baum — und wie war sein bester Anzug zugerichtet! — Aber das kümmerte ihn jetzt nicht; seine Mappe nahm er vor, und aus der Mappe Gertruds Bild, und mit bitterem Schmerz hing sein Auge an den lieben, lieben Zügen des Mädchens, das, wie er zu seinem Schrecken fand, schon einen zu festen Halt an ihn gewonnen hatte.

Da hörte er hinter sich das Laub rascheln — ein Hund schlug an, und als er rasch emporsprang, stand ein alter Jäger nicht weit von ihm und betrachtete sich neugierig die wunderliche, so anständig gekleidete und so verwildert aussehende Gestalt.

„Grüß Gott!“ rief Arnold, seelensfroh, einem Menschen hier zu begegnen, indem er das Blatt rasch wieder in die Mappe schob. „Sie kommen mir hier wie gerufen, Herr Förster, denn ich glaube, ich habe mich verirrt.“

„Hm,“ sagte der Alte, „wenn Sie hier die ganze Nacht im Busche gelegen haben — und kaum eine halbe Stunde nach Dillstedt hinüber zu einem guten Wirthshause — so glaub' ich das auch. Donnerwetter, wie sehen Sie aus, gerade als ob Sie eben Hals über Kopf aus Dornen und Sumpf kämen!“

„Sie sind hier im Walde genau bekannt?“ sagte da Arnold, der vor allen Dingen wissen wollte, wo er sich eigentlich befand.

„Ich sollt' es denken,“ lachte der Jäger, indem er Feuer schlug und seine Pfeife wieder in Brand brachte.

„Wie heißt das nächste Dorf?“

„Dillstedt — gerad dort hinüber. Wenn Sie da drüben auf die kleine Anhöhe kommen, können Sie es gleich unter sich liegen sehen.“

„Und wie weit hab' ich von hier nach Germelshausen?“

„Wohin?“ rief der Jäger, und nahm erschreckt eine Pfeife aus dem Munde.

„Nach Germelshausen.“

„Gott sei mir gnädig," sagte da der Alte, während er einen scheuen Blick umherwarf — „den Wald kenn' ich gut genug; wie viel Klaftern tief im Erdboden drinnen aber das „verwünschte Dorf" liegt, das weiß nur Gott — und — geht unser Einen auch nichts an."

„Das verwünschte Dorf?" rief Arnold erstaunt.

„Germelshausen — ja —" sagte der Jäger. „Gleich da drin im Sumpfe, wo jetzt die alten Weiden und Erlen stehen, soll es vor so und so vielen hundert Jahren gelegen haben, nachher ist's weggesunken — Niemand weiß warum und wohin, und die Sage geht, daß es alle hundert Jahre an einem bestimmten Tage wieder an's Licht gehoben würde — möchte aber keinem Christenmenschen wünschen, daß er zufällig dazu käme. — Aber zum Wetter noch einmal, das Nachtlager im Busche scheint Ihnen nicht gut zu bekommen. Sie sehen käseweiß aus. Da — nehmen Sie einmal einen Schluck aus der Flasche hier; der wird Ihnen gut thun — nur ordentlich!"

„Ich danke."

„Ach was, das war nicht halb genug — einen ordentlichen, dreimal geknoteten Schluck — so — das ist der ächte Stoff, und nun machen Sie, daß Sie hinüber in's Wirthshaus und in ein warmes Bett kommen!"

„Nach Dillstedt?“

„Nun ja, natürlich — näher haben wir keines.“

„Und Germelshausen?“

„Thun Sie mir den Gefallen und nennen Sie den Ort nicht wieder hier, gerade an der Stelle wo wir stehen. Lassen wir die Todten ruhen, und besonders solche, die überhaupt keine Ruhe haben und immer wieder einmal unversehens zwischen uns auftauchen!“

„Aber gestern hat das Dorf noch hier gestanden,“ rief Arnold, seiner Sinne selber kaum mehr mächtig; — „ich war darinnen — ich habe darin gegessen, getrunken und getanzt.“

Der Jäger betrachtete sich die Gestalt des jungen Mannes ruhig von oben bis unten, dann sagte er lächelnd:

„Aber es hieß anders, nicht wahr? — wahrscheinlich kommen Sie gerade von Dillstedt herüber, dort war gestern Abend Tanz, und das starke Bier, das der Wirth jetzt braut, kann nicht ein Jeder vertragen.“

Arnold öffnete, statt aller Antwort, seine Mappe und nahm die Zeichnung heraus, die er vom Kirchhofe aus entworfen hatte.

„Kennen Sie das Dorf?“

„Nein!“ sagte der Jäger kopfschüttelnd — „solch ein flacher Thurm ist hier in der ganzen Gegend nicht.“

„Das ist Germelshausen," rief Arnold — „und tragen sich so die Bauermädchen in der Nachbarschaft, wie das Mädchen hier?"

„Hm, — nein! — was ist denn das für ein wunderlicher Leichenzug den Ihr da darauf habt?"

Arnold antwortete ihm nicht; er schob die Blätter wieder in seine Mappe zurück, und ein eigenes, wehes Gefühl durchbebte ihn.

„Den Weg nach Dillstedt können Sie nicht verfehlen," sagte der Jäger gutmüthig, denn ein dunkler Verdacht stieg jetzt in ihm auf, daß es im Kopfe des Fremden nicht so ganz richtig sein möchte, — „wenn Sie es aber wünschen, will ich Sie begleiten, bis wir den Ort liegen sehen; ich gehe mir so nicht viel aus dem Wege."

„Ich danke Ihnen," wehrte aber Arnold ab. „Dort hinüber finde ich mich schon zurecht. Also alle hundert Jahre nur soll das Dorf nach oben kommen?"

„So erzählen die Leute," meinte der Jäger — „wer weiß aber, ob's wahr ist."

Arnold hatte seinen Tornister wieder aufgenommen.

„Grüß Gott!" sagte er dem Jäger die Hand entgegenstreckend.

„Schönen Dank!" erwiderte der Forstmann — „wo gehn Sie jetzt hin?"

„Nach Dillstedt."

„Das ist recht — dort oben über dem Hang kommen Sie auch wieder auf den breiten Fahrweg."

Arnold wandte sich ab, und schritt langsam seine Bahn entlang. Erst auf dem Hange oben, von dem aus er den ganzen Grund übersehen konnte, blieb er noch einmal stehen und schaute zurück.

„Leb' wohl, Gertrud!" murmelte er leise, und als er über den Hang hinüberschritt, drängten sich ihm die großen hellen Thränen aus den Augen.

Der gemalte Indianer.

Die vereinigten Staaten von Nordamerika waren von ihren rothen Ureinwohnern theils durch Verträge, theils durch Gewalt gereinigt worden und den Eingeborenen, oder sogenannten Wilden, die westliche Grenze, das sogenannte indianische Territorium angewiesen, um sich daselbst, angeblich für ewige Zeiten, niederzulassen und ihre Heimat zu gründen. Natürich wurden dort, auf einem verhältnißmäßig engen Raum, eine Menge verschiedener Stämme zusammengedrängt. So feindselig sich aber früher einzelne derselben auch mochten entgegengestanden haben, so sehr sahen sie hier die Nothwendigkeit eines friedlichen Betragens, wo den Friedensbrecher nicht mehr die weiten, schwerdurchdringlichen Wälder und Sümpfe schützten und die Strafe dem Vergehen auf dem Fuße folgte.

Auch die Jagd, die früher fast Allen den alleinigen Lebensunterhalt geboten hatte, reichte hier nicht mehr überall aus, ihre Existenz zu sichern. Der Indianer kennt und achtet keine Jagd- oder Schonzeit, und wo so viele vortreffliche Jäger auf einem kleinen Raum zusammengedrängt wurden, ist es natürlich, daß sie das Wild bald ausrotten oder verjagen mußten. Unter diesen Umständen hörte die Jagd auch auf ein Vergnügen zu sein, und viele der Stämme sahen sich ernstlich genöthigt, ihre Zuflucht zu dem, ihnen von den Staaten gebotenen Mittel zu nehmen: den Acker nemlich, den sie bewohnten, auch zu bebauen.

Viele der Stämme, besonders die Chocktaws, Cherokesen und selbst die Creeks, die sonst ihrer kriegerischen Neigungen wegen berüchtigt waren, haben sich civilisirt, d. h. das Christenthum und viele Sitten der Weißen angenommen. Die Cherokesen und Chocktaws geben sogar eine Zeitung heraus, und man findet bei diesen Stämmen vortrefflich angelegte Farmen und gute Schulen, — also mit den letzteren auch die Bürgschaft, daß eine heranwachsende Generation sich mehr und mehr den Sitten der Weißen anschließen und das alte wilde Leben vergessen wird. Zahlreiche Stämme haben aber auch noch, trotz diesem vortrefflichen Beispiel, die alte Lebensart beibehalten, ja zu ihrem

Schaden nur das von den Sitten der mit ihnen in Verbindung getretenen Weißen angenommen, was sie lieber hätten vermeiden sollen: Fluchen, Trinken und liederliches Leben.

Zu den letzteren gehört die Mehrzahl der Kaws oder Kansas-Stämme, der Kickapuhs, der Dacotas, Pawnees, Sioux und wie sie alle heißen, und selbst die Osagen haben ihre Lebensart nur wenig verändert, wenn sie sich auch, vor allen Anderen noch am Besten darin hielten, den bösen und für sie so gefährlichen Trunk zu vermeiden. Sie alle fast leben noch, so gut das eben geht, von der Jagd und dem, was ihnen die vereinigten Staaten für Abtreten ihrer früheren Ländereien, östlich vom Missisippi, bezahlt haben, und gehen somit langsam wohl, aber doch sicher, ihrer Ausrottung entgegen.

Nur fern im Westen, wo sie sich in den ungeheuren Steppen und mit Hülfe zahlloser Büffelheerden noch völlig unabhängig gehalten hatten, trieben einzelne Stämme ganz ihr früheres wildes Leben, überfielen und scalpirten, was sie von Weißen bekommen konnten, wagten sich sogar an die Karavanen, die in großen Zügen nach Oregon und später nach Californien und Neu-Mexiko wanderten, und nahmen nicht die geringste Notiz von den Gesetzen und Drohungen

ihrer mächtigen civilisirten Nachbarn, bis diesen die Geduld ausging, und ein Detachement Cavallerie gegen die räuberischen Horden ausgeschickt wurde, um ihnen wieder einmal auf eine Zeitlang Furcht einzujagen.

So interessant nun auch diese vollkommen wilden, wie die vollkommen civilisirten Indianer für uns sein mögen, ebenso großes Interesse — vielleicht noch größeres — bieten jene halbcivilisirten Eingeborenen, in denen der Wilde noch ganz und vollkommen steckt, die aber doch mit ihrem äußeren Menschen wenigstens, eine Veränderung vorzunehmen anfangen. Schade nur, daß diese nicht immer zum Besseren ausfällt.

Das „Feuerwasser," der Branntwein, ist ihre erste Leidenschaft, zugleich mit alten abgetragenen Kleidern der Weißen, dann kommt die Feuerwaffe, die Büchse, die ihnen, je scheuer das Wild, desto unentbehrlicher wird. Schmuck und Glaskorallen lieben sie ebenfalls, und suchen sich für den Erlös ihrer Jagden Messer, Pulver und Blei, Fischhaken und andere derartige Dinge zu verschaffen — nur das wirklich Gute der weißen Race, ihren Fleiß, ihre Ausdauer, ihr Sorgen für die Zukunft theilen sie nicht.

Der eigentliche Indianer lebt für den Moment,

für den einen Tag. Eine Vergangenheit, eine Zukunft existirt nicht für ihn, und während er vielleicht überredet werden kann die christliche Religion anzunehmen, weil er den Gott der Weißen für mächtiger hält, als seinen alten Manitu oder „großen Geist“ (er hat keine Ahnung, daß Beide ein Wesen sein könnten), behält er doch noch alle seine früheren abergläubischen Meinungen bei.

Abergläubischen? — Du lieber Gott, wo ist überhaupt die Grenze zwischen Glauben und Aberglauben, wo hört dieser auf, wo fängt jener an, und wenn wir der Sache recht genau auf den Grund sehen wollen, wer von uns ist nicht abergläubisch? Wer hat nicht dies oder das an sich, was er sich vielleicht selber kaum gestehen mag, und für das er wenigstens nicht den geringsten Grund anzugeben wüßte. Der Eine glaubt an Vorbedeutungen, der Andere an Ahnungen. Dieser will nicht zu Dreizehn an einen Tisch sitzen, jener nicht an einem Freitag eine Reise antreten. — „Unberufen!“ sagen die Frauen, wenn man sich über die Gesundheit ihres Kindes freut; — „hole dich der Teufel,“ oder gar noch etwas Schlimmeres, sagen die Jäger, wenn man ihnen Glück zur Jagd wünscht. Das alte Heidenthum steckt uns allen noch in den Gliedern und — soll ich aufrichtig sein —

möcht' ich es nicht einmal aus unserem Leben missen. In dem allen liegt noch ein reiches Theil von Poesie, das wir in unserem täglich hausbackener und praktischer werdenden Leben um Gottes Willen hegen und pflegen sollten — wir würden sonst eben zu gescheut, und das wäre am Ende gar nicht auszuhalten.

Aber von uns wollte ich eigentlich gar nicht reden, sondern von den Indianern, und auch nicht von diesen im Allgemeinen, sondern von einem Einzelnen, einem alten Osagen-Häuptling, der mit seinem kleinen, ziemlich zusammengeschmolzenen Stamm am westlichen Abhang der Ozarkgebirge lebte. Gebirg konnte man das Land umher auch schon eigentlich nicht mehr nennen. Es bestand nur aus wellenförmigen bewaldeten Hügeln, die sich zuletzt und gegen Westen hin immer mehr abflachten, um endlich ganz in die weiten ungeheuren Steppen auszulaufen, die sich zwischen den vereinigten Staaten und den Felsengebirgen ausdehnen.

Einzelne kleine indianische Dörfer lagen hier überall zerstreut und hie und da pflanzten die Eingeborenen auch corn (Mais), um ihre Wintervorräthe davon zu sichern — behaupten sie doch, daß eine indianische Gottheit selber auf die Erde heruntergekommen wäre, ihnen die Mais- und Tabakspflanze als Zeichen

ihrer Huld zu überreichen. Die Männer lebten großentheils aber doch nur von der Jagd, so sehr auch das Wild schon verdünnt und scheu gemacht war und so viel Mühe es ihnen kostete, es zu erlangen. Das rastlose Blut stak einmal in ihnen, und es war gar schwer, es in eine ruhigere, geregelte Bahn hineinzuleiten.

Weiße besuchten sie dabei von Zeit zu Zeit, um ihnen um einen Spottpreis ihre Felle, Bärenfett und Honig abzukaufen und andere Waaren dafür zurückzulassen; kamen aber doch verhältnißmäßig selten, da die Osagen nur in einzelnen Fällen ihr „Feuerwasser," das jenen den meisten Profit abwarf, haben wollten. Der kleine Stamm hielt sich deßhalb mäßig und zurückgezogen und beging keine Uebergriffe auf weißem Gebiet, achtete aber auch ebenso streng darauf, daß kein weißes liederliches Gesindel ihnen lästig wurde. Ruhige Fremde jedoch, die zu ihnen kamen, wurden freundlich und gastlich aufgenommen, und der kleine Stamm befand sich dadurch so zufrieden und glücklich, wie sich Leute eben befinden können, die aus ihrer alten, liebgewonnenen Heimat durch Fremde verjagt wurden.

Der alte Häuptling nur, Olatuoh mit Namen, schien sich vollkommen wohl hier zu befinden. Auf sei-

nem früheren Wohnsitz hatte er in ewigem Zank und Streit mit seinen Nachbarn gelebt, der gar nicht selten auch in offene Feindseligkeiten ausartete. Jetzt fand er Ruhe, denn die Nachbarn mußten ihn wohl ungestört lassen, wenn sie nicht den Zorn der mächtigen Weißen auf sich laden wollten, während er selber in seiner Jugend Krieg und Streit über und übergenug gehabt, um alle derartige Aufregungen in vorgerücktem Alter mit Leichtigkeit entbehren zu können.

Da kam eines Tages ein junger weißer Mann in sein Zelt, der wunderbarer Weise nicht einmal Englisch sprach oder sich wenigstens nur sehr schwer darin verständlich machen konnte. Er trug einen breiten leichten Packen auf dem Rücken und kein Gewehr, etwas, worüber die Indianer besonders erstaunten, trat aber zu ihnen in die Hütte, war freundlich gegen alle, spielte mit den Kindern, wodurch er sich augenblicklich das Herz der jungen Squaw, der Tochter des Alten gewann, und setzte sich endlich draußen vor irgend einen Baum oder Strauch, um sie in sein großes Buch, das sich in dem Packen befand, abzumalen.

Dem alten Olatuoh war das etwas ganz Neues. Einen Maler hatte er noch nie gesehen, überhaupt

keine Idee, daß ein solcher existire, denn wenn ihm auch hie und da schon ein oder das andere Bild mochte vorgekommen sein, dachte er gar nicht daran, nach einem Urheber desselben zu forschen. Es war eben da, wie Gras, Bäume, Wild, Menschen und Berge ebenfalls da waren — irgend jemand hatte es gemacht. Hier aber fand er solch einen „irgend jemand," der Dinge, die er vor seinen Augen in Wirklichkeit sehen konnte, mit einzelnen Strichen auf die weißen Blätter zauberte, daß sie eben wie wirklich aussahen, und mit dem größten Interesse verfolgte er die Arbeiten des jungen Fremden, der sich ebenso sehr an der Gesellschaft des alten bemalten Kriegers zu erfreuen schien.

So vergingen den Beiden zwei oder drei Tage außerordentlich schnell, und der junge Maler, ein Deutscher, war dabei der gern gesehene und sehr willkommene Gast des Alten geworden, der ihn behandelte, als ob er in der That mit zur Familie gehörte. Olatuoh vergaß sich soweit in seiner Gesellschaft, daß er in dieser Zeit nicht einmal hinaus auf die Jagd ging, sondern dem Maler auf Schritt und Tritt folgte und endlich sogar zu seinem immer wachsenden Erstaunen fand, wie dieser selbst die junge Squaw und die Kinder auf das Papier brachte.

Eigenthümlich war die Wirkung des ersten Bildes — seiner Tochter — deren Gesichtszüge und Gestalt kaum deutlich unter dem Zeichenstift und den Farben hervortraten, als der alte Mann schon fort in die Nachbarschaft stürzte, um den ganzen Stamm herbeizurufen und ihn das Wunder mit ansehen zu lassen. Die Indianer sammelten sich jetzt um den lächelnd in ihrer Mitte sitzenden Maler, und bald das Bild, bald das Original anstaunend, brachen sie endlich in einen lauten Jubel aus.

Auch die Kinder kamen an die Reihe — eines nach dem anderen — die drei Hunde, die vor der Hütte lagen; der Wigwam selbst mit seinen bemalten und verzierten Büffelhäuten, und Olatuch konnte sich nicht satt sehen an dem allen. Eine Ueberraschung war ihm aber doch vorbehalten: der Vorschlag nemlich, sich selber hinzusetzen und auch s e i n Bild den übrigen hinzuzufügen. Daran hatte er noch gar nicht gedacht, und als ihn der Fremde darum bat, erschrack er ordentlich und trat ein paar Schritte von ihm zurück, als ob ihm selbst der Vorschlag schon gefährlich schiene.

Er fürchtete sich wahrlich vor keinem körperlichen Feind. Der kräftigste Gegner hätte vor ihm aufstehen und ihn zum Kampfe fordern können, und der alte,

noch markige Bursche würde keinen Zollbreit vor ihm gewichen sein — war er doch in blutigen Kriegen und Ueberfällen groß geworden und ergraut. Hier aber trat ihm etwas entgegen, für das er eigentlich noch gar keinen Namen hatte — ein unbestimmtes Ding, ein Etwas, eine Kunst — für ihn gleichbedeutend mit Zauberei, der er vollkommen ruhig und gleichgültig zugesehen hatte, so lange sie sich mit andern Gegenständen befaßte, die ihm aber höchst bedenklich erschien, sobald sie sich auch auf ihn selber erstrecken sollte.

Figuren, die einen Krieger, einen Hirsch, ein Pferd, einen Bär vorstellen sollten, hatte er selber schon oft und oft auf Büffelhäute mit rother und blauer Farbe gemalt und malen sehen und nicht das mindeste Ungehörige dabei gedacht. Jene Gestalten glichen auch in der That nur so entfernt menschlichen Wesen oder den beabsichtigten Thieren, daß in ihrer Ausführung nicht die geringste Gefahr liegen konnte. Es waren noch nicht einmal die Schatten der wirklichen Dinge. Hier aber in diesen Bildern lebten die bezeichneten Wesen; es war Einem ordentlich, als ob sie sich bewegen könnten und in der nächsten Minute anfangen würden zu sprechen. Und sich selber dazwischen zu haben in dem großen engen Buch — Nachts einge-

schlossen und zusammengebunden und an die Wand gestellt, und vielleicht später weit hinaus in die Ansiedlungen der Weißen getragen, wo er keine Seele kannte — das war etwas, was doch noch weitere und reiflichere Ueberlegung verlangte, und für heute schlug er dem Maler seine Forderung kurz und entschieden ab — morgen oder übermorgen wollte er ihm vielleicht sagen, wie er darüber dächte.

Es ist überhaupt Sitte bei den indianischen Stämmen — und darin könnten wir sie uns vielleicht zum Muster nehmen — eine wichtige Sache nicht augenblicklich zu beantworten, sondern eine Nacht darüber hingehn zu lassen. Abends ist der Geist aufgeregt, Morgens ist er ruhig und besonnen, und die Nacht hindurch bleibt Zeit, das für und wider zu bedenken und zu erwägen. Morgen wollte Olatuch antworten.

Olatuch verbrachte zum erstenmal seit langer Zeit eine unruhige Nacht. Wieder und wieder kam es ihm, selbst im Traum vor, daß er in dem großen engen Buch des Malers stäcke und keinen Athem schöpfen könne. Es war, als ob ihm jemand die Kehle zuschnüre, und er sprang sogar im Schlaf empor, nach seinem Tomahawk zu greifen und sich frei zu hauen. Völlig erwacht schämte er sich aber, solchen albernen

Gedanken Raum gegeben zu haben, und wie erst der Morgen graute und er sich das alles ruhig und kaltblütig überdachte, kam er endlich zu dem Entschluß, daß solche Furcht und Einbildung eines Mannes und Kriegers unwürdig, und deßhalb abzuschütteln und zu verachten sei.

Selbst die Frauen und Kinder hatten ihre Figuren in das Buch packen lassen und mit keiner Wimper dabei gezuckt, kein Wort dazu gesagt, und sollte er sich von diesen an Verachtung irgend einer Gefahr, welcher Art sie auch immer sei, übertreffen lassen? Das ging unmöglich an, und ohne eine Silbe weiter zu äußern, begann er seinen vollen Häuptlingsstaat mit Federschmuck und Farben anzulegen, um seinem Geschick würdig, wie es einem Krieger und Häuptling gezieme, entgegentreten zu können.

An die Füße zog er die reich mit bunten Perlen und kleinen Muscheln verzierten Moccasins, die ihm seine Tochter selber mit kunstvoller Hand gestickt. Seine besten Leggins legte er an, deren ausgefranzte Nähte die Scalpe erlegter Feinde schmückten. Seine feine Tunica von zart gegerbter und reich bemalter Büffelhaut warf er über, den Pelz nach innen, trotz dem warmen Wetter, und auch diese trug vorn auf der Brust und oben auf den Achseln einen wahren

Schatz von Zierrathen, den die indianischen Squaws gar kunstvoll verstehen aus bunten Federn, Glaskorallen, kleinen Muscheln und gefärbten Streifen Hirschhaut herzustellen. Das wunderbarste aber war sein Kopfputz, aus der Kopfhaut des Büffels als eine Art Helm bereitet, in dem die kurzen drohenden Hörner sorgfältig gelassen waren; daran wieder hingen mit kleinen Messingschellen versehene Bärentatzen, und mächtige Adlerfedern standen hinten aus und liefen ihm wie ein weiter Kamm den ganzen Rücken nieder. Sein größter Stolz aber blieb ein Halsschmuck von den wohl sechs Zoll langen Krallen des Grizzlybär — alle von selbst erlegten Thieren — den er nur bei ganz festlichen und außergewöhnlichen Gelegenheiten umzuhängen pflegte. Also angethan, steckte er seinen Tomahawk in den Gürtel, nahm sein von den Weißen eingehandeltes Gewehr, eine sogenannte lange Chocktaw-Büchse, in die Hand und stellte sich entschlossen dem sehr angenehm überraschten Maler vor.

Dieser säumte auch nicht, ohne weiteres an die Arbeit zu gehen und den günstigen Augenblick zu benutzen, denn daß sich der Alte nicht gern malen ließ, hatte er schon gemerkt. Nur eine Einwendung hatte er an der Ausstaffirung des Wilden: er wünschte nemlich diesen nicht mit der europäischen Feuerwaffe,

sondern mit seinem alten, ihm eigenthümlichen Bogen, oder wenigstens mit der langen, federgeschmückten Lanze zu malen, an der auch noch einige Scalpe als Siegestrophäen hingen. War doch die Büchse das einzige Fremdartige, das er an sich trug.

Olatuoh hatte aber die neue Waffe viel zu lieb gewonnen, um sich von ihr zu trennen, verweigerte hartnäckig die Lanze und begriff aus dem gebrochenen Englisch des Fremden gar nicht, weßhalb dieser nicht die viel wirksamere und deßhalb bessere Waffe malen wolle. Der Künstler merkte auch bald, daß er dem Alten zu Willen sein müsse, wenn er ihn nicht ganz davon abschrecken wolle, zeigte sich also bereit ihn zu malen, wie er da vor ihm stand, und zwar mit der Büchse, und ging augenblicklich, von der ganzen übrigen Familie dabei schüchtern umstanden, an die Arbeit.

Es war ein prachtvoller Vorwurf für einen Maler, dieser alte kupferbraune, mit Narben bedeckte und in Wetter und Schlachten ergraute indianische Krieger, mit all seinem wunderlichen Schmuck behangen. Selbst der starre Trotz, der jetzt in seinen Zügen lag, paßte prächtig zu seiner ganzen übrigen Erscheinung. Und doch galt dieser eigentlich nur dem Fatum, dem der Wilde hier die Stirn bot, indem er sich eben ab-

malen ließ und die Folgen davon noch nicht übersehen konnte. Der junge Deutsche ging auch mit Lust und Liebe und einem solchen Eifer an seine Arbeit, daß die Gestalt des Alten unter seinen Händen wirklich wie durch Zauberei herauswuchs, und laute Ausrufe des Staunens von den Umstehenden unterbrachen ihn oftmals, wenn er mit einigen kühnen Pinselstrichen ein oder den andern Theil der Kleidung rasch hervorgehoben hatte.

Die Ausführung des Kopfes, den er im Anfang nur entwarf, sparte er sich bis zuletzt auf, und als jetzt plötzlich Zug nach Zug sichtbar wurde, als die Büffelhörner herausstarrten und selbst die blauen und rothen Streifen der Malerei auf Wangen und Stirn hervortraten, da kannte der Jubel der Frauen keine Grenzen mehr. Aufspringend und mit ausgestreckten Armen und Fingern auf das Bild zeigend, schrieen und jauchzten sie: „Da ist er. Da ist er! Olatuoh, Olatuoh — hoh! hoh! hoh!“

Olatuoh zuckte bei dem Ruf einmal empor, als ob er selber sehen wollte, was die Anderen so ungemein ergötzte; aber er hielt es auch, als Häuptling und Krieger, unter seiner Würde, Neugierde zu verrathen. Das Unglück war überhaupt jetzt einmal geschehen und — mochte nun kommen, was da wollte,

er fühlte den Muth in sich, dem Schlimmsten selbst die Stirn zu bieten.

Jetzt dauerte es aber auch nicht mehr lange, bis das Bild vollendet war. Mit ein paar Pinselstrichen gab der Maler im Hintergrund noch den Wigwam an und die alte Eiche, unter dem er stand, änderte oder verbesserte noch ein paar Kleinigkeiten an der ganzen Figur und stand dann auf, dem alten Häuptling sein jetzt beendigtes anderes Ich zu zeigen.

Olatuoh blieb in seiner Stellung. Mit der rechten Hand auf die Büchse gestützt, die linke nachlässig an dem im Gürtel steckenden Tomahawk, den rechten Fuß vor, den Kopf hoch und stolz, wie herausfordernd erhoben, so stand er da und erwartete schweigend den Maler, der lächelnd mit dem Bild auf ihn zukam. So fest er sich aber auch mochte vorgenommen haben, kein Erstaunen über irgend etwas zu zeigen — von Furcht konnte überhaupt keine Rede sein, — so überraschte ihn doch der Anblick seiner selbst, der ihm hier wie aus einem Spiegel entgegenleuchtete, zu sehr.

„Wah!“ rief er aus und faßte natürlich Büchse und Tomahawk fester, — aber es war auch wirklich nur ein Moment, und schon im nächsten Augenblick stand er wieder so fest und ehern, wie aus Stein ge-

hauen, und starrte das Wunder an, ohne eine Muskel seines Gesichts dabei zu verziehen.

„Und wie gefällt Euch das Bild, Olatuoh?" fragte endlich der Fremde, der wohl ein Lob aus dem Munde des Häuptlings erwartet haben mochte.

„Wenn meine Squaw noch lebte," entgegnete der Alte, „hättest du sie fragen können, wie ich ihr gefiele. Ich gefalle mir immer gut."

„Und ist es ähnlich?"

„Aehnlich? — Nein."

„Nicht?" rief der Maler erschreckt.

„Nein," erwiderte der Alte trocken, „es ist ich selbst, und wenn ich dereinst zum großen Geist eingegangen bin, wird Olatuch noch immer auf der Erde wandern und keine Ruh im Grabe haben. Aber was thut's — Olatuoh ist ein großer Häuptling — er fürchtet sich nicht." Und sich abdrehend, schritt er still und langsam in seinen Wigwam hinein, um dort sich von seinem Häuptlingsschmuck zu entkleiden und sein gewöhnliches ledernes Jagdhemd wieder anzulegen. Der dicke Pelz war ihm in der Sonne etwas zu warm geworden.

Der übrige Stamm konnte sich indessen an dem Bild nicht satt sehen, und immer wieder auf's Neue entdeckte Einer oder der Andere etwas, das sie bis dahin noch nicht bemerkt hatten, und das er den Uebri-

gen jetzt mit Jubel zeigte. So oft wanderte dasselbe auch durch die nicht überreinlichen Hände der Wilden, daß der Künstler nicht mit Unrecht Schaden fürchtete. Dem vorzubeugen, nahm er es deßhalb wieder an sich, legte es in seine Mappe zu den übrigen und beschloß, da er hier jetzt seinen Zweck vollkommen erreicht hatte, seinen Stab noch an demselben Abend weiter zu setzen. Die Indianer erfuhren das erst, als er seine paar Habseligkeiten zusammengepackt hatte und zur Reise wieder gerüstet vor Olatuoh trat, Abschied von ihm zu nehmen und ihm für die genossene Gastfreundschaft zu danken.

Olatuoh war etwas bestürzt, als er den Maler vollständig reisefertig sah. Weßhalb eilte der Fremde jetzt so, da er sein Bild in dem großen Buche hatte? Was wollte er damit anfangen und wohin ging er? — Aus seiner Reiseroute machte der junge Mann aber gar kein Geheimniß. Er beabsichtigte noch einige der benachbarten Stämme zu besuchen, dabei nach dem Arkansasfluß zuzuhalten und diesen dann bis Fort Smith hinunter zu gehen, von wo aus er auf einem Dampfboot leicht wieder in die Staaten zurückkehren konnte.

Die jungen Leute forderten ihn freundlich auf, noch bei ihnen zu bleiben und mehr „Gesichter zu

machen"; er lehnte es aber dankend ab, schüttelte allen herzlich die Hand und zog dann den nächsten Pfad nach Südwesten hin, um seine beabsichtigte Reise fortzusetzen.

Als Olatuoh ihm die Hand reichte, war es einmal, als ob der alte Häuptling noch etwas mit ihm sprechen, noch ihn um etwas fragen wolle. Was es aber auch gewesen, er unterdrückte es wieder. Schweigend und würdevoll nickte er dem Fremden zu und drehte sich dann von ihm ab, als ob es ihm ganz gleichgültig wäre, wohin er „mit seinem Gesicht" ginge.

So wenig sich aber auch Olatuoh, seiner Häuptlingswürde eingedenk, gegen irgend jemand aussprach, ja so viel er vor sich selber zu verbergen suchte, was ihn bewegte, so war doch mit dem Mann seit diesem Morgen etwas vorgegangen, das sein ganzes inneres und äußeres Wesen veränderte. Er rauchte außerordentlich viel, saß still und regungslos auf seinem Büffelfell, gab, wenn er um etwas gefragt wurde, verkehrte oder gar keine Antworten, und betrachtete nur manchmal vorsichtig und wie scheu seine Arme und Beine, als ob er fürchte, daß mit diesen eine Veränderung vorgehen müsse, seit der Maler sie in seinem großen Buche davon getragen.

Nichts derartiges geschah aber. Er verspürte am

Abend denselben Appetit, den er früher gehabt; er konnte sich ebenso kräftig und frei bewegen, wie bisher, und seine Hand — aber „wenn es nun in der Nacht kam?“ Der Gedanke erfüllte ihn mit einer neuen Sorge, und scheu sah er an diesem Abend die Sonne hinter dem fernen Horizont der Steppe sinken. — Wie würde sie ihn wiederfinden, wenn sie am nächsten Morgen aus den grünbelauten Bäumen im Osten vortauchte? — „Wie einen Mann,“ dazu war Olatuoh fest entschlossen, und mit dem Gedanken wickelte er sich, dem Geschick und allen zauberischen Malern trotzend, an dem Abend fest und ingrimmig in seine Decke, den Morgen zu erwarten.

Der Morgen kam, aber keine der, wenn auch nur heimlich gefürchteten Veränderungen an Olatuoh's Körper. Vorsichtig drehte er allerdings den Kopf, streckte dann das rechte und nachher das linke Bein aus, probirte seine Arme, ob er sich darauf emporheben könne, und ließ nicht eher nach, bis er sich überzeugt hatte, daß alle seine Glieder noch in der gehörigen Ordnung seien. Davon nun einmal versichert, lehnte er sich wieder zurück, lag noch eine ganze Weile still vor sich hinlächelnd da, und stand dann langsam und behaglich auf, seiner gewöhnlichen Beschäftigung, der Jagd, nachzugehen. Eigentlich hätte er schon gestern

hinaus gesollt, denn Wildpret war in seinem Wigwam rar geworden — aber der Fremde! — Bah — einen Hirsch erlegte er leicht, kannte er doch jeden Wechsel der schlauen Thiere, und ihm und seiner treuen Büchse war verfallen, was ihm nur vor das Rohr kam.

Seinen Töchtern konnte indessen das veränderte Betragen des Alten am vorigen Tage keineswegs entgangen sein. Zu gut erzogen, wagten sie aber natürlich nicht ihn darin zu stören, oder gar nach der Ursache zu fragen. Desto mehr erfreut waren sie, heut Morgen alle die trüben Schatten wieder geschwunden zu sehn, die gestern noch seine Stirn umwölkt hatten. Er war wieder der Alte geworden, verzehrte sein frugales Mahl, sah nach der Sonne, und als er die rechte Zeit gekommen glaubte, nahm er seine Büchse und Kugeltasche und verschwand gleich darauf im Wald.

Er wußte nemlich — wie jeder Indianer und überhaupt amerikanische Jäger — daß die Hirsche, die Morgens gern in ihrem Bett sitzen bleiben, so lange der schwere Thau auf dem Grase liegt, aufstehen, sobald der Mond aufgeht, ob das nun um neun, zehn, elf Uhr Morgens oder zu irgend einer andern Tageszeit ist. Dann äsen sie sich ein paar Stunden und thun sich gewöhnlich Mittags zu längerer Rast wieder nieder.

Der Mond war jetzt auf, der Thau so ziemlich abgetrocknet, der Wind außerdem günstig, den Pirschgang gleich von der Nähe des Lagers aus zu beginnen, und Olatuoh, seine Büchse geschultert, mit den weichen Moccasins auch nicht das geringste Geräusch auf dem noch feuchten Laub machend, schritt mit leichtem und fröhlichem Herzen in den Wald hinein — kam mit schwerem und sorgenvollem Herzen aus dem Wald zurück.

Etwa eine halbe Stunde Wegs von seinem Wigwam entfernt, in einem kleinen engen Thal, in dem der Alte eine versteckte und natürliche Salzlecke wußte, hatte er den ersten Hirsch sich ruhig darauf zu äsend gefunden. Jeden Strauch dabei benutzend, jede Erhöhung des Bodens, war er vorsichtig an ihn auf kaum siebzig oder achtzig Schritte angepirscht. Zum Schuß fertig, nahm er dann mit der linken Hand einen kleinen dürren Zweig vom Boden auf und brach ihn entzwei — im Nu hielt der Hirsch und horchte dem verdächtigen Geräusch, aber schon berührte auch der Finger des Indianers den Drücker und der Hirsch flog in seinen Fährten herum und verschwand gleich darauf im Dickicht.

Olatuoh kümmerte das sehr wenig. Er hatte richtig gezielt und war gut abgekommen; überdies fehlte er

fast nie — wie der Hirsch herumgefahren war, bewies ebenfalls, daß er die Kugel bekommen haben mußte, und hundert Schritt weiter fand er ihn jedenfalls verendet. Sorgsam lud er vor allen Dingen die abgeschossene Büchse wieder und schritt dann langsam dem Anschuß zu, um zu sehen, was er für „Schweiß" dort fände.

Den Platz hatte er sich gut genug gemerkt — dort saß auch die Kugel in einer schwachen Kiefer. Jedenfalls war sie durch den Hirsch dort hineingeschlagen — aber nicht einen Tropfen Schweiß fand er in den leicht entdeckten Fährten — kein abgeschossenes Haar, und wie er weiter und weiter darin suchte, ohne ein einziges tröstliches Zeichen entdecken zu können, mußte er sich zuletzt eingestehn, daß er den Hirsch richtig und unwiderruflich gefehlt habe.

Der alte Olatuoh schüttelte mißmuthig mit dem Kopf — es war ihm das seit langer Zeit nicht geschehen, und er mit seinem Schuß höchst unzufrieden. Besser konnte er nie hoffen, an einen Hirsch hinanzukommen, wie an diesen; aber es ließ sich eben nicht mehr ändern und war geschehen, und weiter zog er auf seiner Bahn, ein ander Stück Wild vielleicht noch zum Schuß zu bekommen.

Etwa eine Stunde später fand er eine Stelle, wo

ein Bär die Steine umgedreht hatte, um nach darunter liegenden Käfern zu suchen; bald darauf kam er zu einem verfaulten und morschen Ast, der von demselben Bär jedenfalls auseinander gerissen war, der darin sitzenden Würmer wegen, und der Fährte nachgehend, traf er sogar sein Bett an, das der braune Bursche nur erst vor kurzer Zeit konnte verlassen haben.

Olatuoh hatte in dem einen Augenblick alles Andere vergessen, und nur vorsichtig den weiteren Spuren folgend, traf er den Bären endlich in einer kleinen Niederung, in der eine Unmasse von Heidelbeeren wuchsen. Petz beschäftigte sich hier sehr angenehm, die reichbedeckten Sträucher sorgfältig abzuzupfen, und schien sich um weiter gar nichts zu bekümmern. Wie eine Schlange aber, durch das niedere Gestrüpp schlich und glitt der Indianer auf ihn zu, bis er einen alten, umgestürzten Baum erreichte. Hinter diesem pirschte er sich vor, legte seine Büchse, um recht sicher zu sein, auf die vorstehenden Wurzelzacken — und schoß.

Der Bär richtete sich, wie er den Schuß hörte, rasch empor und äugte nach allen Seiten umher. Der aufsteigende Pulverrauch verrieth ihm aber rasch den Feind, und die gefährliche Nähe meidend, trabte er dem nächsten Dickicht zu, in dem er, kaum zwei Minuten später, verschwand.

Der Indianer blieb wie an den Boden gewurzelt stehen und sah ihm nach. Hatte er den Schuß, die Büchse aufgelegt, der Bär kaum fünfzig Schritt entfernt, wieder gefehlt? — Es war nicht anders. Als er endlich nachsuchte, fand er nicht einen Tropfen Schweiß — nicht einmal auf einer Stelle, wo der Bär etwa 15 Schritt breit über eine lichte offene Sandstelle hinüber geflohen war.

Er lud seine Büchse wieder und ging weiter, aber allerhand wirre, häßliche Gedanken zuckten ihm durch den Kopf. Er achtete kaum mehr auf seinen Pirschgang und wurde erst wieder darauf aufmerksam, als er mitten in ein Volk Truthühner hineinlief. Die schweren Vögel flatterten in die nächsten hohen Bäume hinauf und sahen von dort, die langen Hälse nach ihm drehend, herunter. Er trat zum nächsten Baum, legte die Büchse fest daran, zielte lang und bedächtig nach einem alten Gobler, der hoch über ihm in einer mächtigen Eiche stand, und drückte ab.

Gleich nach dem Schuß bückte er sich rasch, unter dem Pulverdampf hin den getroffenen Vogel abfallen zu sehen — aber nichts fiel. Die Truthühner strichen bei dem Knall ab und weiter — auch der, auf den er gehalten, — und der alte Indianer setzte sich auf den nächsten Baumstamm, lehnte sein Gesicht in beide

Hände und starrte still und schweigend wohl eine volle Stunde vor sich nieder. Dann stand er langsam auf, reinigte seine Büchse und lud sie wieder, hob sie auf die Schulter und schritt, den Blick am Boden haftend, in gerader Richtung durch den Wald seiner Heimat zu. Die Seinen waren allerdings erstaunt, ihn ohne Beute heimkehren zu sehen, wagten aber nicht, ihn nach der Ursache zu fragen. Glücklicher Weise hatte Nemeswako, der Schwiegersohn Olatuohs, einen Hirsch erlegt und somit Provisionen zum Wigwam geschafft.

Olatuoh aß an dem Abend fast gar nichts und suchte früh sein Lager; am andern Morgen war er vor Tagesgrauen wieder auf, packte sich eine tüchtige Portion Wildpret in seine wollene Decke, warf diese auf den Rücken, schulterte seine Büchse und verließ den Wigwam mit raschen Schritten in südwestlicher Richtung. Niemand fragte ihn dabei wohin er ging; er selber sagte zu keinem der Seinen eine Silbe. Das hatte er auch schon öfter gethan, daß er drei, vier und mehr Tage von daheim fortgeblieben war, und wenn er zurückkehrte, erzählte er ebenso wenig, wo er die Zeit gewesen — wen überhaupt ging das etwas an?

Olatuoh aber war diesmal auf einem langen und schwierigen Zug begriffen, von dem allerdings keiner der Seinen eine Ahnung haben konnte, denn nicht um

zu jagen ging er aus, sondern den verrätherischen weißen Mann wieder aufzufinden — der ihm sein Gewehr mit fortgenommen hatte. Ueber seinen Körper hatte er keine Macht bekommen, nicht über seinen Tomahawk oder sein Scalpirmesser, das alles waren Theile und Waffen des rothen Mannes, und der große Geist litt nicht, daß der Gott der Weißen darüber Gewalt erhalten sollte. — Aber die Büchse war von den weißen Männern selber kunstvoll gefertigt worden, über die hatten sie Gewalt, und als sie jener fremde Mann in sein Buch nahm und mit fort trug, mußte er den Geist, der in ihr saß, bezaubert haben. — Keine Kugel traf mehr, wenn er die Büchse sich nicht wieder holte.

Von dem Gedanken erfüllt, nur das eine Ziel vor sich, den flüchtigen Fremden wieder zu finden, und wenn er ihn mitten aus den Ansiedlungen und Dörfern der Weißen herausholen sollte, wanderte er seine lange, einsame Bahn. Zu Mittag rastete er ein wenig, zündete sich ein Feuer an und röstete etwas Fleisch, und gegen Abend erreichte er ein Dorf der Potowotamies, wo er die erste Spur von dem Verfolgten fand.

Der weiße Mann mit dem großen Buch, der keine Büchse trug, war gestern hier durch gekommen

und hatte, wie ihm der Häuptling sagte, seine Zaubereien bei ihnen beginnen wollen — aber der ganze Stamm war ausgerückt, alle Krieger mit ihren Waffen, und Einer von ihnen hatte zu ihm gesprochen, daß sie Frieden mit ihrem weißen Vater in Washington hätten und keines seiner Kinder tödten wollten, aber sie duldeten auch nicht solche böse „Medicin" unter sich, und wenn es der Fremde mit Gewalt versuchen wollte, möge er sich die Folgen selber zuschreiben.

Der arme Teufel von Maler führte als einzige Waffe nur einen Regenschirm bei sich, mit dem er nicht hoffen durfte, einem ganzen kriegerischen Stamm Trotz zu bieten. Deßhalb mit all seinem ihm zu Gebote stehenden Englisch die besten und beruhigendsten Versicherungen gebend, zog er sich schleunigst zurück und verließ so rasch er konnte die Gegend.

Olatuoh hielt eine lange und geheime Unterredung mit dem Häuptling der Potowotamies und setzte dann noch Abends spät seinen Marsch weiter fort, um den Flüchtling einzuholen. Die Nacht lagerte er unter einem einzelnen Baum in der Prairie. Spät am Abend noch war ein Hirsch vor ihm aufgesprungen und hatte sich auf etwa sechzig Schritt gestellt — aber er schoß nicht. Weßhalb auch? — Der Fremde trug das Leben seiner Büchse in dem Buch — wozu sollte er

hier unnöthig Pulver vergeuden — er traf doch nicht. — Am nächsten Tag erreichte er die Stelle, wo der Weiße in einer Hütte der Cherokesen geschlafen hatte, aber er war früh am Morgen nach einem Dorfe der Chocktaws aufgebrochen, und dorthin folgte Olatuoh.

So gut übrigens der Indianer in der Prairie seinen Weg fand, so unbehaglich hatte sich der Maler darin gefühlt, der in der Masse sich kreuzender Pfade vollständig confuse wurde. Was es hieß, eine genaue Himmelsrichtung einzuhalten, war ihm auch bis jetzt noch dunkel geblieben oder schwamm ihm nur als verworrener Begriff vor der Seele, deßhalb machte er es denn auch möglich, sich derart zu verlaufen, daß selbst der geübte Häuptling drei volle Tage brauchte, ihn wieder aufzufinden.

Todesmatt und die schlimmste Angst — die Angst des Verirrten im Herzen, war der arme Weiße am dritten Abend unter einem Strauch in der Prairie zusammengesunken. Seit zwei Tagen hatte er keinen Bissen Brod oder Fleisch über die Zunge gebracht und nur — seiner späteren Aussage nach, „wie eine Kuh" von Gras und Wasser gelebt. Er konnte nicht weiter, und dumpfbrütend starrte er in Verzweiflung vor sich nieder, als er plötzlich Schritte hinter sich hörte und mit einem Jubelschrei emporsprang.

Es war Olatuoh, der mit der Hartnäckigkeit eines Schweißhundes auf seiner Fährte geblieben und ihr gefolgt war, und jetzt im Innern vielleicht nicht weniger über dies endliche Zusammentreffen erfreut sein mochte, als der glücklich aufgefundene und dadurch gerettete Weiße. Verhielt sich das aber in der That so, in seinen Zügen hätte es doch kein Mensch lesen können.

Wer beschreibt indeß des Fremden Erstaunen, als er in dem so glücklich zu seiner Rettung herbeigekommenen Indianer seinen alten, viele Tagereisen von da entfernt geglaubten Gastfreund erkannt. Er wollte im Anfang seinen eigenen Augen nicht einmal trauen und fand kaum Worte zur Begrüßung. Olatuoh nahm aber nicht die dargebotene Hand, die ihm der Weiße in seiner Herzensfreude entgegenstreckte.

„Weißer Mann bös," sagte er in seinem etwas ungeschickt gesprochenen Englisch; „weißer Mann sehr bös. Warum hat er Olatuohs Büchse mitgenommen?"

Der Maler sprach das Englische allerdings nur unvollkommen, verstand es aber weit besser und war über den Vorwurf mit Recht erstaunt. Was hätte er auch mit einer Waffe machen sollen, die er nicht einmal zu führen verstand, ganz abgesehen von der Be-

schuldigung des Diebstahls, die ihm hier in die Zähne geworfen wurde. Am allerliebsten hätte er nun freilich jede andere Erörterung aufgeschoben und den Indianer gefragt, ob er nicht wenigstens ein Stück Fleisch bei sich habe, um seinen quälenden Hunger zu stillen. Olatuoh aber, der, wie alle Indianer, recht bequem zwei, drei Tage hungern konnte, um nachher seinen Magen für die lange Entbehrung reichlich auf einmal zu entschädigen, dachte gar nicht daran eine solche Nebensache zu erörtern, bis er nicht mit der Hauptsache im Reinen gewesen wäre, und verlangte deßhalb wiederholt, und zwar mit immer drohenderen Geberden, die ihm entwandte Waffe zurück.

Es bedurfte einiger Zeit, bis der vor Hunger zum Tod ermattete arme Teufel nur begriff, was von ihm verlangt werde und daß das gemalte Bild die Ursache der Entrüstung seines Gastfreundes sei. Leicht sah er auch dabei, daß nur der Aberglaube die Schuld trage; was aber auch die Ursache sein mochte, er wäre nicht im Stande gewesen sich ihm zu widersetzen, und seufzend öffnete er die Mappe, das Bild, das er als die Perle seiner ganzen Sammlung betrachtete, dem wilden Burschen zu überliefern.

Olatuoh dachte aber nicht daran, ihm das Bild wieder abzunehmen, er würde das für Feigheit gehal-

ten haben, als ob er selber für seine Person etwas von dem Zauber des Weißen fürchte. Nein, nur seine Büchse wollte er wieder haben; die sollte der Fremde nicht mit sich fortführen dürfen, daß er selber die bis dahin treue Waffe entbehren müsse, und er machte ihm jetzt so deutlich als möglich begreiflich, daß er das Gewehr ohne weiteres aus dem Bild herausschneiden möge.

Der Maler erschrack über diese Zumuthung fast eben so sehr, wie über die Wegnahme des ganzen Bildes, das er dadurch rettungslos verunstaltet hätte — und er wußte am besten, wie viel Mühe es ihn gekostet. Jede Weigerung von seiner Seite konnte aber die schlimmsten Folgen für ihn haben, denn der alte gereizte Häuptling ließ nicht mit sich spaßen. Drohend griff er nach seinem Tomahawk, und hier in der Prairie allein mit ihm, fremd ohnedies in dem weiten Land, in dem keine Seele nach seinem Tod oder Leben gefragt haben würde, blieb ihm ja keine andere Wahl, als sich zu fügen. Seufzend nahm er sein kleines Federmesser, die einzige Waffe, die er bei sich führte, aus der Tasche und wollte eben daran gehn, sein schönes Bild zu verunstalten, als ihm ein glücklicher Gedanke kam.

Wenn er das Gewehr herausschnitt, mußte er

auch die Hand des Indianers, die es hielt, abschneiden — abergläubisch war der Bursche überhaupt, sonst wäre er ihm mit einer solchen albernen Forderung gar nicht nachgekommen (und wie er ihn hier überhaupt gefunden hatte, mochte ein Anderer errathen). Rasch wandte er sich deßhalb an den Wilden, zeigte ihm, was er mit seiner Hand auf dem Bilde vornehmen müßte, wenn er das Gewehr heraus haben wollte, und sagte: „Bös für dich, lieber Freund! Wenn ich die Hand hier abschneide, kannst du die da nicht mehr gebrauchen.“

Olatuch erschrack. Er begriff vollkommen, was der Fremde meinte, aber was half ihm seine Hand ohne die Waffe? — Verwünschte Zauberei, die der Weiße trieb, und wenn er jetzt dem allen mit einem einzigen Schlag seines Tomahawk ein Ende machte? — Aber die Weißen waren stark — wegen geringerer Ursache schon hatten sie blutige Rache an ganzen Stämmen genommen, und ihre Krieger würden vielleicht sein ganzes Dorf verwüstet haben. Es war ein Glück für den armen Maler, daß der Wilde nicht wußte, wie freundlos er hier in dem weiten Lande stand.

Dieser indessen, der nichts mehr fürchtete, als den Indianer zu reizen und vielleicht zu einem ver=

zweifelten Schritt zu treiben, suchte ihn auf andere Art zu besänftigen. „Willst du nur das Gewehr forthaben, Olatuoh?" fragte er. — Der Indianer nickte rasch mit dem Kopf. „Ja," sagte er, „nur das Gewehr. Olatuoh ist ein Mann und fürchtet nicht, was ein Zauberer gegen ihn unternehmen kann." — „Gut — ich nehme es fort," lautete die Antwort, und ohne weiteres holte der junge Mann seinen Pinsel hervor — Wasser war glücklicher Weise bei der Hand und sorgfältig wischte er jetzt die Waffe, die dem Alten so viel Aergerniß gegeben, fort.

Olatuoh stand dicht neben ihm und sah mit innigem Vergnügen, wie die lange Büchse immer kürzer und kürzer wurde. Jetzt verschwand das Schloß, jetzt kam er an den Kolben — jetzt an den Messingbeschlag unten — und jetzt — jetzt war sie fort von dem Bild — er athmete tief auf — der Zauber war gebrochen. „Gut!" sagte er mit den tiefen, dieser Race eigenthümlichen Gaumentönen, „sehr gut! Olatuoh hat sein Gewehr wieder; du kannst gehn." Und damit wandte er sich und wollte, wie er gekommen, wieder gerade in die Prairie hinein halten. Damit aber war jetzt dem Weißen nicht gedient. „Halt, Olatuoh!" rief ihm dieser nach, „du hast jetzt, was du willst, nun aber sei auch so gut und gib mir etwas zu essen,

wenn du etwas bei dir trägst, und sage mir, in welcher Richtung ich zuerst nach einem Dorfe deines Stammes oder der Weißen komme."

Der Indianer blieb stehn und sah ihn kopfschüttelnd an. Hungrig und verirrt, der weiße Zauberer — und solch ein armselig Menschenkind hatte die Macht besessen, den Schuß seiner Waffe zu bannen? Zu gutmüthig aber den Mann, der ihm doch eigentlich, seiner Meinung nach, nur Böses gethan, hülflos hier zurückzulassen, band er seine Decke auf und legte ein Stück Fleisch heraus — das letzte, das er noch bei sich trug — dann deutete er mit dem Arm der Richtung zu, in der die nächsten Wohnungen lagen. Damit hatte er aber auch alles erfüllt, was jener vernünftigerweise von ihm fordern konnte, und länger noch in der Nähe eines so gefährlichen Menschen zu weilen, wäre mehr als Thorheit gewesen.

Rasch warf er seine zusammengeschnürte Decke wieder über den Rücken, griff die Büchse auf, und ohne sich auch nur ein einzigesmal noch nach dem Weißen umzusehen, wanderte er, so rasch ihn seine Füße trugen, der Heimat wieder zu. Verschwunden war dabei an ihm das scheue, niedergedrückte Wesen, mit dem er noch an diesem Morgen seiner unsicheren Bahn gefolgt. Er hatte erreicht, was er gewollt, er

konnte sich wieder auf sein Gewehr verlassen, und mit Adlerblicken durchspähte er die weite Prairie vor sich, um irgend ein Stück Wild darauf zu entdecken; er wußte, es war ihm dann verfallen. Wie er aber sein neugewonnenes Gewehr daran versuchen wollte, so brauchte er auch selber Nahrung für sich, denn noch keinen Bissen hatte er den Tag über die Lippen gebracht und dem Fremden das Letzte, was er besaß, gegeben.

Er brauchte auch nicht lange zu gehn. Vor sich in der Prairie erkannte er bald ein Rudel Wild, das langsam in dem hohen Gras dahergezogen kam. Sie hatten ihn noch nicht gesehen; rasch duckte er sich nieder, und als sie auf etwa achtzig Schritte an ihm vorbei wollten, hob er die Büchse, that einen leisen, aber schnellen Ruf, daß der Führer des Rudels, ein stattlicher Bock, stutzte, zielte ihm auf's Blatt, und mit dem Knall des Schusses selbst brach das edle Thier im Feuer zusammen.

Olatuoh blieb regungslos auf seinem Platz stehn und sah dem übrigen, in wilder Flucht davonstürmenden Rudel nach — dann lud er ruhig seine Büchse wieder — aber sein ganzes dunkles Gesicht strahlte von Freude, seine Augen schienen ordentlich Funken zu sprühen, und fest und stolz war sein Schritt, als

er endlich zu seiner Beute hinüber schritt, das erlegte Wild abzustreifen und so viel als er brauchte und tragen mochte, in der Wilddecke mit fortzunehmen.

Gleich an Ort und Stelle zündete er auch ein Feuer an, um sich vor allem eine Mahlzeit zu bereiten und seinen Hunger zu stillen, dann wanderte er rasch der Heimat zu und traf dort gerade wieder so ein, wie er sie verlassen hatte. Die Seinen erfuhren nie, wo er gewesen und was er gethan. Er selber aber vergaß die überstandene Sorge nicht.

Im nächsten Jahr kam zufällig wieder ein Maler, ein Amerikaner, denselben Weg und schien nicht übel Lust zu haben, sein Atelier dort für eine Zeitlang aufzuschlagen. Die Frauen und Kinder freuten sich auch schon darauf. Olatuch aber blieb unerbittlich. Mit Bogen und Pfeilen — seine Büchse hatte er versteckt, sowie er die Absicht des Weißen merkte — schritt er auf ihn zu, und seine Drohung, ihm das Leben zu nehmen, sowie er nur das „große Buch" bei ihnen öffnen würde, geschah mit so zürnender Stimme und so unheimlich leuchtenden Blicken, daß der Fremde ohne weiteres sein Geräth zusammenpackte und abzog. Olatuch wollte nichts mehr mit weißen Zauberern zu thun haben.

Der Doppelgänger.

Hoch oben in den californischen Bergen, an einem Bache, der seine Wasser etwa eine Stunde von dort in den Macalome ergoß, stand ein kleines Lager von Goldwäschern, wie gewöhnlich aus der wunderlichsten Mischung von Menschen und Zelten zusammengesetzt.

Niemand dachte natürlich an eine regelmäßige Aufstellung der verschiedenen Wohnungen, und wo eine stattliche Eiche Schatten gegen die Mittagssonne, und eine zufällige Erhöhung trockenen Boden bei eintretendem Regenwetter versprach, da wurde das Zelt von den Eigenthümern desselben aufgeschlagen, ja dieser einmal genommene Lagerplatz nicht einmal streng festgehalten, sondern oft gewechselt, je nachdem die Besitzer weiter oben oder unten am Bache Lohn für ihre Erdarbeiten zu finden hofften.

Weshalb der kleine reizend gelegene Bach mit seinem krystallhellen Bergwasser Teufelsbach getauft worden, wußte niemand. Die Indianer hatten ihn früher in ihrer bilderreichen Sprache das Krystall-Diamantauge genannt — und nannten ihn in der That noch so. Unter den eingewanderten Fremden war aber der Name Devil's creek gangbar geworden, und wie es mit solchen Benennungen geht, er hing einmal an dem Ort und ließ sich jetzt nicht mehr abschütteln.

In allen jenen dicht bewaldeten Bergen, in denen jetzt der Boden von Tausenden von Menschen nach dem edlen Metall durchwühlt wurde, hätte man aber wohl kaum ein romantischer gelegenes Plätzchen finden können, als dieses Lager, in dem die bunten Zelte unordentlich zerstreut theils unter dichtem Gebüsch, theils unter den riesigen Bäumen der Waldung standen. Nach dem Macalome zu fiel dabei der Hügel schroff ab und gestattete dadurch eine herrliche Fernsicht gen Norden, von hinter einander sich aufthürmenden Gebirgsrücken, die bis jetzt vielleicht noch nie der Fuß eines Weißen betreten hatte. Aber auch ihre Zeit kam, und wie jetzt die goldgierige Bevölkerung von Osten und Westen zugleich hereindrückte, breiteten sich die Menschenmassen langsam aber sicher nach

allen Seiten aus und die Zeit war nicht mehr fern, wo sie den rothen Sohn der Wälder, der dieses schöne friedliche Land seine Heimath nannte, weit in die Schneegebirge hinaufdrücken mußten — dort sein Leben kümmerlich zu fristen oder — unterzugehen. Was lag den Weißen daran, wenn sie nur Gold fanden?

Und was für ein buntes Gemisch von Kräften hatte sich hier gesammelt! Da kam nichts darauf an, welchem Stand die Goldwäscher früher angehört hatten, welchem sie vielleicht später einmal wieder angehören würden. Da kümmerte sich niemand um den Grad von Bildung, den der Nachbar oder Arbeitsgefährte besaß und der sonst in jedem wilden Lande im gewöhnlichen Ansiedlerleben immer eine gewisse Grenze zieht, so daß nur die recht eng zusammenhalten, die sich auch an Bildung näher stehn. Hier galt nur die Kraft und Arbeitsfähigkeit des Einzelnen, und Handwerker und Edelleute, Künstler und frühere Tagelöhner, Kaufleute und Gelehrte, Alles mischte sich bunt und ungescheut durcheinander. Wenn man nur den Namen dessen wußte, mit dem man zu verkehren hatte, das Andere war Nebensache und kümmerte niemanden.

Fünf Zelte standen also hier oben an Devil's

creek, nur von deutschen Compagnien zu dreien und vieren, das größte sogar von sechs Arbeitern bewohnt, und in den letzten Tagen war noch ein neuer Landsmann hinzugekommen, der sich aber die kurze Zeit seines Aufenthaltes von den Uebrigen ziemlich zurückgehalten hatte und wenig mit ihnen verkehrte. Sein Name war Schütz, und seinem ganzen Wesen und Benehmen nach hatte er in Deutschland bessere Zeiten gesehen, als sie ihm hier Spitzhacke und Schaufel bringen konnten. Nichts destoweniger arbeitete er tüchtig, wenn auch immer allein, und war freundlich und gefällig gegen seine Nachbarn, wo sich ihm irgend Gelegenheit dazu bot, ohne sich aber je ihren fröhlichen und oft sehr lauten Abendgesellschaften anzuschließen. Er saß dann still und allein vor seinem Zelt bei einem flackernden Feuer, und las entweder oder starrte auch nur, vor sich hinträumend, in die Flamme.

Im Anfang versuchten die anderen Deutschen, die das für Schüchternheit hielten, ihn davon abzuziehn, und forderten ihn auf, zu ihnen herunterzukommen. Aber er wich ihren Einladungen freundlich, doch bestimmt aus, und man ließ ihn zuletzt seinen eigenen Weg unbelästigt verfolgen. Hatte doch jeder hier in den Minen das Recht, zu thun, was ihn eben freute!

Daß sich die Uebrigen indessen nicht durch den mürrischen „Einsiedler", wie er bald allgemein hieß, in ihrer Geselligkeit stören ließen, verstand sich wohl von selbst, und Abend nach Abend versammelte die Schaar um die lodernden Feuer, theils mit Kartenspiel und Trinken, theils mit vaterländischen Gesängen die lange Nacht zu kürzen — und diese Gesellschaft müssen wir uns doch ein wenig näher betrachten.

In dem einen Zelte lagerten drei junge Deutsche zusammen: ein Zinngießer Bollenheck, ein junger Edelmann, Baron Köllern, und ein heruntergekommener Kaufmann oder Reisender Namens Steinert. In dem Nachbarzelt schliefen ein junger Arzt, Dr. Meier, ein früherer Bedienter oder Lakai einer Herrschaft, denn er wußte immer viel von großen Diners zu erzählen, Namens Paulig, und ein Apotheker Rostiz.

Außer diesen waren noch ein paar Maurer aus Hannover, ein Schiffskoch Reutler, ein Bäcker, ein Schmiedegesell, ein Schreiber, ein polnischer Schneider und verschiedene andere Individuen, die keinem bestimmten Stand anzugehören schienen — oder auch zu bescheiden waren, ihn zu nennen. — Kurz, es blieb eine bunte, gemischte Gesellschaft, die sich hier

in den schönen Bergen zusammengefunden hatte, nur mit dem einen festen Ziele vor sich: Gold!

So abgesondert die Leute aber auch den Tag über ihren eigenen Interessen nachgingen und ihre Minenrechte wahrten und achteten: Keiner dem Anderen in den einmal beanspruchten „claim“ zu kommen, so schwand doch Abends jeder Unterschied, und gewöhnlich um ein großes Feuer gelagert, plauderten sie nicht etwa von ihren Erfolgen den Tag über, denn die hielt jeder geheim, sondern von zu Haus, von ihren Reisen, von ihren Erfahrungen in Californien und von den Leuten, die sie unterwegs getroffen und denen sie vielleicht hie oder da in den verschiedenen Minen wieder zufällig begegnet waren.

Hier führte besonders Steinert das Wort, der mit einer Karawane über die Felsengebirge aus den Vereinigten Staaten herüber gekommen war, und auf der Reise die wunderbarsten Abenteuer und Kämpfe mit umherstreifenden Indianerhorden erlebt haben wollte.

Etwa zweihundert Schritt von ihnen entfernt, auf einem kleinen flachen Hügel, der den Lagerplatz überschaute, brannte ein einzelnes Feuer, an dem jener einsame schwermüthige Deutsche ausgestreckt lag und dumpf vor sich hinbrütend in die Flamme schaute.

Dr. Meier hatte schon ein paar Mal den Kopf dahin gewandt, endlich frug er leise seinen Nachbar, den Herrn von Köllern, der auf einem herzugerollten Holzklotz kauerte und gerade in einem Blechmaß Wasser auf die Kohlen schob, sich einen Grog zu machen:

„Sagen Sie einmal, Köllern, Sie haben ja neulich eine lange Unterredung mit dem Einsiedler da drüben gehabt. Was ist denn das für eine Art von Homo?“

„Gott weiß es,“ erwiderte der Gefragte; „ich werde nicht aus ihm klug. Er muß sich in Deutschland in der besten Gesellschaft bewegt haben; jedenfalls hat er studirt, und seine Bemerkungen verrathen eine gute Erziehung, aber es liegt etwas auf ihm, das er nicht abschütteln kann oder will.“

„Meine Herren,“ mischte sich hier Steinert, der an Köllern's anderer Seite saß, in das Gespräch, „die Sache liegt tiefer. Lieber Köllern, Sie kennen die Menschen noch nicht so wie ich, Sie haben natürlich die Erfahrung nicht;

Doch jener dort, den Ihr für fromm gehalten,
Von dem sein Grab so rühmlich spricht,
Der war gewiß ein Bösewicht.“

„Sein Grab?“ sagte der Zinngießer, der jetzt auch aufmerksam geworden war, „wer ist denn gestorben?“

Steinert schüttelte unwillig den Kopf. Dr. Meier aber sagte:

„Sie glauben, daß dem Mann irgend ein Verbrechen auf der Seele liegt?“

„Ich bin davon überzeugt,“ erwiderte Steinert, der in seinem zerrissenen und überaus schmutzigen Mineranzug selber weit eher einem Strauchdieb, als einem ehrlichen Menschen glich.

„Und wissen Sie etwas Genaueres über ihn?“ frug Rostiz, der sich ebenfalls für den Fremden interessirte.

„Genaueres? hm,“ sagte Steinert, sich den struppigen Bart streichend, „dem Patron braucht man eben nur in's Gesicht zu sehen. Das, was den peinigt, sind Gewissensbisse, und ich möchte nicht zu tragen haben, was er trägt — Donnerwetter, Köllern, der Grog riecht vortrefflich“ — und damit nahm er ohne weitere Umstände das Blech vom Feuer, roch daran und that einen kräftigen Zug, der es fast bis zur Hälfte leerte.

„Bah,“ sagte Köllern, „wie ein Verbrecher — bitte Steinert, lassen Sie mir auch noch etwas in

dem Becher, denn so weit ich mich entsinne, hatte ich ihn für mich selber an's Feuer gesetzt — wie ein Verbrecher sieht der Mann nicht aus."

„In's Herz kann man niemandem sehen," sagte Steinert, sich den Mund wischend — „ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, ich habe mit einem Manne meine erste Seereise gemacht — wir waren Cojennachbarn und ganz vertraute Freunde — auf den ich den größten Eid abgelegt hätte, daß er ein Ehrenmann sei — und doch war es, wie sich später herausgestellt hat, nur ein ganz gemeiner Spitzbube."

„Sie scheinen bittere Erfahrungen gemacht zu haben, Herr Steinert," sagte Dr. Meier, der den Burschen nicht leiden konnte.

„Hab' ich auch, Herr Doctor, hab' ich auch," erwiderte seufzend der Reisende, „aber der Schmerz, den wir dabei empfinden, erhöht auch wieder das Vergnügen:

> Bei Gütern, die wir stets genießen,
> Wird das Vergnügen endlich matt,
> Und würden sie uns nicht entrissen,
> Wo fänd ein neu Vergnügen statt?"

„Na, nu laß einmal deine langweiligen Verse, Steinert," sagte aber Pauig, der an einem schönen Abend, als beide von Grog selig gewesen, mit Herrn

Steinert Brüderschaft getrunken hatte. „Komm, laß uns eins singen; das ist heute der rechte Abend dazu.

Du — Du, liegst mir im Herzen,
Du — Du, liegst mir im Sinn —
Du — Du, machst mir viel Schmerzen,
Weißt nicht, wie gut ich Dir bin."

„Du — Du!" fiel der Chor von fünf oder sechs der Uebrigen dröhnend ein, und einmal im Gang, löste bald ein Lied das andere ab, so daß von den Nachbarzelten weiter unten am Hang bald einige Amerikaner und Irländer heraufkamen, die Deutschen singen zu hören.

Von Köllern hatte langsam seinen ihm noch von Steinert übrig gelassenen Grog ausgetrunken und war dann aufgestanden, weiter ab vom Feuer unter einer Eiche hingeworfen, den Mond aufgehen zu sehen, der eben in voller glühender Scheibe hinter den mächtigen Waldesstämmen auftauchte, und sein magisches Licht über die Scene goß. Meier folgte ihm nach einiger Zeit, setzte sich zu ihm nieder, und schweigend schauten die beiden jungen Leute, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, nach dem wunderbaren Feuerball hinüber, bis er sich oben in den dicken Wipfeln barg.

„Solch ein Abend hier in den Bergen," brach

endlich der Doctor das Schweigen, „ist doch wirklich ein Hochgenuß und gleicht Manches wieder aus, was man den Tag über zu ertragen hatte."

„Das Minerleben hat überhaupt einen eigenen Reiz," sagte von Köllern leise, „und — wenn die Erinnerung an die Heimath nicht wäre, könnte man sich ihm mit voller Seele wohl hingeben."

„Und gerade die Erinnerung an die Heimath läßt es mich so leicht ertragen," sagte Meier. „Wer von uns hat die Hoffnung aufgegeben, sie wieder zu sehen?"

Köllern seufzte und sah still vor sich nieder.

„Und was für fröhliche Erinnerungen," fuhr Meier lebendiger fort, „wird uns dann, einmal erst wieder daheim, unser jetziges californisches Leben bieten! Mit was für wunderlichen Gesellen verkehren wir hier, in welche Gesellschaft werden wir geworfen, von der wir daheim kaum eine Ahnung hatten — und was für Erfahrungen sammelt man in dem Land!"

„Wie mein Compagnon Steinert," lächelte Köllern vor sich hin.

„Der mag freilich wunderliche Erfahrungen gesammelt haben," sagte der Doctor. „Ich begreife überhaupt nicht, Köllern, wie Sie sich haben mit dem

Menschen so nahe einlassen können. Seinen Umgang kann man allerdings hier in den Minen nun einmal nicht vermeiden, aber zum Zeltcameraden und Mitarbeiter wäre er der Letzte, den ich mir unter allen Uebrigen wählen würde, selbst den schmutzigen Polen nicht ausgenommen."

„Ich bin selber nicht freiwillig zu ihm gekommen," lächelte der junge Mann. „Herr Steinert war so gütig, mir zu erklären, daß ich in den Minen noch vollständig ungeübt, ein wahres Kind sei, und seine Hülfe nothwendig brauche. Mit einem Wort, er nistete sich bei mir ein, und ich bin ihn seitdem nicht wieder los geworden."

„Weil er selber kein Zelt und keine Maschine hatte," sagte Meier, „das sieht dem unverschämten Burschen ähnlich — ich hätt' ihn zum Teufel gejagt."

„Lieber Gott, er dauerte mich im Anfang, und da er einmal im Zelte war, mocht' ich ihn doch auch nicht wieder hinausschicken. Uebrigens arbeitet er ziemlich fleißig, und wenn er seine alten Streiche wieder beginnen will, setzt ihm mein Zinngießer schon den Kopf zurecht."

„Vollenheck ist ein prächtiger Kerl," sagte der Doctor, „immer fleißig und guter Laune, und dabei

höchst anständig. Den Polen und Steinert sollten wir eigentlich in ein Gespann thun, oder einen von den Beiden unserem Einsiedler dort hinauf schicken, dann hätt' er Unterhaltung."

„Der arme Schütz dauert mich," sagte von Köllern. „Jedenfalls nagt ihm ein geheimer Gram am Herzen."

„Sie hatten heute eine lange Unterhaltung mit ihm —"

„Ueber gleichgültige Dinge — wir sind übereingekommen, unsere mitgebrachten Bücher gegen einander auszutauschen."

„Und sieht der Mann wie ein Verbrecher aus?"

„Wahrlich nicht. Herr Steinert ist darin kein competenter Richter."

„Und doch glaub' ich beinah," sagte der Doctor, „daß er wirklich unter derartigen Leuten manche Erfahrung gesammelt hat. Er besitzt eine sehr verdächtige Fertigkeit, von Pferdehaaren und Binsen allerliebste Dinge zu machen, und schnitzt mit seinem Federmesser Ketten und sonstige Dinge aus Holz, Dinge, die man nur an Orten lernen kann, wo man außerordentlich viel müßige Zeit hat."

„Ich glaube, Sie thun ihm Unrecht, Doctor," sagte Köllern. „Schon auf Schiffen wird mancherlei

derartiges getrieben. Doch wie dem auch sei, ich hab' ihn einmal zum Compagnon und werde mit ihm, wenigstens noch für kurze Zeit, vorlieb nehmen müssen. — Aber wie ich sehe, brechen die Anderen auf. Es ist spät geworden, und wir wollen zu Bett gehen, denn morgen müssen wir wieder früh bei der Hand sein."

Die verschiedenen Compagnieen zogen sich in der That nach ihren Zelten zurück, denn mit Tagesanbruch ging es schon wieder an die Arbeit, und um dann munter und bei guten Kräften zu sein, durfte man Abends nicht zu lange schwärmen. Bald lag auch das kleine Lager in tiefem Schlaf; die Feuer brannten langsam nieder, der Mond stieg höher und höher, und tief aus dem Thal herauf scholl das dumpfe Rauschen des Macalome, der sich schäumend durch sein enges, felsiges Bett dem San Joaquin entgegen drängte.

Kaum dämmerte aber im fernen Osten der erste Schein des jungen Tages, als die Goldwäscher aus allen Zelten, noch halb schlaftrunken, vorgekrochen kamen, die Feuer wieder anzündeten oder aufschürten, Wasser auf die Kohlen setzten und ihr frugales Frühstück, so rasch das anging, bereiteten. Dann, ihr Werkzeug auf der Schulter, die großen Blechpfannen

— in denen erst kurz vorher das Mehl zu einem unschuldigen Pfannkuchen angerührt worden — unter dem Arm, schlugen sie die verschiedenen Richtungen nach ihren Arbeitsplätzen ein, und bald war das Rasseln der Maschinen und das Schlagen der Aexte, die im Wege stehendes Holz wegräumen mußten, das einzige Geräusch, das den stillen Morgen unterbrach.

Von Köllern, Bollenheck und Steinert arbeiteten im kleinen Bergstrom, kaum drei- oder vierhundert Schritt von ihrem Zelt entfernt, zusammen, und zwar, wie das gewöhnlich der Fall war, abwechselnd Einer an der Maschine, Einer in dem gegrabenen Loch und Einer die Erde aus diesem zu der Maschine tragend.

Herr Steinert saß an der letzteren, Bollenheck schlug mit der Spitzhacke den goldhaltigen Boden los, und von Köllern schleppte dieselbe dem Weinreisenden zu, bis das Gewonnene, gewöhnlich nach 24—30 Eimern voll Erde, mit dem schwarzen, eisenhaltigen Sand in die Blechpfanne gelassen und besonders ausgewaschen wurde.

Hierzu versammelten sich denn gewöhnlich alle Drei, das erhaltene Resultat zu sehen, und nachher eine neue Maschine zu beginnen.

Der Ertrag war nach den ersten dreißig Eimern

ziemlich reichlich gewesen, und als von Köllern die Blechpfanne selber am Bach ausgewaschen hatte, glänzten ihm wohl zwei Unzen der vollen gelben Körner, mit einigen größeren Stücken dazwischen, entgegen. Steinert stand daneben, und hielt eine lange Rede über die Glückseligkeit des Minerlebens, und Bollenheck hatte die Pfanne auf den Schooß genommen, die einzelnen größeren Stücke aufmerksam zu betrachten.

Sie wechselten danach ab, und der Mittag versammelte Alle wieder bei den Zelten. Bollenheck war aber außerordentlich still, sprach kein Wort und ging zuerst wieder zu ihrem Arbeitsplatz hinunter. Köllern folgte ihm bald, und Steinert kam wie gewöhnlich zuletzt. Da er seinen Platz auch wieder an der Maschine hatte, nahm er diesen augenblicklich ein und schaukelte, von dem guten Erfolg heute noch mehr aufgeregt, aus Leibeskräften, ja sang sogar dazu einige von Gellerts Fabeln nach eigener und fremder Melodie lustig ab.

> Wo man singt, da laß dich ruhig nieder,
> Böse Menschen haben keine Lieder.

Dem Sprüchwort nach schien Herr Steinert ein sehr guter Mensch zu sein, denn er sang wie eine Lerche.

Die Maschine war ausgewaschen; Bollenheck hatte es diesmal übernommen, und während seine beiden Cameraden, die Hände auf die Knie gestützt, neben ihm standen und ihm aufmerksam zuschauten, wusch er den schwarzen Sand so viel als möglich aus und untersuchte dann die einzelnen Körner Gold.

„Lassen Sie's gut sein, Bollenheck," sagte Köllern, „diese Maschine hat nicht so viel ausgegeben, wie die vorige. Die nächste wird vielleicht wieder besser. Wollen Sie jetzt losschlagen oder Erde tragen, Steinert?"

„Ich glaube, Herr Steinert wird keins von beiden mehr thun, wenigstens nicht in diesem Claim," sagte Bollenheck, dessen Gesicht jeder Blutstropfen verlassen hatten. „Steinert, wollen Sie so gut sein, und einmal ihre Stiefeln ausziehen."

„Was habt Ihr Beide denn?" sagte Köllern erstaunt. „Zum Henker auch, Einer sieht noch bleicher aus wie der Andere!"

„Ich — ich begreife nicht," stammelte Herr Steinert, „begreife gar nicht, was Bollenheck will. Stiefeln aus? — Herr, ich brauche nicht."

„Was Sie brauchen oder nicht, wird sich gleich zeigen," sagte aber Bollenheck, dessen Gesicht mit keiner Muskel zuckte. „Ich behaupte hier, daß

Sie gestohlen haben. Ziehen Sie Ihre Stiefeln aus."

„Gestohlen?" rief Steinert, und alles Blut schoß in einem Strom in sein Gesicht zurück. „Herr, die Anschuldigung werde ich Ihnen mit meiner Faust zwischen die Zähne zurückwerfen?"

„Machen Sie keinen unnöthigen Lärm," erwiderte aber Bollenheck vollkommen ruhig, — „die Nachbarn brauchen nichts davon zu wissen — ausgenommen, Sie haben selber ein Interesse dabei, Sie durch Ihr Schreien heranzulocken, und in dem Fall würde ich nicht die geringsten Einwendungen machen. Jetzt aber ziehen Sie einmal Ihre Stiefeln aus."

„Ich will verdammt sein, wenn ich es thue!" rief aber Steinert trotzig, „das hab' ich nicht nöthig. Wer will mich dazu zwingen?"

„Ich," sagte Bollenheck vollkommen ruhig, indem er die Pfanne hinsetzte und aufstand.

„Bollenheck, keine Schlägerei!" bat Köllern.

„Nein," sagte der Zinngießer, „eine Schlägerei soll es nicht werden. Diesem nichtswürdigen Hallunken nur will ich die Kehle ein Bischen zusammenschnüren, bis ihm die Stiefeln abfallen, weiter nichts." Und der handfeste Bursch ging dabei so entschieden

auf den erschreckten Steinert zu, daß dieser scheu ein paar Schritte vor ihm zurückwich.

„Ich will Ihnen etwas sagen, Steinert," meinte da der Zinngießer, noch einmal eine Unterhaltung anknüpfend, „Ihretwegen wahrhaftig nicht, denn Sie verdienten das Schlimmste, aber weil Sie ein Deutscher sind, und ich nicht haben will, daß sich die hochnasigen Amerikaner nachher vor ihren Zelten erzählen können: Einer von der „deutschen Bande" hätte gestohlen, so soll die Sache unter uns bleiben und nicht weiter getragen werden — aber geben Sie gutwillig das Gold heraus, das Sie schon wieder diesen Nachmittag — von dem heute Morgen gar nicht zu reden — gestohlen haben. Ich kenne die Stücke genau, ich habe sie selber in die Erde gesteckt und vorher mit meinem Messer gezeichnet. Haben Sie keines von denen an sich, so will ich gelogen haben; im andern Fall aber —"

Köllern war ein Stück von den Beiden fortgegangen und hob etwas vom Boden auf; es war ein kleines Stück Gold, das er Bollenheck hinhielt.

„Ist dies eines davon?" sagte er.

„Ja — wo haben Sie das her?" rief Bollenheck rasch.

„Herr Steinert hat es eben aus Versehen fallen lassen," sagte Köllern ruhig.

„Aber meine Herren, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort —"

„Ziehen Sie die Stiefeln aus!" rief Bollenheck.

„Lassen Sie es gut sein," beschwichtigte diesen von Köllern. „Her Steinert, es thut mir leid, Ihre Bekanntschaft auch von dieser Seite gemacht zu haben. Bollenheck, thun Sie mir den Gefallen, wiegen Sie das ausgewaschene Gold ab, geben Sie ihm seinen Antheil und lassen Sie ihn laufen."

„Aber was er gestohlen hat —"

„Mag er behalten, wenn er es nicht freiwillig herausgibt. Ich verlange nichts davon. Sie haben ganz Recht, lassen Sie uns kein Aufsehen machen."

„Meine Herren," rief Steinert, „Sie behandeln mich, einen vollkommen unschuldigen Menschen, auf eine empörende Weise. — Herr Bollenheck lügt wie gedruckt — aber ich verachte ihn:

Du mußt es nicht gleich übel nehmen,
Wenn hie und da ein Geck zu lügen sich erkühnt,
Lüg auch und mehr als er, und such ibn zu beschämen,
So machst Du Dich um ihn und um die Welt verdient!"

„Jetzt muß er die Stiefeln ausziehen," sagte aber Bollenheck, jedoch ohne die geringste Leidenschaftlich-

keit. „Gott straf mich, er hat mich einen Lügner genannt.“

„Lassen Sie ihn laufen, Freund,“ beschwichtigte Köllern, dem die ganze Sache höchst fatal war.

„Ehe ich meine Stiefeln ausziehe,“ schwur Steinert, in einer etwas theatralischen Stellung den Arm emporhebend und das rechte Bein vorsetzend, „eher sterbe ich. Meine Ehre ist fleckenlos — ein Zinngießer soll sie mir nicht beschmutzen!“

„Das ist recht,“ sagte Bollenheck; „haben Sie jetzt auch noch das große Maul. Aber gut, Sie können andere Gesellschaft zum Stiefelausziehen bekommen, denn weigern Sie sich jetzt, die Sache unter uns abzumachen, so ruf' ich, so wahr mir Gott helfe, den Augenblick die Nachbarn zusammen, und dann wird nachher auch oben im Zelt Nachsuchung gehalten, verstehen Sie mich?“

Herr Steinert, trotz seiner Frechheit, entfärbte sich doch bei dieser Drohung, und Köllern, dem es nicht entging, sagte:

„Seien Sie vernünftig, Steinert — Bollenheck besteht einmal darauf, weil Sie ihn einen Lügner genannt haben. Noch sind wir unter uns, und es mag unter uns bleiben, aber jetzt bitte ich selber darum, daß Sie die Stiefeln ausziehen.“

„Es geht sich auch unbequem mit Stücken Gold darin," sagte Bollenheck.

Steinert wollte sich noch weigern, als er aber sah daß die beiden Männer entschlossen auf ihrem Verlangen bestanden, sagte er mit aller Verachtung, die er in seine Stimme hineinlegen konnte:

„Wohl, es sei — ich will Ihnen den Beweis meiner Unschuld geben, dann aber schüttle ich den Staub von meinen Füßen und verlasse ein paar Undankbare, denen ich bis jetzt nur Wohlthaten erwiesen habe.

Der Herr, der alles Fleisch erhält,
Wird mir, so viel ich brauche, geben.
Ihm werth zu sein, der Tugend nachzustreben,
Dies sei mein Kummer auf der Welt."

Damit ging er bis dicht zum Wasser, setzte sich an des Baches Rand, und wollte sich die Stiefeln ausziehen. Bollenheck war aber klug genug, zu merken, was er dabei beabsichtigte, denn im Nu war er mit der Pfanne bei ihm, und diese unterhaltend, sagte er:

„Es wäre schade, wenn was in's Wasser fiele."

Steinert warf ihm einen grimmigen Blick zu, war aber jetzt zu weit gegangen, um noch zurückzukönnen. In der That hatte er einige Stücke grobes

Gold in seinen Stiefeln versteckt gehalten, und Bollenheck, der schon von Morgens an Verdacht auf ihn gehabt und ihn beobachtet hatte, war das nicht entgangen. Jetzt suchte er vergebens seine bisherigen Cameraden zu täuschen; das Gold wurde gefunden, und wenn Herr Steinert auch jetzt noch mit schamloser Stirne den Versuch machte, abzuleugnen, daß er es dort absichtlich verborgen habe, und erklärte, es müsse ihm zufällig beim Schaufeln hineingefallen sein, erwiderte ihm keiner der Beiden ein Wort darauf. Von Köllern ersuchte ihn, seine Stiefeln wieder anzuziehen, und Bollenheck wünschte ihm eine angenehme Reise.

Steinert stand auch auf, stieg den Hang hinauf, ohne daß sich weder Köllern noch Bollenheck weiter um ihn bekümmert hätten, packte dort seine Sachen zusammen und verließ, selbst auf den Antheil des an diesem Nachmittag ausgewaschenen Goldes verzichtend, ohne von irgend jemand Abschied zu nehmen, den Teufelsbach.

Die Goldwäscher waren allerdings an dem Abend erstaunt, Herrn Steinert, der sonst an den Feuern immer das große Wort führte, nicht mehr unter sich zu sehen und von seinem raschen Abschied zu hören. Da Köllern wie Bollenheck aber über die wahre Ur=

sache schwiegen, wurde bald nicht weiter darüber gesprochen. Es kam oft vor, daß einer oder der andere der Männer ausging, neue und reichere Stellen aufzusuchen, was man dort „prospectiren“ nannte. Natürlich wurden solche Wege immer geheim gehalten, und niemand fragte danach, denn man wußte im Voraus, daß man doch keine genügende Antwort bekommen würde.

Köllern hatte wieder eine Zeitlang mit Bollenheck gearbeitet; da ihr sogenannter „claim“ aber anfing nicht so gut „auszugeben“ beschlossen Beide sich einmal auf ein paar Tage zu trennen, und jeder an einer Stelle, die er für günstig gelegen hielt, sein Glück zu versuchen. Es geschieht dies überhaupt oft in den Minen.

Als er am zweiten Abend, seine Blechpfanne unter dem Arm zu seinem Zelt zurückkehrte passirte er des „Einsiedlers“ Lagerfeuer, der unter einem Baume, den Kopf in die Hand gestützt, lag, und träumend vor sich nieder starrte. Der arme Fremde that ihm leid, und wenn dieser auch bis jetzt jeden Versuch sich ihm zu nähern, wenn auch freundlich doch entschieden abgelehnt hatte, beschloß er es trotzdem noch einmal zu wagen.

Wie Schütz des Nahenden Schritte hörte, richtete

er sich rasch empor, erkannte aber kaum von Köllern, als er ihn freundlich grüßte.

„Nun, haben Sie fleißig gelesen?“ sagte der junge Mann, indem er sich neben das Feuer auf einen dort hingerollten Klotz setzte — „ich sah einige Abende noch sehr spät in Ihrem Zelt Licht.“

„Es ist die einzige Unterhaltung hier in den Minen,“ seufzte Schütz, „und außerdem mochte ich auch die mir geliehenen Bücher nicht so lange behalten.“

„Machen Sie ja keine Umstände damit,“ sagte Köllern gutmüthig, „ich habe sie gelesen, und hier haben sie weiter keinen Werth, als daß man einem Anderen vielleicht einmal wieder damit aushilft. Wir werden uns überhaupt jetzt Beide nach jemandem umsehen müssen, der uns einen frischen Vorrath von Lectüre bieten kann. Es wäre am Ende gar kein so schlechtes Geschäft damit in den Minen zu machen, wenn man eine Leihbibliothek errichtete.“

„Die wenigsten Miner lesen,“ sagte Schütz, „und wenn man den ganzen Tag hart gearbeitet hat, muß jemand auch einen sehr regen Geist besitzen, noch Freude an einem Buche zu finden. Den Sonntag vertrinken die Meisten.“

„Und wie sehr hätten wir Alle es doch nöthig,“

sagte Köllern, „dann und wann wenigstens etwas zu treiben, was uns einmal auf kurze Zeit diesem nur allein realistischen Leben entziehen könnte! Gold, Gold und immer nur Gold ist hier die Losung, und mir wenigstens thut es wohl, mich einmal wieder, durch ein gutes Buch geführt, in ein ganz fremdes und dem unsrigen fern liegendes Leben hineinzudenken. Ich weiß nicht, ob es Anderen da auch so geht wie mir, aber wenn ich Geschichten aus der eigenen Heimath lese, besonders wenn sie treu und natürlich geschrieben sind, so kommt es mir ordentlich vor, als ob ich selber wieder im alten Vaterland säße und nur eben ein Buch gelesen hätte, in dem das californische Treiben recht lebendig geschildert wäre. Freilich darf ich meine eigene Spitzhacke und Schaufel nicht dabei ansehn."

„Wohl dem," seufzte Schütz leise, „der sich in ein Buch so weit vertiefen kann, die eigene Gegenwart darüber zu vergessen!"

„Und können Sie das nicht?"

„Nein," sagte der Miner nach einigem Zögern, „so viel Mühe ich mir auch dahin gegeben. Ich bin es nicht im Stande."

„Sie grübeln aber auch zu viel, sitzen zu viel allein, bester Freund," brach Köllern jetzt gutmüthig

das Eis. „Sie sollten sich mehr an uns anschließen und weniger Ihren eigenen Gedanken nachhängen. Hol's der Böse, in diesen stillen, schweigsamen Bergen muß man ja zuletzt, wenn man sich von jedem Verkehr abschließt, ordentlich melancholisch werden."

„Und muß ich nicht? muß ich nicht?" brach Schütz plötzlich leidenschaftlich aus. „Liegt nicht ein Fluch auf mir, dem ich nicht entgehen kann und nur manchmal für Momente zu entweichen suche? Verloren! verloren! verloren! und das Gesicht auf seinem Arm bergend sank er wieder an dem Baume nieder.

Köllern erschrack über diesen heftigen Ausbruch des sonst so stillen Menschen, aber so gern er hier auch Trost und Hülfe geboten hätte, war er doch viel zu zartfühlend, in einem solchen Augenblick seine Gegenwart aufzudringen. Er stand leise auf und wollte sich, ohne den Unglücklichen weiter zu stören, geräuschlos zurückziehn, als Schütz, der die Bewegung gehört hatte, rasch den Kopf hob und, die Hand gegen ihn ausstreckend, sagte:

„Bleiben Sie, Herr von Köllern — bitte, bleiben Sie und — haben Sie Nachsicht mit mir; entschuldigen Sie, daß ich — daß ich mich von einem augenblicklichen Gefühl hinreißen ließ."

„Mein lieber Schütz," sagte Köllern herzlich,

„geben Sie sich Ihren trüben Gedanken, was auch deren Ursache sein mag, nicht zu sehr hin. Sie machen sich nur unnöthiger Weise das Herz schwer, und glauben Sie dabei, daß ich selber innigen Antheil an Ihnen nehme und — wenn Sie irgend etwas drückt — gern und willig mit Rath und That Ihnen beistehen werde, so weit eben meine eigenen Kräfte reichen."

„Ich bin es überzeugt," sagte Schütz, indem er sich aufrichtete und einen scheuen Blick umherwarf — „und das eben gibt mir auch den Muth, zu Ihnen zu sprechen, Ihnen etwas mitzutheilen, was ich bis jetzt noch keinem Sterblichen vertraut habe. Sie geloben mir Schweigen?"

„Genügt Ihnen mein Wort?"

„Vollkommen. — Außerdem" sagte Schütz, der sich in einer eigenen Aufregung befand, zögernd hinzu — „bin ich auch gezwungen mich irgend jemandem zu vertrauen, da bald — da vielleicht Umstände — doch davon später" brach er kurz und scheu ab. „Sie wenigstens sollen wissen was mir die Seele drückt, damit nicht spätere Handlungen von mir eine vielleicht falsche, ungerechte Auslegung erhielten. — Ich — ich habe einen Doppelgänger."

„Einen Doppelgänger?" rief Köllern, ungläubig dazu mit dem Kopfe schüttelnd, „aber bester Freund

was brüten Sie um Gottes Willen für Dinge aus, die Ihnen ja nur mit Gewalt das Leben verbittern müssen."

„Sie glauben mir nicht?"

„Aber bester Schütz, ich glaube überhaupt an nichts Ueberirdisches — wenigstens nicht an etwas, das aus einer anderen Welt heraus unseren Augen erscheinen könnte. Es muß doch für alle derartige Dinge eine Möglichkeit geben."

„Möglich?" wiederholte der Unglückliche leise, indem er wieder scheu den Blick umherwarf, als ob er den Gefürchteten jeden Moment neben sich erwartete, „wenn Sie ihn hätten hier mit mir am Feuer sitzen sehn, wenn Sie ihn Morgens, wie ich, schon draußen in der Grube in voller Arbeit gefunden, wenn Sie ihn Nachts hätten stöhnen und seufzen hören, wie ich, Sie würden nicht von Unmöglichkeiten reden. Wissen Sie nicht, daß oft eine Mutter ihre Frucht in zwei Körpern zur Welt bringt, die nur eine Seele zusammen haben und im Leben und Tode nicht wieder von einander lassen mögen und können? So wurde mein Körper mit einer Zwillingsseele geboren, und während mein Geist sich dagegen sträubt, sie anzuerkennen, gehe ich selber dabei zu Grunde."

„Dann aber ist diese Einsamkeit auch das furcht-

barste Gift für Sie," rief von Köllern rasch. „Warum ziehen Sie sich so scheu in sich selbst zurück, diesen Träumen und Bildern nur mehr und mehr Nahrung zu geben? Warum arbeiten Sie selbst allein, den langen Tag? Brechen Sie Ihr Zelt hier ab und kommen Sie mit zu uns hinunter. Es ist etwas gemischte Gesellschaft dort, das geb' ich zu, aber doch auch Leben und heiterer Sinn, und in anderer Umgebung wird Sie auch Ihr Quälgeist verlassen, wenigstens nicht mehr die Macht über sie haben, wie hier, wo Sie ihm und seinem Wirken ja gar nicht ausweichen können."

„Es geht nicht," flüsterte Schütz leise zurück, „ich darf nicht zwischen Menschen, denn dort läßt er mir gar keine Ruhe und stöhnt und ächzt die ganze Nacht, daß kein Anderer in meinem Zelte aushalten kann. Glauben Sie mir, ich habe es versucht, ich habe Alles versucht, ihn zu bannen, aber ich sehe ein, es ist umsonst. Ich kann meinem Geschick nicht entgehen."

„Sie können, wenn Sie wollen," drängte Köllern, der jetzt keinen Augenblick mehr daran zweifelte, daß des Unglücklichen ganzes Leiden allein in seiner überspannten Einbildungskraft liege; „Sie wissen noch gar nicht was der feste Wille des Menschen für Macht hat."

„Er mag eine Seele bewältigen können," stöhnte Schütz, „aber er ist nicht im Stande gegen zwei anzukämpfen."

„Und wollen Sie nicht wenigstens einmal den Versuch machen?" drängte Köllern — „vielleicht mit mir? Lassen Sie uns zusammen arbeiten und hausen, ich bin jetzt ebenfalls allein, und sein Sie überzeugt, daß ich das Sie störende Gebild nicht fürchten werde."

„Ich will sehen — ich will es mir überlegen," sagte Schütz abwehrend, „bitte, lassen Sie mir Zeit, das zu überdenken. — Ich weiß, Sie meinen es gut mit mir — ich fühle Ihre Theilnahme, und sie thut mir wohl, aber — ich kann mich heute noch nicht dazu entschließen. Morgen — lassen Sie uns morgen wieder darüber sprechen."

Köllern fühlte daß Schütz allein zu sein wünschte, und daß er den Kranken nicht drängen dürfe.

„Gut," sagte er freundlich, indem er von seinem Sitz aufstand, „ich lasse Sie jetzt allein, lieber Schütz; gehen Sie mit sich zu Rath, und ich hoffe, Sie werden es nicht bereuen, meinem Wunsch gewillfahrt zu zu haben — also auf Wiedersehen!"

Schütz stand ebenfalls auf und reichte ihm die Hand, die jener herzlich drückte, und Köllern wollte

sich eben wieder seinem eigenen Lagerplatz zuwenden, als er seine Hand noch von Schütz zurückgehalten fühlte und dieser sagte leise:

„Lieber Köllern, Sie haben sich mir heut Abend freundlich und theilnehmend gezeigt, wollen Sie mir noch einen Beweis ihrer Güte geben?"

„Von Herzen gern," sagte der junge Deutsche gutmüthig, „zeigen Sie mir nur die Gelegenheit."

„Vielleicht bald — vielleicht morgen — vielleicht heute Abend schon" fuhr Schütz fort, könnte ich Sie beim Wort halten und noch eine Bitte an Sie richten. Sie versprechen mir deren Erfüllung?"

„Wenn Sie in meinen Kräften steht, von Herzen gern."

„Dank Ihnen, tausend Dank — Sie wird Ihnen nur wenig Mühe machen. Also jetzt ade."

„Ade, und auf Wiedersehen!" sagte Köllern ihm herzlich die Hand drückend, während er sich abwandte, dem eigenen Lagerfeuer zuzuschreiten.

„Auf Wiedersehen!" flüsterte leise der Kranke, kauerte sich wieder neben seinem Baume nieder und barg wie vorher sein Antlitz in den Händen.

Köllern erreichte indessen ihren Lagerplatz, wo es seinen Kameraden nicht entgangen sein konnte, daß er

sich oben bei ihrem stillen Nachbar so lange aufgehalten.

„Nun?" riefen ihm ein Paar lachend entgegen, „hat Ihnen der Einsiedler Audienz gegeben?"

Köllern war selber durch das ganze Wesen des Unglücklichen niedergedrückt worden und sagte abwehrend:

„Laßt mir den armen Teufel zufrieden; er verdient bei Gott eher Euer Mitleiden, als Eueren Spott."

„Ist er krank?" frug Meier rasch.

„Krank am Geist" sagte Köllern seufzend, „und weit hier von allen seinen Lieben, in den wilden Bergen fremd und allein. — Hol's der Henker, man möchte manchmal ordentlich Angst vor dem californischen Leben bekommen, wenn mun sich denken wollte, daß Einem selber etwas derartiges passiren kann. Krank und allein — und wenn er die reichsten Schätze in seiner Grube fände, was hülfe es ihm."

„Ach laßt die langweiligen Redereien," rief Panig ärgerlich aus. „Das wäre auch noch der Mühe werth, daß man hier melancholisch würde. Wenn er krank ist, soll er was einnehmen, und wenn er nicht allein sein will, kann er zu uns herunterkommen, braucht Einen aber auch dann nicht so anzuknurren, wenn man

einmal zu ihm an's Feuer tritt. — Hallo das Essen ist fertig. Ich habe schon einen schmäblichen Hunger.

Der Ruf zerstreute bald alle Uebrigen und der Fremde war im Nu vergessen. Wer kümmerte sich auch hier in Californien um den Nachbar, wo jeder mit sich und seinen eigenen Hoffnungen und Plänen gerade genug zu thun hatte. Nach dem Essen sammelte sich aber der kleine Nachbartrupp, wie gewöhnlich Abends, um das am Besten unterhaltene Feuer, und dabei ging es wieder an ein Erzählen, Lachen und Necken, was der und jener erlebt hatte, oder erlebt haben wollte.

Besonders wurde an diesem Abend Rostig geneckt, denn das Gerücht war entstanden, er hätte in voriger Nacht einen Geist gesehen und laut aufgeschrieen. Rostig leugnete allerdings auf das Entschiedenste; die Unterhaltung war aber einmal, wie das so geht, in diese Bahn eingelenkt, und eine Menge der übernatürlichsten Geschichten wurden nach einander erzählt, wie ihre Möglichkeit besprochen und kritisirt.

Köllern, der sich heute in einer merkwürdig gedrückten Stimmung fühlte, hatte eigentlich bis jetzt sehr wenig Theil an der Unterhaltung genommen. Als dieselbe aber einen Augenblick stockte sagte er, seinen eigenen Gedanken nur dabei folgend:

„Hat schon jemand von Euch von einem Doppelgänger gehört, oder gar einen gesehen?

„Hallo?“ rief Meier, sich rasch nach ihm umdrehend, „was wissen Sie von Doppelgängern? Ist Ihnen der Ihrige begegnet?“

„Mir nicht“, sagte von Köllern ruhig, „da aber fast alle Arten von übernatürlichen Erscheinungen heute Abend durchgenommen sind, dachte ich, daß der auch dazu gehörte.“

„Doppelgänger?“ frug Pauig, „was ist das?“

„Nun siehst Du Pauig“, erklärte ihm der eine Maurer, „ein Doppelgänger ist ein Mensch, der zweimal da ist; der sich manchmal selber aus Versehen auf der Straße begegnet, und wenn er sich Abends auszieht und zu Bette gehen will, findet, daß er selber schon im Bette liegt.“

„Das ist aber graußlich“, rief Pauig erschreckt, „und thut er Einem was?“

„Na, ob er Einem was thut“, meinte der Maurer, indem er sich eine frische Pfeife stopfte, „weiß ich gerade nicht; aber angenehm ist's auf keinen Fall.“

„Und wißt Ihr denn“, lachte da Meier — „weil wir doch gerade einmal davon reden, daß mich selber eigentlich ein Doppelgänger nach Amerika gebracht hat?“

„Und glauben Sie auch an solche Dinge“, sagte von Köllern kopfschüttelnd.

„Der Glaube wird Einem gelehrt“, lachte der Doktor, „wenn man eine unquittirte Rechnung nach der anderen in's Haus geschickt bekommt.“

„Hatte Ihr Doppelgeist etwas mit dem Rechnungswesen zu thun?“ fragte Köllern lächelnd.

„Außerordentlich wenig,“ erwiderte Meier: „er ließ mich das gewöhnlich besorgen.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Das glaub' ich Ihnen“, lachte der junge Arzt – „ich habe die Sache selber nicht verstanden und bin ihr endlich aus dem Weg gegangen, um einmal ein Alibi beweisen zu können. Doch ich will Ihnen einfach erzählen, wie sich Alles zugetragen, und dabei gleich von vornherein bemerken, daß ich meinen Doppelgänger nie von Angesicht zu Angesicht gesehen habe.“

„Und woher wissen Sie da, daß er überhaupt existirt?“ frug Köllern.

„Darüber hat er mich nicht im geringsten in Zweifel gelassen“, lautete die Antwort — „hören Sie.“

„Schon vor zwei Jahren war ich einmal in meiner Heimath in Gesellschaft, und das Gespräch kam auf

ein sehr theueres medicinisches Werk, das ich mir gern angeschafft hätte, wenn es nicht zu kostspielig gewesen wäre. Ich äußerte auch etwas Derartiges, wenn ich nicht irre, und Sie können sich meine Ueberraschung denken, als ich etwa acht Tage später das Werk von der Verlagshandlung zugesendet bekam. Ich glaubte erst, es sei von irgend einem der Gesellschaft eine Ueberraschung, und zerbrach mir schon den Kopf, wem ich dieselbe könne zu verdanken haben, aber darüber sollte ich bald eines Besseren belehrt werden. In dem letzten Band lag die Rechnung mit dem Bemerken dabei, wie es bei Buchhändler-Rechnungen gewöhnlich Gebrauch ist: auf Verlangen. Ich konnte jetzt nicht gut anders denken, als daß sich einer meiner Freunde einen Scherz gemacht habe, das Buch für mich zu bestellen, schrieb also an den Buchhändler zurück, ich bedauere sehr, von dem Werk keinen Gebrauch machen zu können, und würde es ihm, um ihm Kosten zu ersparen, durch Buchhändler-Gelegenheit remittiren. An mich hatte er es unfrankirt per Post gesandt. Mit nächster Post bekam ich dagegen einen Brief, daß sich die Buchhandlung sehr wundere, da das Buch nur auf meine eigene feste Bestellung an mich gesandt sei, sie es übrigens zurücknehmen wolle, wenn es mich gereue.

„Nach einiger Zeit gehe ich einmal durch die Hauptstraße unserer Residenz, und sehe in dem einen Laden ein wundervolles Schreibzeug stehen, das mir außerordentlich gefiel. Da ich aber voraus wußte, daß es zu theuer für mich sein würde, erkundigte ich mich nicht einmal nach dem Preis, sondern ging weiter. An demselben Nachmittag, ohne daß ich mit einem Menschen eine Sylbe darüber gesprochen hätte, und ich dachte in der That nicht einmal mehr an das Schreibzeug, kommt ein Lehrling und bringt es mir in's Haus. Ich fragte, auf's Aeußerste erstaunt, wer es schicke, er wußte es aber nicht zu sagen, fragte, ob ich es nicht selber gekauft habe, und meinte, als ich es verneinte, es würde wohl ein Geschenk sein. Da ich niemanden daheim hatte, von dem ich ein so kostbares Geschenk erwarten konnte, wollte ich es wieder zurückschicken; der Bursche behauptete aber weiter keine Ordre zu haben, als es an mich abzugeben, und trollte ab.

„Wäre mir nun nicht die Geschichte mit den Büchern kurz vorher passirt, so hätte ich das Schreibzeug ganz ruhig als ein Geschenk behalten und mich vielleicht im Tageblatt bei dem unbekannten Geber bedankt. So war ich aber mißtrauisch geworden, ging am Nachmittag in den Laden, mich näher zu erkun-

digen, und erfuhr hier zu meinem Staunen, daß ich selber an dem Morgen dort gewesen wäre und das Schreibzeug gekauft habe. Ich fragte lachend, ob ich es auch bezahlt hätte, das verneinte aber der junge Mann im Geschäft und meinte, das hätte ja auch nichts zu sagen, Neujahr würde ich die Rechnung schon bekommen. Ich wollte jetzt leugnen, daß ich das Schreibzeug verlangt habe, ein anderer Commis aber und der erste Lehrling traten als Zeugen gegen mich auf und versicherten auf das Bestimmteste, mich selber hier gesehen zu haben, wie ich das Schreibzeug erstanden. Ich wurde jetzt ärgerlich und grob, denn ich hielt es für eine neue und schmähliche Art von Prellerei, verweigerte auch direct die Annahme; der Kaufmann aber bestand darauf, daß ich es behalten müsse, da er es sonst eine halbe Stunde später, als es eben eingepackt werden sollte, an einen Engländer hätte verkaufen können. Als ich es trotzdem zurückschickte, verklagte er mich, die Leute im Laden beschwuren ihre Behauptung, und das Ende vom Lied war, daß ich das Schreibzeug und die Kosten bezahlen mußte.

„Aber das war noch nicht Alles. Aus Hamburg und Oesterreich kamen sogar ein paar Mal Sachen mit Postnachnahme und ich sah jetzt die Wahl vor

mir, durch die Gutmüthigkeit meines geheimnißvollen Quälgeistes entweder in Schulden oder in eine Unzahl von Processen und Unannehmlichkeiten gestürzt zu werden.

„Ich erließ allerdings eine Erklärung in den Zeitungen, mir selber auf meinen Namen nichts zu borgen, aber die Leute hielten es für einen Witz, bis ich das letzte Mittel ergriff, mich diesen unheimlichen und lästigen Verfolgungen zu entziehen. — Ich wanderte aus, ließ, hier in Californien angelangt, meine Ankunft augenblicklich durch das Gericht constatiren und beglaubigen, melde mich dabei jedesmal, so oft ich nach San Francisco komme, und lasse mir meinen hiesigen Aufenthalt quittiren, wünsche mir dabei fortwährend mächtige Klumpen Gold und will jetzt einmal sehen, was mein Doppelgänger in Deutschland indessen anfangen wird.“

Während die Uebrigen laut über diesen wunderlichen und so auf anderer Leute Kosten gefälligen Doppelgänger lachten, richtete sich von Köllern plötzlich auf, und Meiers Arm ergreifend horchte er nach Schützes Zelt hinauf.

„Er spricht mit sich selber“, brummte Pauig, der der Bewegung mit den Augen gefolgt war, während oben deutlich eine Stimme laut wurde.

„Das ist ein kurioser Kerl", sagte der Maurer, „hockt da allein und könnte sich hier unten so schön amüsiren."

Plötzlich war Alles ruhig und Köllern, der uns der größten Aufmerksamkeit den Tönen gelauscht hatte, wollte sich eben wieder zum Feuer niedersetzen, als oben im Zelt ein Schuß fiel.

„Großer Gott!" rief er, erschreckt emporfahrend, „was ist das?"

„Dem ist oben ein Gewehr losgegangen", sagte Pauig — „oder er hat vielleicht nach einem Kayota*) geschossen. Die Racker kommen ja oft am hellen Tag zwischen die Zelte und stehlen wie die Raben."

Von Köllern hörte nicht mehr. Rasch und zitternd Meiers Arm ergreifend, flüsterte er ihm ein paar Worte zu und eilte dann mit ihm, so rasch er konnte, zu dem Zelt hinauf. Die Uebrigen zögerten noch eine Weile, folgten dann aber ebenfalls, zu sehen, was dorten vorgefallen wäre.

Köllern hatte sich nicht geirrt. Auf seinem Bett ausgestreckt, das abgeschossene Pistol neben sich, lag Schütz mit zerschmettertem Hirn und vor dem Leuchter ein offener Brief an Köllern, der, mit Bleistift geschrieben, nur die folgenden wenigen Zeilen enthielt:

---

*) Kayota: die kleinen Steppenwölfe.

„Lieber Köllern,

„Sie sehen, ich nehme die mir von Ihnen gebotene Hülfe an. Ich bitte Sie, Alles was Sie in meinem Zelte finden, an arme Miner zu verschenken oder sonst darüber zu verfügen. Nur das unter meinem Kopfkissen liegende Päckchen Gold befördern Sie, wenn Sie nach Deutschland zurückkommen, an meine Schwester, deren Adresse Sie darauf angegeben finden. Sagen Sie ihr die Ursache meines Todes. Ich konnte es nicht länger ertragen.

„Bewahren Sie eine freundliche Erinnerung Ihrem armen Schütz."

Während sich Meier über den Todten bog, die Wunde zu untersuchen, las von Köllern tief erschüttert diesen Abschiedsbrief, und scheu umstanden indeß die übrigen Männer den Leichnam des Unglücklichen, der so geheimnißvoll gestorben war, wie er unter ihnen gelebt hatte.

Sechs Monate mochten nach jener Zeit verflossen sein. Schütz war damals von seinen Landsleuten an derselben Stelle begraben worden, auf der sein Zelt gestanden hatte, und nur ein einfacher Hügel, mit einem mächtigen Quarzblock zu Häupten, kündete unter

jener alten Eiche die Stelle, wo der Unglückliche schlummerte.

Es war Frühjahr geworden, und von Köllern, der die Wintermonate mit Meier zusammen ziemlich glücklich gearbeitet hatte, erhielt Briefe aus Deutschland und beschloß, dorthin zurückzukehren.

Dr. Meier schien erst die Absicht gehabt zu haben, den Sommer noch in Californien auszuhalten. Köllern überredete ihn aber leicht, das wilde Minenleben zu verlassen und die geregelten Verhältnisse in der Heimath wieder aufzusuchen. Da sie die letzten Wochen doch ziemlich erfolglos die schweren Erdarbeiten getrieben hatten, sagte Meier auch zu, und die beiden jungen Leute wanderten zusammen nach San Francisco, um sich dort auf dem nächsten Fahrzeug nach den Vereinigten Staaten oder der Heimath einzuschiffen.

In San Francisco fanden sie auch rasch Gelegenheit, hier aber stand ihnen noch eine Ueberraschung bevor.

Als sie mit ihrem Gepäck nach dem Landungsplatz hinunter gingen, an Bord zu fahren, arbeitete unten am Werft eine Anzahl von Sträflingen, Männer in grauen Jacken und Hosen mit Ketten an den Füßen, die hier in Californien irgend ein Verbrechen began-

gen hatten und jetzt ihre Strafe, unter Aufsicht von bewaffneten Polizeidienern, abbüßen mußten.

Köllern und Meier wollten rasch an diesen Unglücklichen, auf die sie weiter nicht achteten, vorübergehen, als Einer der Leute mit leiser Stimme sagte:

„Herr von Köllern!“

Die beiden Freunde drehten sich rasch nach ihm um, und der Doctor rief wirklich erstaunt aus:

„Herr Steinert! — was um Himmels Willen hat Sie in diese Lage gebracht?“

„Laßt uns die Unschuld oft im größten Unglück sehen,
Und leidet mit bei fremden Schmerzen;
Dies Mitleid heiligt uns're Schmerzen“ —

bemerkte Herr Steinert — „wenn Sie vielleicht zufällig ein Stückchen Kautabak oder eine Kleinigkeit der landesüblichen Münzsorte bei sich haben sollten. Meine Lage ist erschrecklich.“

„Wird der faule Strick da vorn arbeiten?“ rief ihm der eine der Wächter in diesem Augenblick in englischer Sprache zu. Steinert warf einen scheuen Blick über die Schulter. Köllern aber hatte ihm schon ein Geldstück in die Hand gedrückt und, rasch des Freundes Arm ergreifend, eilte er mit diesem dem nahen Landungsplatze zu, wo das Boot schon ihrer

wartete. — Von Herrn Steinert sahen sie nichts wieder.

Von Köllern hatte nun, in Deutschland angekommen, vor allen Dingen den Auftrag des unglücklichen Selbstmörders auszuführen: das ihm anvertraute Gold mit der Kunde von des Bruders Tod in die Hände der Schwester zu legen. Es war eine traurige Pflicht, aber er erfüllte sie und suchte dann Dr. Meier in —* auf, wie er ihm, als sie sich in Hamburg trennten, versprochen hatte.

Die Wohnung desselben fand er übrigens nicht so leicht als er sich gedacht, denn zweimal, als er sie schon richtig erfragt glaubte, wurde er durch die Nachricht überrascht, daß Herr Dr. Meier dort in der That gewohnt habe, aber nur zwei Tage geblieben und dann wieder ausgezogen sei. Seine jetzige Wohnung wußte niemand. Köllern wollte auch den Versuch, ihn zu finden, schon aufgeben, als er auf der Post einen Brief erhielt, der dort poste restante gelegen hatte. Darin schrieb Meier nur die wenigen Worte:

„Ich wohne Helmstraße Nr. 15, dritte Etage im Hof. Sagen Sie Niemandem meine Wohnung und kommen Sie so rasch Sie können.

Ihr califonischer Freund.“

Nicht einmal unterschrieben hatte er sich, und Köllern wußte gar nicht, wie er sich das zusammenreimen sollte. Natürlich suchte er ihn augenblicklich auf und fand ihn endlich draußen in der äußersten Vorstadt, in einem wahren Versteck von einer Wohnung, an deren Treppe aber trotzdem schon wieder zwei gepackte Koffer standen. Meier kam ihm in Reisekleidern entgegen.

„Das ist ein Glück, daß Sie mich gefunden haben, Köllern", rief er ihm schon an der Treppe zu — „Sie sendet mir der liebe Gott, und ich wollte mich schon eben in die Zeitung setzen lassen."

„Wozu aber dann dies Versteck, und das geheimnißvolle poste restante?" lächelte Köllern.

„Es hilft mir nichts mehr", rief Meier in komischer Verzweiflung. „Sie hatte mich hier auch aufgefunden."

„S i e? — wer ist das?"

„Ja so, Sie wissen die ganze entsetzliche Geschichte ja noch gar nicht. Mein Doppelgänger hat geheirathet."

„Ihr Doppelgänger?" lachte Köllern, „das ist kostbar, und darüber sind Sie in Verzweiflung?"

„Hören Sie nur weiter", rief aber Meier, „das ist das boshafteste, nichtswürdigste Wesen, das auf

der Welt existirt. — Wie er merkt, daß ich wieder da bin, verschwindet er, und natürlich fällt mir jetzt die Frau in's Quartier und droht mit Klagen, daß ich sie böslich verlassen hätte."

„Ist sie hübsch?"

„Ja, aber hol's der Teufel, wenn ich eine Frau haben will, such' ich sie mir selber aus, und heirathe wahrhaftig nicht meine eigene Wittwe."

„Aber so erzählen Sie doch nur —"

„Die Sache ist so geheimnißvoll, wie einfach", sagte der Doctor. „Eine junge Frau hat mich hier, kaum nach —* zurückgekehrt, überfallen, versichert mit Thränen in den Augen, daß ich ihr Mann sei, der sie vor ein paar Tagen böslich verlassen habe, und verlangt, daß ich wieder mit ihr gehe und ihr versprechen soll, in Zukunft immer ordentlich und treu bei ihr zu bleiben."

„Und Sie?"

„Ich habe ihr erkärt, daß sie sich in der Person irrt. Ich bin auf der Polizei gewesen und habe dort meine Beweise vorgelegt, daß ich mich die ganze Zeit in Californien aufgehalten. Ich habe sogar die Polizei aufgefordert, jenen, der sich für mich ausgibt, zu verhaften —"

„Nun, und —?"

„Die Folge davon war“, fuhr der Doctor fort, „daß ich selber am nächsten Morgen, als ich auf die Post gehen wollte, arretirt wurde und mit einem Holzkopf von Polizeidiener durch die halbe Stadt und am hellen lichten Tage auf die Polizei mußte, mich dort als wirklichen Dr. Meier zu legitimiren. Ich zog rasch in eine andere Wohnung, umsonst — die Frau fand mich auf. — Ich wechselte wieder — umsonst, ich brachte sie nicht von meiner Fährte und war schon im Begriff, abzureisen und — * für immer zu verlassen, als ich heute Morgen eine neue Vorladung erhalte, und jetzt müssen Sie mit mir gehen, für mich zu zeugen.“

„Aber seit wann ist denn jener Doppelgänger verschwunden?“ fragte Köllern.

„Wie es scheint, ein paar Tage vorher, ehe ich ankam, und zwar sehr apropos, seinen Gläubigern zu entgehen, die nicht übel Lust zu haben schienen, gleich über mich herzufallen. Der Lump hat eine rasende Menge von Schulden in meiner Abwesenheit und alle auf meinen Namen gemacht.“

„Die Sie jetzt bezahlen können.“

„Ich werde mich hüten. Gott sei Dank, daß ich in Californien die Vorsicht gebraucht habe, meine dortige Anwesenheit rechtskräftig beweisen zu lassen. Sie

selber können mit gutem Gewissen beschwören, welche Zeit wir dort zusammen gearbeitet haben. Ebenso besitze ich noch meinen Passageschein, mit dem ich über See gekommen bin, lauter Alibis, die meinen nichtswürdigen Doppelgänger in der Patsche sitzen lassen."

„Und seine Frau?"

„Was geht die mich an?" rief Meier in komischem Zorn, „ob hier ein Zufall oder der Teufel sein Spiel hat, weiß ich nicht — ist mir auch gleichgültig, aber soviel ist sicher, daß ich nicht gesonnen bin, Einem oder dem Andern als Spielball zu dienen. Hier kann ich nicht mehr bleiben, denn jenes verzweifelte meierhafte Ungethüm, das die Güte gehabt hat, meine Stelle während meiner Abwesenheit zu vertreten, scheint mich so tief hineingeritten zu haben, daß ich ein Lebensalter dazu brauchte, nur meinen guten ehrlichen Namen wieder herzustellen. Vor allen Dingen muß ich jetzt mit Ihrer Hülfe, lieber Köllern, der Polizei nochmals die genügenden Beweise bringen, daß ich die ganze Zeit, während der andere Meier hier sein Wesen getrieben, über dem Ocean drüben gewesen bin und Gold gegraben habe — dann wandere ich wieder aus."

„Aber werden Sie das Publicum auch überzeugen

können? Ihr Name wird nachher stets als der eines Schuldenmachers gelten."

„Glücklicher Weise heiße ich Meier", lachte der Doctor, „und werde mich darüber trösten. Soviel seien Sie versichert, ich schieße mir keine Kugel durch den Kopf, wie jener verrückte Schütz."

„Und wohin wollen Sie auswandern?"

„Ich gehe wieder nach Californien", sagte der Doctor entschlossen — „wenn auch nicht in den Minen, doch in San Francisco meine Existenz zu gründen. Aber jetzt kommen Sie; es ist elf Uhr vorbei und um elf Uhr bin ich auf die Polizei citirt."

Vor Gericht konnte sich der Doctor allerdings vollständig legitimiren, und Köllern erkannte, daß seine Vorsicht nicht unnütz gewesen war. Außer seinem Zeugniß legte Meier noch einmal alle seine Papiere vor. Er hatte ebenfalls sämmtliche in Californien erhaltenen Briefe aufbewahrt und in dieser Zeit, wo er mit einem Freunde in Berlin in Correspondenz gestanden, denselben gebeten, seine Briefe und Couverte sorgfältig aufzubewahren. Diese ließ er sich gleich nach seiner Ankunft schicken, und da Datum, Handschrift und Postzeichen auf das Unverkennbarste stimmten, war es ihm leicht, mit Köllern's Aussage seinen langen Aufenthalt in jenem fernen Welttheil

unzweifelhaft festzustellen. Frau Dr. Meier wurde bedeutet, daß sie keinenfalls diese Frau Dr. Meier sei; ebenso blieb es den zahlreichen Gläubigern des Verschwundenen überlassen, sich ihren Meier aufzusuchen, wo sie eben könnten.

Unser Doctor war aber dadurch noch nicht allen Unannehmlichkeiten enthoben. Allerdings reiste er schon zwei Tage später mit einem rechtskräftigen Passe nach Hamburg ab, um sich dort wieder einzuschiffen. Die Polizei hatte aber indessen einen Steckbrief hinter seinem Doppelgänger hergesandt, der so genau auf ihn paßte, daß er schon an der Grenze angehalten, aufgehoben und, von zwei Gensd'armen begleitet, nach —* zurückgeschickt wurde. Dort mußte er sich noch einmal legitimiren, um nachher, mit abrasirtem Bart, einem andern Paß und falschem Namen, wie ein Verbrecher jeden Polizeidiener fürchtend, seine Reise zum zweiten Mal anzutreten.

Diesmal kam er glücklich durch, erreichte die Seestadt und fühlte sich nicht eher sicher, bis er wieder auf den blauen Wogen schwamm. Vom Heimweh war er indessen gründlich geheilt und hofft jetzt, in einem andern Welttheil — seinem Doppelgänger und dem unglücklichen Namen Meier entgangen — ein neues Leben zu beginnen.

Der Bade-Jäger.

Von Revierjägern, von Sonntagsjägern, von hirschgerechten und Aas-Jägern hat der Leser gewiß schon oft und oft gehört, aber schwerlich schon in seinem ganzen Leben von Badejägern, und doch gibt es deren in unserem deutschen Vaterlande — und auch vielleicht nur hier, und daß sie eine der interessantesten Varietäten des ganzen genus bilden, ist gewiß. Doch ich will mich nicht lange bei der Vorrede aufhalten, sondern gleich zur Sache kommen.

Ich besuchte im vorigen Sommer ein Bad im — schen, das ich Brühl nennen will. Der kleine freundliche Ort war von dichter Waldung umgeben und die Zeit — Juli — auch gerade günstig, einmal einen Tag des monotonen Badelebens damit zu vertreiben, einen alten Rehbock auf's Blatt zu rufen und zu schießen — aber wem gehörte die Jagd hier, und gab es Rehböcke?

Auf meine Anfrage erfuhr ich bald, daß allerdings Rehe im Holz ständen, und daß die Jagd herrschaftlich sei, aber Jeder der Badegäste, auf eine einfache Eingabe an die Regierung, eine Jagdkarte, die noch dazu gratis verabreicht wurde, lösen und damit die Erlaubniß erhalten könne — natürlich in Begleitung eines Jägers — Pirsche und Anstand zu frequentiren. Der dort in der Nachbarschaft stationirte Revierjäger war angewiesen worden, allen Fremden, die ihm eine solche Erlaubniß vorzeigten, behülflich zu sein, und bekam dafür ein gesetzlich festgesetzte Vergütung für versäumte Zeit — so und so viel für den ganzen, so und so viel für den halben Tag.

So weit war Alles vortrefflich; meine Eingabe an die Regierung machte ich und bekam fast umgehend den erbetenen Jagdschein, und jetzt blieb die Hauptsache den Jäger selber aufzusuchen, mit diesem das Weitere zu besprechen.

Es wurde mir gesagt, daß er mehrmals die Woche nach Brühl herunterkäme, und dort könne ich ihn leicht auf der Promenade finden. Zu Haus sei er selten und nur auf Verabredung anzutreffen.

Indessen horchte ich ein wenig in Brühl herum und fand mehre Herren, die schon auf der Jagd in

der Nachbarschaft gewesen waren, leider aber noch ohne irgend einen günstigen Erfolg.

„Und gab es hier Rehwild?“

Ah genug! Sie Alle hatten Rehe gesehen und auch einen Bock schon fast zum Schuß gehabt. Allen aber war dies oder das wieder dazwischen gekommen. Einer hatte vorbeigeschossen — Einem hatte das Gewehr versagt — einmal war der Bock, ohne die geringste sichtliche Veranlassung, noch dazu bei vortrefflichem Winde, plötzlich flüchtig geworden, kurz es hatte überall an irgend etwas gefehlt.

Auch ein Engländer, Lord — hielt sich hier auf, der außerordentlich fleißig auf die Jagd ging — aber einen Rehbock hatte er noch nicht erbeutet.

Die Sache wurde interessant — mein Selbstgefühl sagte mir, daß die übrigen Jäger das Ding jedenfalls verkehrt angegriffen hätten, und wenn es überhaupt Rehe im Holz gab — und das bestätigten Alle — so zweifelte ich keinen Augenblick, daß ich schon einen der alten schlauen Böcke überlisten würde. Hatte ich doch schon so manchen angeblattet und erlegt.

Einige Tage drauf traf ich den Jäger, der „Herr Förster“ genannt wurde, richtig auf der Promenade. Die Beschreibung, die ich von ihm erhalten hatte,

stimmte auf ein Haar. Der Mann war überhaupt nicht zu verkennen.

Er trug karirte Beinkleider, eine etwas auffallende Weste mit hellen Glasknöpfen, eine sehr steife und hohe Halsbinde mit hohen, schneeweißen Vatermördern und gewichste Stiefeln — soweit als Gentleman — aber eine sehr rauhhaarige, grobe graue Joppe mit grünem Kragen und einen alten nichtswürdigen, vom Wetter ordentlich mißhandelten grünen Jagdhut, auf dem Birkhahn-, Schnepfen-, Enten- und andere Federn stacken.

Sein Gesicht gefiel mir aber — es war klug und offen, und das nicht große graue Auge überflog mit scharfem und prüfendem Blick die verschiedenen Spaziergänger. Einige grüßten ihn — er dankte mit dem Anstand eines Mannes, der sich seiner eigenen Würde bewußt ist, und ließ sich dann im Kurgarten an einem der leerstehenden Tische nieder, eine Tasse Kaffee zu trinken.

Ich saß bald an seiner Seite, gleicher Beschäftigung folgend, und unsere Bekanntschaft war im Nu gemacht.

„Haben Sie eine Jagderlaubniß?"

„Ja."

„Dann steht Ihrem Wunsche nicht das Mindeste

im Wege. Verfügen Sie über meine Zeit; ich stelle mich Ihnen mit Vergnügen zur Disposition."

„Und Sie haben Rehwild hier?"

„Einen sehr hübschen Rehstand. Die Böcke sind nicht sehr stark, aber sie haben dies Jahr gut auf."

„Das ist die Hauptsache — kommen sie schon auf's Blatt?"

„Es ist noch ein wenig früh. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß sie hier nie vor dem 22. Juli anzublatten sind. Der 22. ist übermorgen. Lassen Sie uns also, um ganz sicher zu gehen, den Sonnabend bestimmen."

„Schön — um halb zehn Uhr bin ich also bei Ihnen. — Aber ich habe keine Büchse mit."

„Sie nehmen die meinige — ein Kapitalgewehr, die Herren Badegäste haben fast Alles mit meiner Büchse geschossen. Sie sind noch nicht lange hier?"

„Einige Wochen."

„Schon bekannt in der Umgegend?"

„Noch sehr wenig — wollen Sie fort?"

„Nur dort hinunter, wo ein famoses Bier verschenkt wird. Haben Sie den Platz — Elders Garten — noch nicht besucht?"

„Nein, ich werde Sie begleiten, wir können dann

noch Manches besprechen.“ — Der Kellner kam herbei und der Förster griff in die Tasche, seinen Kaffee zu bezahlen. Ich hatte das Geld schon für beide Tassen gegeben.

„Ist schon bezahlt“ sagte der „Marqueur“ mit der sehr kurzen Jacke, indem er sich abwandte.

„Das kann ich unter keiner Bedingung zugeben.“

„Aber lassen Sie doch die Kleinigkeit — das nächste Mal zahlen Sie den Kaffee.“

„A la bonheur dann — also auf Revanche.“

Wir schlenderten langsam dem bezeichneten Bierparadiese zu, wo wir beiläufig gesagt ein verabscheuungswürdiges Getränk fanden, das unter dem Namen Bier verabreicht wurde. Hier saßen noch mehre andere Gäste — Inwohner des Badeorts und keine Badegäste — Männer mit Bärennaturen und entsprechenden Mägen, von denen der Eine fünf Glas Bier bezahlte, als er ging, also auch eine solche Anzahl getrunken haben mußte.

Hier befand sich der Förster in seinem Element. Er lobte das Bier, und wenn er überhaupt hätte beleidigt werden können, würde er meine entschiedene Weigerung, in das Lob desselben mit einzustimmen, übel genommen haben — und trank eine unglaubliche Quantität davon. Dabei erzählte er eine Menge von

Jagdabenteuern, die ihm alle passirt waren, und die ich ihm angeblich alle glaubte.

Der Förster war in vorzüglicher Laune, und als ich den „Biergarten" endlich mit ihm verließ, drückte er mir wieder mit einem würdevollen Lächeln die Hand und sagte:

„Aber nur auf Revanche."

Der also bezeichnete Sonnabend kam. Ich fand mich zur besprochenen Zeit ein, und der Förster war pünktlich auf dem Platz. Vor allen Dingen nahm ich dann Büchse und Ladzeug an mich, trotzdem daß er sich freundlich erbot es selber zu tragen, bis es gebraucht würde, und sagte ihm nun, daß ich, ehe wir in das Revier kämen, einmal einen Schuß aus dem Büchsenrohr thun möchte. — Der Förster führte nemlich eine von außen ziemlich unansehnliche Büchsflinte.

Das war seiner Meinung nach vollständig unnöthig — das Büchsenrohr schoß mit gestrichenem Korn auf den Fleck und der Schrotlauf hielt „mordmäßig" zusammen. Den Schrotlauf glaubte ich nicht zu gebrauchen, aber das Büchsenrohr wollte ich jedenfalls erst selber einmal versuchen und trotz allem Abmahnen spannte ich den Hahn und wollte stechen — aber es ging nicht — es war kein Stechschloß, und der

rechte Hahn zog sich außerdem etwas schwer ab. Ich zielte jetzt auf einen etwas entfernten Stein — patsch — das Zündhütchen versagte.

„Da haben wir's — wenn jetzt der Rehbock dort gestanden hätte."

„Merkwürdig" sagte der Förster — „ich weiß mir die Zeit nicht zu erinnern, daß mir ein Gewehr versagt hätte — es kommt gar nicht vor. Das muß ein taubes Zündhütchen gewesen sein."

„Möglich;" er setzte ein anderes auf und diesmal gab die Büchse richtig Feuer. Die Kugel saß auch ziemlich gut, trotz dem etwas harten Abzug etwa 1½ Zoll über dem Stein, und ich lud den Lauf jetzt selber, immer allerdings nicht ohne einiges Mißtrauen gegen das Lad'maß, das mir zu viel Grad zu halten schien. Allerdings hatte ich nicht übel Lust, noch einen Schuß zu versuchen. Der Förster versicherte mich aber, daß es nicht nöthig sei, und er auch vergessen habe, gestern Abend noch Kugeln zu gießen. In seiner Tasche aber steckten nur noch außer der im Rohr befindlichen zwei, und „wenn wir Glück hatten" konnten wir recht gut „ein paar Mal" zum Schuß kommen. Unter solchen Umständen wäre es Leichtsinn gewesen eine der vielleicht nöthigen Kugeln leichtsinnig zu verschwenden.

Wir zogen jetzt in den Wald, einem schmalen Fußpfad folgend, und das Revier sah für einen Rehstand vortrefflich geeignet aus. Theils waren es Buchenwaldungen mit ziemlich dichtem Unterholz, theils Anpflanzungen von Kiefern und Fichten.

Mein alter Förster, denn er mußte schon eine Weile in den Fünfzigen sein, war indessen unterwegs außerordentlich gesprächig und erzählte mir eine Menge einzelner Fälle früherer Jagden, die ich ihm gerne geschenkt hätte.

„Ich fürchte, wir gehen zu laut.“

„Gott bewahre — hier ist noch Nichts. — Sehen Sie, da drüben hat ein Badegast im vorigen Jahre einen Kapitalbock geschossen — so hatte er auf — und er gab mir am Stock die Höhe eines Gehörns an, dessen sich ein sechsendiger Hirsch nicht zu schämen gebraucht. — „Es kostete ihm aber auch Mühe, und vier Tage — Abends und Morgens — hat er dort auf dem Anstand aufgepaßt. Er wollte es schon aufgeben, aber ich wußte der Bock mußte kommen — und er kam auch wirklich. Der hatte aber eine Freude.“ —

„Der Bock?“

„Der Bock? — nein — der Schütze. Hat ihn vortrefflich geschossen, mitten auf's Blatt, war aber

trotzdem noch etwa 300 Schritt gelaufen, doch mein Waldmann machte ihn den Augenblick aus."

„Und sollte in dem Dickicht hier kein Bock stehen?"

„Nein — ist zu lebhaft hier — weiter drüben. — Da gleich an der Buche drüben — die Kugel muß noch drin sitzen — hat mir heuer ein Herr einmal einen Staatsbock gefehlt. Herr Gott war ich wild. Die ganze Woche waren wir dem Bock zu Gefallen gegangen, und konnten ihm nicht anders beikommen, als daß ich ein paar Treiber mitnahm — was eigentlich nicht gestattet ist. Da hier gleich an dem Busch stellte ich ihn an und drückte mich hinter ihn, und kaum gingen die Treiber los, da brach's schon in den Büschen — ja — da in die Buche hinein ging die Kugel und der Bock lebt heute noch. Vielleicht finden wir ihn morgen."

„Also stehen doch Rehe in dem Dickicht?"

„Der war nur hinüber gewechselt. Ich habe aber heute Morgen früh schon Alles abgespürt — es ist heute nichts drinnen."

Diese Bemerkung war außerordentlich gewagt. Es hatte seit acht Tagen nicht geregnet und der Förster hätte die Augen eines Indianers haben müssen, auf den trockenen, meist mit Buchenlaub bedeckten

Wegen ein frisch hinüber gewechseltes Reh zu spüren. Ich wurde mißtrauisch.

„Dort unten — gleich wenn wir an den Bach kommen" —

„Jetzt thun Sie mir den Gefallen und halten Sie sich ein Bischen ruhig, oder sprechen Sie wenigstens nicht so laut."

„Ach hier ist noch Nichts."

„Aber die Böcke halten in jetziger Zeit ihren gewöhnlichen Stand nicht, und es könnte doch zufällig einer in der Nähe sein. — Wir wollen hier drüben einmal blatten."

„Dann warten Sie wenigstens, bis wir weiter hinunter kommen, sagte der Förster, der jetzt sah, daß ich fest entschlossen war die Sache waidmännisch zu betreiben. Wenn wirklich Rehe hier stehen, finden wir sie dort, und sie können das Blatt von dort aus überall hören."

Er schritt jetzt voran und ich beobachtete indessen den Wind, der uns, wo wir uns befanden, vollkommen günstig war. Mein Förster marschirte aber rasch weiter, und ohne besonders das trockene Laub zu beachten, bis wir den untern Theil des Dickichts erreichten. Auch hier hielt er noch nicht an, sondern stiefelte querüber. Hier aber war kein Platz zum

Blatten, und ihn einholend faßte ich ihn am Arme und sagte:

„Wo wollen Sie denn um Gottes Willen hin? — wo sollen wir blatten?“

„Gleich da drüben an der Ecke.“

„Von dort aus zieht ja aber der Wind genau und voll in die Dickung hinauf.“

Der Förster drehte das Gesicht einige Mal in einem Halbkreis herum und antwortete:

„Bewahre — dort haben wir halben Wind.“

Er mußte wissen, daß das nicht wahr war, und ich merkte jetzt, wie die ganze Sache stand. Der Förster wurde den Schützen mitgegeben, damit sie zum Schuß kommen konnten, und ich wollte jetzt versuchen, ob ich das nicht trotz dem Förster bewirken konnte.

Hier zu blatten wäre ganz nutzlos gewesen, denn stand hier wirklich Rehwild, so hätte es uns reden und gehen hören müssen, und jetzt auch noch zum Ueberfluß den Wind bekommen. Wir gingen weiter und an der nächsten Dickung, die wir erreichten, machte ich Halt. Den Förster ließ ich hinter einen dichten Kieferbusch niedersitzen und ich selber legte mich hinter eine Wurzel, vollständig gedeckt und blattete vier, sechs Mal — es blieb Alles ruhig.

Ich drehte langsam den Kopf nach dem Förster

und dieser saß jetzt neben dem Kieferbusch, ein weißes Taschentuch in der Hand, das er, wie ich den Kopf nach ihm wandte, in die Tasche zurückschob.

Ich blattete noch ein paar Mal in längeren Zwischenräumen, da regte sich's drin im Dickicht, — ich konnte deutlich Schritte unterscheiden. Ruhig blieb ich aber eine Weile liegen, den wahrscheinlich anziehenden Bock nicht mißtrauisch zu machen — jedenfalls waren die Rehe hier schon oft verblattet worden. — Auf einmal blattete der Förster drei, vier Mal laut und scharf hintereinander und das letzte Mal schrillte das Instrument, das er hatte.

Ich setzte meinen Hahn in Ruhe, stand auf und sagte: „Ich danke Ihnen, der ist noch auf ein andermal zu gebrauchen."

„Hier ist nichts," meinte der Förster — „ich habe es Ihnen gleich gesagt."

„Haben Sie den Bock nicht anziehen hören?"

„Den Bock?" rief der Förster erstaunt — „Gott bewahre — nur weil Sie aufhörten zu blatten, wollte ich's einmal versuchen. Ihr Blatt ist nicht laut genug. Haben Sie wirklich etwas gehört?"

„Es war ein Bock da."

„Dann kommt er auch noch. Versuchen Sie's noch einmal."

„Bitte, wir wollen die Zeit hier nicht unnütz versäumen" erwiderte ich ihm, denn ich wußte jetzt genau, wie ich mit dem Herrn Förster stand. Daß der Rehbock nicht mehr in Schußnähe kam, war gewiß. Die Bestätigung, daß ich mich nicht geirrt, sollte ich auch bekommen, denn wie wir fortgingen, trat der Förster auf einen dürren Ast und der Bock schreckte.

„Ein alter Bekannter, wie?"

„Wahrhaftig, da war Einer. Sie hätten noch länger bleiben sollen, aber die Herren haben gewöhnlich keine Geduld. So ein Bock will seine Zeit haben."

Ich kannte jetzt meinen Mann so gut, als ob ich ein ganzes Jahr lang mit ihm jeden Tag gejagt hätte, und wußte genau, ich würde keinen Rehbock zum Schuß bekommen und wenn ich sämmtliche Dickichte im ganzen Revier durchblattete; aber ich sagte kein Wort weiter, denn ich wollte ihn nicht kopfschen machen, und da ich den Tag doch einmal daran gesetzt hatte, lag mir daran, ihn in seinen verschiedenen Nuancen zu beobachten. Möglich ja doch, daß wir aus Zufall einem alten Bock in's Gehege liefen, und ich war fest entschlossen, in dem Fall ordentlich hinzuhalten.

Das konnte aber nicht passiren. Der „Badejäger" trieb das Geschäft schon eine ganze Reihe von

Jahren, und hatte er so lange über seine paar Rehe gewacht und Unglück von ihnen abgewandt, so ließ sich nicht erwarten, daß er jetzt leichtsinnig oder ungeschickt in eine ihm gelegte Falle gehen würde.

Einzelne Rehe gab es allerdings im Wald — hie und da ließen sich die Fährten erkennen, und ich sah sogar zwei Stöcke, an denen die Böcke geschlagen hatten, wenn der Förster nicht selber der Thäter gewesen war. Die Stelle lag aber im eigentlichen Herzen des Reviers und ich konnte nicht lange im Zweifel bleiben, daß an dem Ort auch wohl ein Rehbock zu schießen gewesen wäre — hätte mein Förster hier nicht einen höchst fatalen Husten bekommen. Er dämpfte ihn allerdings — oder that als ob er es thue, aber er hustete doch, hatte ungeheuer viel zu erzählen und trat auf jeden trockenen Zweig, den er überhaupt erreichen konnte.

Mit dem Wald außerdem genau bekannt, während ich ihn zum ersten Mal betrat, führte er mich an alle Dickichte so an, daß wir, wenn wir auch nicht mehr vollkommen unter dem Wind blatteten, doch jedenfalls die besten Stellen vorher so passirt hatten, daß die Rehe Wind von uns bekommen mußten.

Das Resultat war denn auch wie erwartet. Trotz vierstündigem Umherpirschen kam ich nicht zum Schuß,

sah nur einmal zwei Rehe flüchtig gehen, die das Knacken der Zweige nicht vertragen konnten, und erklärte dann meinem immer noch zu weiterer Jagd vollkommen bereiteten Begleiter, daß ich die Jagd für heute aufgäbe, in den nächsten Tagen aber wieder heraufkommen werde und ihn jetzt nur bäte, den nächsten Weg zu einem Ort einzuschlagen, wo man ein Glas Wein und Butter und Käse bekommen könne.

Er war auch dazu vollständig bereit und die Liebenswürdigkeit selber. Natürlich schritten wir quer durch den Wald der Richtung zu und mehrere Male hörte er davon springende Rehe.

„Da geht ein Bock," rief er plötzlich stehen bleibend — „haben Sie ihn nicht gesehen? — Wetter noch einmal, das war ein derber Bursche! Na der läuft uns nicht fort; das nächste Mal, wenn Sie mir wieder die Ehre geben, gehen wir gleich hier her — da drüben sind sie zu viel beunruhigt worden."

Er log mit einer Nonchalance die ihres Gleichen suchte, denn er hatte weder einen Rehbock gehört noch gesehen, aber ich durfte den Wald nicht entmuthigt verlassen, denn er konnte mich seiner Meinung nach noch mehrmals zu einem Spaziergang gebrauchen, der ihm jedes Mal trefflich bezahlt wurde.

Wir hatten jetzt den Buchenhang erreicht, auf

dessen höchster Kuppe mit einer reizenden Aussicht ein kleines Wirthshaus lag. Die Badegäste machten sehr häufige Ausflüge hierher.

Den Hang stieg er voran hinauf und ich folgte ihm, die Büchse auf der Schulter. Da plötzlich kam oben schräg herunter ein Reh gerade auf uns zu gesetzt, und hinten drein ein geringer Bock.

„Förster!“ flüsterte ich leise — der Förster zeichnete gar nicht, aber er bekam in dem Augenblicke wieder den bösen Husten, was ihn jedoch nicht verhinderte nur noch schneller auszuschreiten. Er zog zugleich sein weißes Taschentuch vor und hielt es vor den Mund.

Das Reh stutzte und floh in der nächsten Sekunde gerade den Hang hinauf und der Bock, der uns wahr scheinlich noch gar nicht bemerkt hatte, schnitt ebenfalls quer ab und verschwand bald im Dicicht.

Ich warf dem nicht einzuholenden Förster ein trockenes Stück Holz auf den Rücken, und als er sich darnach umdrehte rief ich.

„Haben Sie die Rehe nicht gesehen?“

„Rehe? — Gott bewahre. Hier stehn keine — gleich dort oben ist das Wirthshaus. Hier kommen zu viel Fremde her.“

„So? und Sie haben das Reh mit einem geringen Bock dahinter wirklich nicht gesehen, die dort

flüchtig herüber kamen und nach Ihrem Husten nach oben gingen?"

„Mit keinem Auge", rief der Förster im äußersten Erstaunen.

„Ich gab Ihnen doch ein Zeichen still zu stehen. Haben Sie das auch nicht gehört? —"

„Ich glaubte, Sie nießten."

„So — haben wir noch weit zum Wirthshaus?"

„Gleich dort oben liegt es."

„Vortrefflich — ein Glas Wein wird uns gut thun."

Und ein Glas Wein that uns wirklich gut. Der Tag war sehr heiß gewesen, und der 57'ger vortrefflich. — Wir tranken jeder eine Flasche, ich zahlte dann, natürlich mehr als die gesetzliche Taxe vorschrieb, außer der Zeche, und stieg mit meinem Resultat und der Tageserfahrung äußerst zufrieden wieder zu Thal.

„Auf Revanche", rief der Förster, als er mir beim Abschied herzlich die Hand schüttelte, „und wenn Sie wieder heraufkommen, gebe ich Ihnen die Versicherung, daß es knallt."

„Auf Revanche" dachte ich, als ich lachend meinen Weg verfolgte, „das nächste Mal, daß wir Beide aber

wieder zusammen jagen, mein alter Förster, geschieht es auf meinem Revier" — und ich habe jetzt Wort gehalten.

Uebrigens wollte ich mir, unten in Brühl wieder angelangt, doch Gewißheit über meinen Freund verschaffen und frug deßhalb bei einigen dort ansäßigen Leuten nach ihm. Im Anfang wollten sie nicht mit der Sprache heraus; bei einer Flasche Wein beichtete aber der Eine von ihnen endlich und meinte:

„Der Förster, aber um Gotteswillen lassen Sie sich Nichts merken — ist ein verfluchter Kerl, der weiß mit den paar Rehen, die oben in den Bergen herumlaufen, so vortrefflich Haus zu halten, daß sie ihm noch lange reichen. Schon seit vielen Jahren ist er hier stationirt und das Revier, das er hat, eben nicht groß, so kennt er jeden Busch drin und jedes Stück. Im vorigen Jahr war ein Fremder hier — ein ausgezeichneter Schütze, mit dem hat er seine Noth gehabt, denn der erwischte ihn ja einmal dabei, wie er einen ankommenden Bock abwinkte. — Er gestand's freilich nicht, um den aber nur zufrieden zu stellen und zum Schweigen zu bringen, mußte er ihn richtig einen Bock schießen lassen."

„Gewöhnlich erkundigt er sich vorher, wie lange die Fremden, die mit ihm gehen, hier bleiben, und

ob sie nächstes Jahr wieder kommen. In dem Fall schleppt er sie, so oft sie mit ihm pirschen, durch den Wald, aber seine Schuld ist's nicht, wenn sie einen Schuß thun, und nur den letzten Tag bringt er sie an einen Bock. Ob sie den nun schießen oder nicht, bleibt sich gleich; sie verlassen den Wald dann doch mit der Ueberzeugung, daß „was da ist." Sie wissen nachher genau — wie sie glauben — wo die Böcke stehen, und sind überzeugt daß sie das nächste Jahr „mehr Glück" haben. Apropos, hat Ihnen der Alte nicht auch gesagt, daß hier die Rehböcke nie vor dem 22sten auf's Blatt springen?"

„Allerdings."

„Auch eine von seinen Finten."

„Aber was kann er dabei haben, daß er so lange die Jagd hinausschiebt?"

„Er schiebt sie nicht hinaus — bis dahin nimmt er die mit, die pirschen und auf den Anstand gehen, und mit denen wird er am leichtesten fertig, denn daß er sie anstellt, wo kein Reh wechselt versteht sich von selbst. Aber die Frist bis zum 22sten braucht er nothwendig, um vorher die paar Böcke, die wirklich da sind — zu verblatten, daß ihm nicht einmal etwa einer zu unpassender Zeit wie blind und toll angesprungen kommt. Er ist mit allen Hunden gehetzt."

Kurze Zeit darauf lernte ich Lord — kennen und sprach mit ihm über seine Jagd in der Nachbarschaft.

„Es sind Rehe da“, sagte er mir, „aber es ist außerordentlich schwierig ihnen beizukommen. Voriges Jahr, nachdem ich mir die größte Mühe gegeben hatte, habe ich einen Capitalbock hier geschossen.“

„Und dieses Jahr?“

„Noch gar Nichts — es ist wie verhext, und mit den Trinkgeldern, die ich dem alten Förster schon gezahlt habe, hätte ich sämmtliches Rehwild im ganzen Revier kaufen können.“

„Wie lange bleiben Sie noch hier?“

„Bis Mittwoch.“

„Und wollen Sie noch einmal auf die Jagd gehn?“

„Ja — morgen — zum letzten Mal.“

„Haben Sie ein eigenes Gewehr mit?“

„Nein, ich nehme des Försters Büchse. — Morgen weiß ich gewiß, daß ich zum Schuß komme; ich kenne jetzt jeden Wechsel.“

Drei oder vier Tage später begegnete ich dem Förster wieder unten am Kurhaus. Er sah außerordentlich würdig aus, und unterhielt sich auf das Lebhafteste mit einem sehr jungen Mann, einem Tharandter Forsteleven, mit dem er jedenfalls eine neue Jagdpartie besprach. Der Forsteleve war Feuer und

Flamme — er hatte ihm jedenfalls eine entzückende Beschreibung von dem dortigen Wildstand geliefert, und die Beiden schritten Arm in Arm dem Bierparadies zu. Als ich nach einer Stunde etwa wieder dort vorbeikam, sah ich sie zusammen herauskommen und sie nahmen dort Abschied von einander.

„Auf Revanche also", sagte der Förster und lüftete seinen Hut. Wie er die Straße allein hinaufschritt überholte ich ihn.

„Wie gehts Förster, was machen die alten Böcke?"

„Ach — ergebener Diener — befinden sich vortrefflich. Nun, wann kommen Sie wieder herauf? Sie springen jetzt wie toll."

„Wirklich? — nun in den nächsten Tagen vielleicht; ich lasse es Ihnen vorher sagen."

„Sehr schön; nur morgen nicht, wenn ich bitten darf. Ich habe mich eben auf morgen mit einem jungen Herrn versprochen."

„Sehr gut — apropos, hat Lord — neulich etwas geschossen?"

„Ach, erinnern sie mich nicht daran", sagte der Förster mit einem sehr betrübten Gesicht.

„Wie so? — was ist vorgefallen?"

„Denken Sie nur — Ich hatte mir die größte Mühe gegeben, den Herrn zum Schuß zu bringen —

die ganze Zeit schon, denn wir waren oft zusammen draußen gewesen; der Herr war aber immer zu hitzig und wollte sich keine Zeit nehmen. Wenn wir Beide die Gänge zusammen gemacht hätten, die ich mit dem Herrn gemacht habe, so hätten wir vier oder fünf Böcke geschossen."

„Nun? — und?"

„Ja hören Sie nur — an der blauen Wand — erinnern Sie sich noch, an derselben Stelle, wo der alte Bock schreckte, blattete ich. Der Bock schien keine rechte Lust zu haben, wahrscheinlich hatte er Rehe bei sich; wir sahen ihn aber weiter unten langsam vorüber ziehen, und nach dem Regen der letzten Nacht und auf dem feuchten weichen Grund führte ich den Herrn mit gutem Wind unten um die Buchenschonung herum, und richtig, da stand der Bock und äste sich ganz ruhig. Wir pirschten uns jetzt an, und ich brachte ihn auf — ach nicht sechzig Schritt an den Bock hinan — ein Capitalbock, sage ich Ihnen, so aufgesetzt. —"

„Und er fehlte ihn?"

„Nein — Schießen Sie", flüsterte ich ihm zu — der Bock sah uns gar nicht und äugte gegen den Wind hinauf — ganz breit stand er da — er hätte ihn gar nicht fehlen können. Er zielte auch nicht lange, fuhr

mit der Büchse herauf" — der Förster war im Eifer des Gesprächs stehen geblieben, und machte mit seinem Stock die entsprechende Bewegung — „und patsch."

„Das Gewehr versagte?" —

„Versagte — so wahr ich lebe — ich hätte mir eine Kugel durch den Kopf schießen mögen."

„Und der Bock?"

„Natürlich, wie der das Klappen hörte, war er wie ein Donnerwetter im Dickicht drin. Die Thiere haben ja Menschenverstand."

„Und der Lord? —"

„Er hätte mir beinah die Büchse an einen Baum geschlagen, aber ich habe ihm versprechen müssen, den Bock nicht schießen zu lassen, denn an dem will er im nächsten Jahr seine Revanche nehmen."

„Hm, Schade — nach dem Bock wär' ich gern auch einmal gegangen."

„Kommen Sie nur", sagte der Förster und stieß mich leicht in die Seite — wenn wir ihn kriegen können, machen wir keine Umstände damit; es sind noch mehr von der Sorte da, und der Engländer wird nächstes Jahr schon eine gute Jagd machen. Aber ich muß hier hinein — also auf Wiedersehn", sagte der würdige Waidmann, und lüftete mit einer graziösen Verbeugung den alten Hut.

„Adieu Förster — Waidmanns Heil!“ — und der alte „Badejäger“ verließ sein Revier, in dem er nicht nach Rehböcken, sondern nach Schützen jagte, sehr zufrieden mit dem Resultat, und innig vergnügt die schmale Straße hinaufsteigend, die in die Berge führte. — Ich habe ihn nicht wieder gesehen, denn am nächsten Morgen reiste ich ab.

Im Red River.

Der Rio Roxo oder Red River ist einer jener gewaltigen Tributarien des Mississippi, der sein Wasser aus den Felsengebirgen nieder, durch die riesige Steppe bis in die Mississippi-Niederung wälzt und im Staat Louisiana — eine Strecke lang zwischen Louisiana und Texas die Grenze bildend — seine Fluthen mit denen des Mississippi — des „Vaters der Wasser," vereinigt. Hunderte von Miles, nachdem er das Waldland erreicht hat, läuft er dabei durch niederes, oft sumpfiges Ufer — noch immer zum großen Theil eine Wildniß, der Bär und Panther ihre Fährten eindrücken, und nur die höher gelegenen Uferstriche, die seinen Ueberschwemmungen nicht so ausgesetzt liegen, konnten bis jetzt bebaut werden.

Der Mensch ist aber ein hartnäckiges Geschöpf, und der Amerikaner das hartnäckigste und zäheste von

allen, besonders wo es sich darum handelt Geld zu verdienen. Schwierigkeiten, die ihm das Terrain in den Weg wirft, erkennt er dabei nicht an, und selbst der öde Sumpf mit seinen fieberschwangeren Lüften, der wilde Strom, der an den Uferbäumen die Höhe zeigt, in der er oft schon die Niederung überschwemmt, die Wildniß, durch die nicht einmal ein Pfad zu anderen menschlichen Wohnungen führt — das alles kann ihn nicht schrecken, nicht verhindern, daß er selbst auch an solchen Stellen seine Wohnung baut, dem Walde seine Existenz abzuringen.

So lange noch keine Dampfboote den Red River befuhren, blieb jene Wildniß allerdings unbelästigt. Auf dem hochgelegenen Land entstanden wohl Pflanzungen und kleine Städte, die ihre Produkte auf Flat- und Kielbooten dem Süden zusandten. Den Sumpf überließ man aber noch immer den wilden Thieren, Alligatoren und Mosquitos.

Das Erscheinen des ersten Dampfbootes brachte jedoch darin eine rasche Aenderung hervor. Die Dampfboote brauchten Holz zu ihrer Feuerung und zahlten es lieber zu ziemlich hohem Preis, als daß sie anlegten und es erst mit ungeheurem Zeitverlust durch ihre eigenen Leute schlagen ließen. Solcher Verlockung konnten dann die Backwoodsmen bald nicht mehr

widerstehen; überall an den niederen Ufern landeten sie mit Booten, erzwangen sich mit der Axt einen Eingang in Schilfbruch und Dornendickicht, und fällten die alten Waldriesen, die dann zerhauen und gespalten an der Uferbank aufgestapelt wurden.

Die Wohnung war dabei bald hergerichtet: eine niedere Blockhütte in wenigen Tagen gebaut, und was den Strom betraf, ei da hatte ja der Holzfäller sein Boot vor der Thür liegen, und stieg er ja einmal zu hoch, was doch vielleicht in langen Jahren noch nicht wieder geschah, so setzte er sich dort hinein und fuhr stromab, dem nächsten höher gelegenen Lande zu.

Nicht allein einzelne Leute siedelten sich aber auf solche Art in der Wildniß an, sondern manche dieser zähen, an ein solches Leben gewöhnten Naturen waren leichtsinnig genug, selbst ihre Familien mit dorthin zu nehmen, und arme bleiche Frauen und schmächtige, hohlwangige Kinder wurden gezwungen an einem Ort zu wohnen, den sie wirklich oft nur noch mit den Alligatoren, Wasserschlangen und zahllosen Schwärmen von Insekten theilten. — Aber was that es, daß sie drei Viertheile im Jahr am Fieber hart darniederlagen, während an ärztliche Hülfe in dieser Wildniß gar nicht zu denken war; der Mann verdiente Geld

— viel Geld, oft fünf bis sechs Dollar im Tag, und hatten sie ein kleines Kapital zusammen, dann zogen sie fort in ein gesünderes, besseres Land und siedelten sich dort für immer an. Damit vertrösteten sie sich, und was indessen starb, das wurde im Sumpf eingescharrt, einer bessern Welt entgegen zu träumen.

So lebte auch, genau in einer solchen Hütte, ein Farmer, der aus Kentucky hier herunter gezogen war, um „schneller reich zu werden." Mit Kennerblicken hatte er sich übrigens ein etwas erhöhtes Stück sandigen Bodens ausgesucht — dessen Unterlage der geschwollene Strom hier jedenfalls angespült — und darauf seine Hütte gebaut. Rings darum her war allerdings wieder desto tieferer Boden, aber Holz stand dafür auch dort im Ueberfluß, und der fleißige Mann, der sich hier niedergelassen, hatte in den zwei Jahren schon manchen Thaler baares Geld verdient und wohlverwahrt in seinem Kasten liegen. Noch ein Jahr, und er durfte den Sumpf verlassen, und hinauf gen Norden in den gebirgigen Theil von Arkansas ziehen.

Seine Familie bestand aus einer Frau, vier Kindern, von denen der älteste Knabe schon vierzehn Jahre zählte und ihm wacker mithelfen konnte, und einem jungen Negerburschen von sechzehn Jahren, den er sich

im vorigen Jahr von einem Dampfboot-Kapitän gekauft. Auf die Dampfer war er überhaupt, nicht allein mit dem Absatz seines Holzes, sondern auch mit allem was er zum Leben brauchte, vollkommen angewiesen, denn Land hatte er dort, wo er sich befand, noch nicht urbar gemacht. Die Zeit konnte er besser verwerthen, und ging noch ein Jahr ins Land, dann that er nicht einmal mehr einen Axthieb hier. Dann verkaufte er, was er an Holz da gerade liegen hatte, und das Boot, das ihm die letzte Ladung abnahm, sollte ihn gleich selber mit von dannen führen.

Der Red River war in den letzten Jahren dabei wohl regelmäßig im Juni gestiegen und hatte dann und wann auch wohl die Uferbank überschwemmt, sein Haus aber noch nie erreicht und auch noch keine einzige Klafter Holz mit weggeschwemmt; was brauchte er sich da Sorge für die Zukunft zu machen?

Uebrigens lag, um für alle Fälle doch gesichert zu sein, ein tüchtiges Boot, das sie leicht alle tragen konnte, an einer starken Weinrebe dicht vor seinem Haus befestigt, und ehe die Zeit begann, in der die Wasser gewöhnlich stiegen, gebrauchte er die Vorsicht, nicht mehr Holz zu spalten, als er unumgänglich nöthig hatte, die nächsten Boote befriedigen zu können. Müßig brauchte er deßhalb doch nicht zu sein, denn

er fällte jetzt dafür desto mehr Bäume im Wald und hieb sie dann nur zur Hälfte ein. Kam die Flut diesmal wirklich höher als gewöhnlich, so konnten sie doch nicht mit fortgeschwemmt werden, und wenn das Wasser wieder fiel, war es ihm ein Leichtes, einen tüchtigen Vorrath aufs neue aufzustellen.

Dies Jahr war nemlich ein Schaltjahr, und die Leute am Mississippi und den westlichen Strömen behaupten, daß die Wasser in jedem Schaltjahr mit viel größerem Ungestüm und viel höher herunter kommen, als in andern Jahren. Daß das in jedem Schaltjahr geschieht, glaub ich kaum; Thatsache aber ist, daß die größten Ueberschwemmungen des Mississippi immer in ein Schaltjahr fallen.

So kam der Juni heran, und Tag nach Tag verging, ohne daß der Strom sonderlich gewachsen wäre. Daran mochte freilich wohl das späte Frühjahr schuld sein, das oben in den Felsengebirgen den Schnee so lang zurückgehalten hatte. Im Mai war es aber dafür desto wärmer geworden, und als die Kunde von außergewöhnlich heftigen und anhaltenden Regen, die oben im Lande gefallen sein sollten, den Strom herunter kam, erwartete mancher dieser einsam zerstreuten Holzschläger das Steigen des Stromes in diesem Jahr doch mit bangem Herzklopfen. Trotzdem verging

fast der ganze Monat Juni, ohne daß sich der Wasserstand des Red River um viel mehr als zehn oder zwölf Zoll verändert hätte. Die steilen lehmigen Bänke des breiten Stromes standen noch zwanzig Fuß über den Fluß empor.

Am neunundzwanzigsten Juni kam das erste rothe Wasser herab und der Strom begann rasch zu steigen. Heftiges Regenwetter hatte zu gleicher Zeit eingesetzt, und am ersten Juli früh füllte er seine Bänke bis zum Rand und darüber hinaus. Jetzt aber vertheilte sich das Wasser auch durch unzählige Bayous oder Kanäle in die Sümpfe, und es schien für den Augenblick ein Stillstand eingetreten zu sein. Nichts destoweniger ging die Strömung so rasch, daß die kleinen Dampfer, die den Red River befuhren, schon nicht mehr dagegen ankommen konnten. Zwei nur waren vor einiger Zeit aufwärts vorbeipassirt und konnten auf dem Rückweg vielleicht hier anlegen — wenn sie gerade Holz brauchten.

Henderson, wie der Holzfäller hieß, betrachtete sich den wild vorbeigurgelnden Strom allerdings ruhig genug. Erstlich glaubte er gar nicht, daß er noch hoch genug steigen würde, um ihn zu gefährden, und dann bot ihm sein Boot ja volle Sicherheit. Desto ängstlicher sah aber die Frau dem tobenden Elemente

zu, und eine eigene, kaum zu beschwichtigende Angst überkam sie, wenn sie an ihre und ihrer Kinder einsame Lage dachte.

In der Nacht vom ersten auf den zweiten Juli goß es in Strömen nieder und das Wasser begann wieder zu steigen, trotzdem daß es den Sumpf schon auf viele lange Meilen füllte. Am Abend hatte es fast die Schwelle des Hauses erreicht und die zehn oder zwölf Klaftern Holz, die hinter dem Hause aufgeschichtet standen, drohten sich zu heben und fortzuschwimmen.

Henderson ging mit seinem Sohn und dem Neger daran und warf die eine Hälfte auf die andere hinauf. Dadurch wurden die schon im Wasser befindlichen Scheite niedergedrückt und konnten nicht mehr fort. Gegen Abend hatten sie die Arbeit beendet und mußten bis zum halben Leib im Wasser waten, um das Haus wieder zu erreichen. Sie zogen also noch das Boot zur Thür, an deren Schwelle sie es befestigten, verzehrten ihr Abendbrod und gingen ruhig zu Bett.

Wenn aber auch die Männer, von der Arbeit ermüdet, bald einschliefen, konnte die Frau doch kein Auge schließen. Unter den roh behauenen Planken, die der kleinen Wohnung zur Diele dienten, hörte sie

fortwährend das Wasser plätschern und waschen, und nur gegen Morgen wurde es etwas stiller. Sie schloß vor Ermüdung die Augen, aber es dauerte nicht lange, so geschah ein heftiger Stoß gegen das Haus.

Die Frau fuhr erschreckt in ihrem Bett empor und mit den Füßen heraus und schrie laut auf, denn sie trat in das eiskalte Wasser, das schon im Haus stand. Im Nu waren die Männer bei der Hand, und Henderson, der jetzt wohl einsah, daß ihnen nicht mehr viel Zeit bleiben würde, sprang zu seinem Boot, sich dessen zu versichern, aber — es war fort!

In bleichem Entsetzen griff er bei dem schwachen Schein der Morgendämmerung rasch an der Schwelle auf und ab, an der er es selber am vorigen Abend befestigt hatte. Seine zitternde Hand traf nur auf das abgerissene Ende der Weinrebe, an der es gehangen, und zum erstenmal begriff er die furchtbare Gefahr, in der er sich mit den Seinigen befand.

Sein Ruf brachte den Negerburschen rasch zur Stelle, denn noch hoffte er, daß das Boot irgendwo unterhalb angewaschen und festgerannt sein konnte — aber vergebens. An dem Hause vorbei trieb mit der wie innerlich kochenden wilden Flut das losgewaschene Klafterholz, trieben ganze Stämme und riesige Bäume, die von der furchtbar angewachsenen Flut weiter oben

losgerissen waren, und drohten sogar dem kleinen Haus Verderben. Dann und wann, wenn eins der mächtigen Hölzer mit einem auszweigenden Ast dagegen traf und dann, von der Strömung gewandt, vorbeischoß, zitterte es bis auf den Grund, und wuchs der Fluß nur noch um einen Fuß, so konnte es sich nicht länger halten.

Und das Wasser stieg — stieg langsam, aber furchtbar sicher fort, und in der Thür der Hütte, den Blick stier auf die vorbeibrausende ziegelrothe Flut geheftet, stand der Mann und sann vergebens auf Rettung für die Seinigen. Er selber konnte dabei nicht einmal schwimmen. Mit Hülfe eines der vorbeitreibenden Hölzer hätte er sich aber doch über Wasser halten können und weiter unterhalb vielleicht Hülfe gefunden; aber, was wurde dann aus den Seinen — aus der Frau — aus den Kindern? —

„Wenn wir nur eine Canoe aushauen könnten, Massa," flüsterte da der Negerbursche an seiner Seite. — Der Amerikaner drehte sich rasch nach ihm um. — Das war eine Aussicht auf Rettung, aber blieb ihnen dazu noch Zeit? — Selbst auf trockenem Boden hätten die Drei einen vollen Tag gebraucht, mit ihren Aexten ein großes Canoe herzustellen, das sie alle trug, und jetzt ging ihnen das Wasser schon im Haus, das auf

der höchsten Stelle stand, bis zur halben Wade und stieg mit jedem Augenblick. Nichts destoweniger erfaßte der Unglückliche den Gedanken, wenn nicht ein Canoe, doch wenigstens ein Floß zu bauen, auf dem sie sich alle retten konnten.

Holz trieb in Masse vorbei — der Neger, der wie ein Fisch schwamm, wurde hinausgeschickt, Weinreben abzuhauen, die einzelnen Hölzer damit zu verbinden, und mit ruhigem Muth begann der Amerikaner seine Arbeit.

Die Frau schlug vor, die oberen Balken des Hauses selber dazu zu verwenden, aber das durften sie nicht wagen. Sobald sie das Gewicht fortnahmen, das die unteren Stämme noch am Boden hielt, hob diese das Wasser und sie waren dann sicher verloren, denn schon hatte sich die Strömung ihre Hauptbahn gerade gegen die kleine Hütte gesucht und wälzte sich von dort in stürmischer Wuth in den Wald hinein. So gewaltig war dabei die Kraft und Schnelle, mit der sie, etwa eine deutsche Meile die Stunde, vorüberschoß, daß der Neger gar nicht wagen durfte, das Haus weit zu verlassen — er hätte sonst nie dahin zurückkehren können. In der Nähe desselben waren aber schon alle Bäume gefällt und wenig oder gar keine Reben mehr zu finden.

Alles benutzte man jetzt dazu, was als Verbindungsmittel der Stämme dienen konnte, und gegen Mittag waren schon eine Anzahl Hölzer zusammengelegt — aber der Strom auch bis dahin wieder um neun Zoll gestiegen, und in der Hütte trat das Wasser schon über die Betten.

Die Kinder saßen weinend in der Mitte des Zimmers auf dem roh aus Brettern zusammengeschlagenen Tisch, die Frau lehnte bleich und zitternd neben ihnen, die Lieblinge zu schützen.

Das Floß war jetzt etwa zur Hälfte fertig; die Strömung aber, die fast über die ganze Breite des Flusses, durch eine Biegung desselben herübergeworfen, auf diese Seite schoß, führte auch die stärksten Stämme mit und trieb sie jetzt mit furchtbarer Gewalt gegen das, an einem nahe beim Haus stehenden Baumstumpf befestigte Floß. John, der älteste Knabe Hendersons, war allerdings hier mit einer Stange postirt, um ihrem Ende, wenn sie ankamen, eine schräge Richtung zu geben und ihre Gewalt zu brechen. Einer davon war aber zu schwer, und der Wucht, mit der er ankam, konnte der Knabe nicht widerstehn. Seine Stange setzte er allerdings ein, aber die Füße glitten ihm dabei auf dem glatten Holz aus, und wie der alte Stamm das Floß erfaßte, zur Hälfte von

einander riß und den einen Theil mit fortführte, behielt der Knabe kaum noch Zeit, sich auf den andern zu retten.

Mit stummer Verzweiflung sah Henderson ihr letztes Hülfsmittel zerstört, und wenn alle auch mit der Kraft der Verzweiflung daran gingen, es wieder herzustellen, duldete es der Strom selber nicht. Mehr und mehr Holz kam herab. Seit langen Jahren hatte der Fluß diese Höhe nicht erreicht, und was an umgestürzten oder gefällten Stämmen weiter oben bis dahin außer seinem Bereich gelegen, das hob er jetzt in wildem Ingrimm auf und schwemmte es in seinem Bett hinab. Kaum war das Floß wieder vergrößert, als frisch herunterkommende Stämme wieder dagegen anprallten und es jetzt vollkommen auseinander rissen.

Und dabei stieg der Strom noch immer, die Männer hatten in den letzten Stunden schon bis unter die Arme im Wasser gestanden. Der Tisch im Innern der Hütte wurde bedeckt und Frau und Kinder mußten auf das Dach geschafft werden. Schon zitterte dabei das ganze Haus, wenn einzelnes schweres Holz dagegen anstieß; wie lange konnte es noch selber der furchtbaren Gewalt der Wasser widerstehn? Und was

sollte während der Nacht — der furchtbaren langen Nacht aus ihnen werden!

Schon neigte sich die Sonne ihrem Untergang zu und verzweifelnd sahen die Unglücklichen auf den wilden Strom hinaus — ihr Grab vielleicht schon in der nächsten Stunde! — Eine von Wasser durchwogte Wildniß umgab sie nach allen Seiten; kein Platz, der ihnen Hülfe geben konnte, war auf Tagereisen weit in der Nähe, und nur ein einziges Canoe in der Mitte des Tages dort stromab gekommen. Aber es hielt sich am andern Ufer, achtete ihrer Hülferufe nicht und war auch schon mit Menschen so beladen, daß es kaum noch den Rand über Wasser zeigte.

Als dasselbe vorüberglitt, blieb alles stumm und still. — Wasservögel strichen schwirrend vorüber oder trieben in großen Schaaren spielend und tauchend mit der Flut vorbei — das waren die einzigen lebenden Wesen, die sie sahen, und ihr Untergang schien unvermeidlich.

„Horch!" rief da plötzlich die Frau und richtete sich auf ihrem unsicheren Sitze halb empor, „was war das?".

„Ein Dampfer!" schrie aber der Mann, der einen Augenblick mit peinlicher Spannung dem Geräusch gelauscht, „ein Dampfer, der von oben herunter

kommt! Gott sei Dank, Gott sei ewig Lob und Dank — der bringt Rettung!“ Und dem starken Manne stürzten die Thränen aus den Augen.

Und näher und näher kam das Geräusch des puffend ausgestoßenen Dampfes. Es war wirklich eines der beiden Boote, das mit der Strömung rasch herniederkam, und jetzt — jetzt schoß es dort oben aus der Biegung des Stromes heraus. Aber es hielt nach der andern Seite hinüber, dem treibenden Holz so viel als möglich auszuweichen. Die Unglücklichen, die sich jetzt alle auf das Haus geflüchtet hatten, schwenkten da in ängstlicher Hast Tücher und alles hinüber, was sie nur rasch vom Körper reißen konnten, während Henderson die über der Thür befindlichen Schindeln vom Dache riß und sein dort über dem Eingang noch trocken liegendes Gewehr heraushob. Der Schuß schallte schmetternd über den gährenden Strom und: „Gott sei gepriesen!“ jubelten die Bedrohten, „sie haben uns gesehn!“ Denn der Bug des Dampfers wandte sich, gerade als er der Hütte gegenüber war, ihrer Seite zu. Die Glocke wurde geläutet, zum Zeichen, daß man anlegen wolle, und die Bedrohten sahen Hülfe in dieser furchtbarsten Noth vor sich.

Der Dampfer, der Blackhawk, wie ihn der Neger erkannt hatte, sobald er nur das Puffen hörte, hielt

scharf durch die Strömung herüber. Durch das viele im Strom treibende Holz war aber sein Larbordrad arg beschädigt worden und die Maschine überdies nicht so sehr stark, um der Strömung voll gewachsen zu sein. Wie das Boot wenigstens breit hindurch lag und nach dem linken Ufer herüberhielt, nahm es die Strömung ein tüchtiges Stück mit hinab, daß es weiter unten den Bug aufdrehen und zurückhalten mußte.

Die Unglücklichen betrachteten indeß mit peinlicher Spannung die Bewegungen des ihnen zu Hülfe eilenden Dampfers, der jetzt ihr Ufer allerdings erreicht hatte, so weit es ihm das treibende Holz erlaubte. Sowie er aber in dieses eindringen wollte, gefährdete er seine Räder so, daß die Maschine wieder aufhören mußte zu arbeiten — und weiter und weiter setzte er dabei stromab.

Jetzt versuchte der Kapitän draußen an den treibenden Stämmen, die eine ordentliche, wohl fünfzig Schritt breite Bahn bildeten, hinauf zu laufen, und während der Bug jetzt scharf gegen den Strom anhielt, schrie der Kapitän des Bootes vom Hurricanedeck den Unglücklichen etwas zu — aber sie konnten es nicht verstehen. Wieder traf da ein alter Stamm mit voller Gewalt die Blockhütte, und wenn sie auch

jetzt noch hielt, fühlten die Armen doch schon an der langsam schwankenden Bewegung, daß das Wasser die unteren Räume zu heben beginne.

Unverdrossen und mit aller Dampfkraft, die es führen konnte, arbeitete indessen das wackere kleine Boot gegen die Strömung an. Gelang es ihm, diese zu stemmen, so brauchte es nur ein Stück über das bedrohte Haus hinaufzufahren und konnte dann leicht zu den Unglücklichen gelangen.

Die Räder klapperten indessen, die Leute an Bord schleppten Holz, ja auch Fett herbei, die größtmöglichste Hitze zu erzeugen, und man that augenscheinlich alles, die Strömung zu stemmen. Das vermochte der Blackhawk auch — aber nicht einen Zoll mehr. Das Boot hielt sich wohl eine volle Stunde lang auf seiner Stelle, jetzt einmal ein paar Fuß gewinnend, um in der nächsten Minute durch irgend ein unter ein Rad kommendes Stück Holz wieder ebensoviel zurückgeschoben zu werden.

Henderson, der mit fieberhafter Angst den Erfolg des Bootes beobachtete, konnte sich zuletzt über ihr Schicksal nicht mehr täuschen. Mit eiserner Ruhe rief er da seinen ältesten Knaben zu sich, gab ihm sein Geld, das er in ein wasserdichtes Pulverhorn geschoben, hing es ihm um den Hals und befahl ihm zu

versuchen, ob er mit Schwimmen an Bord des Dampfers kommen könne — um den Kapitän auf die furchtbare Gefahr aufmerksam zu machen, in der sie sich befänden. Der Knabe konnte schwimmen, und der Neger, der im Wasser zu Hause war, sollte ihn begleiten.

Die Frau wollte ihr Kind nicht von sich lassen, aber der Knabe, der den Eltern dadurch rascher Hülfe zu bringen hoffte, bat sie selber darum.

So begannen denn die beiden jungen Burschen nach kurzem Abschied ihre gefährliche Bahn. Erst sprangen sie, so weit das irgend anging, über das dicht zusammenflutende Holz fort. John glitt zuerst aus und verschwand unter einem der glatten Stämme, aber Jim, der Neger, war im Augenblick an seiner Seite und weiter draußen tauchten sie beide wieder auf.

Von Bord aus war das kecke Wagstück beobachtet worden, und vorn am Bug standen Leute mit Tauen, sie den Schwimmern zuzuwerfen. — Zehn Minuten später und Beide waren an Bord — waren gerettet. Aber der Dampfer hatte auch jetzt sein Aeußerstes gethan. Sein Holzvorrath an Bord war ziemlich erschöpft, die Nacht vor der Thür und die Stelle, wo er einen sichern Landungsplatz erwarten konnte, noch

weit entfernt. Der Knabe weinte und flehte, daß er seine Eltern nicht dem Untergang preisgeben sollte, und den rauhen Leuten an Bord standen selber die Thränen in den Augen; aber gegen die Unmöglichkeit konnten sie nicht ankämpfen.

Weiter hinaus in den Strom hielt das Boot und wieder läutete die Glocke — das Grabgeläute der Unglücklichen, die da drüben auf schon halb von der Flut gehobenem Haus in wilder Verzweiflung ihre Tücher schwenkten — der Kapitän wandte sich ab, aber dem Lootsen war das Zeichen schon gegeben. Der Bug des Bootes drehte sich langsam von dem Ufer fort, jetzt wieder den Strom hinunterhaltend, und wenige Minuten später verschwand es hinter einer Biegung desselben schnaubend in der jetzt einbrechenden Nacht.

Noch in der Nacht erreichte es das kleine Städtchen Natchitochez und fand hier einen andern stärkeren Dampfer, den „Roaring river“, der dort beigelegt hatte, um den ersten Andrang der Flut vorüber zu lassen. Der Kapitän des Blackhawk ruhte aber nicht eher, bis er den Führer desselben bewogen hatte, die Rettung der Unglücklichen, die er umsonst versucht, zu bewirken.

Der Roaring river heizte augenblicklich seine Kessel, nahm Holz ein, rief seine Leute an Bord und lief noch vor Tag von seinem sicheren Landungsplatz aus. John Henderson, von neuer Hoffnung belebt, war an Bord, um die Stelle genau zu bezeichnen, wo ihre Hütte stand. Aber das wackere Boot konnte nur langsam die furchtbare Strömung stemmen und es war bald wieder Abend, ehe sie die Strombiegung erreichten, die sich dicht unter ihrem Hause befand und die John genau kannte. Dort drüben mußte das Haus liegen — sie hätten es eigentlich von dort, wo sie sich befanden, schon sehen müssen. Weiter und weiter kämpfte das wackere Boot stromauf — jetzt konnten sie deutlich die kleine Lichtung erkennen, auf der die Hendersons bis jetzt gewohnt — auch der Lootse kannte den Platz.

John erblickte schon einen alten, halbabgestorbenen Sycamore, von dem er selber einst einen wilden Truthahn herabgeschossen. Nicht zwanzig Schritt darüber mußte die Hütte stehn. — Der Knabe schaute, bis sich ihm die Augen füllten und sein Kopf zu schwindeln begann. — An der Stelle, wo seine Hütte gestanden, wüthete und gährte die rothe Flut und zwang sich ihren Weg in das ängstlich schwankende Rohr hinein.

Der Kapitän stand neben ihm und der Knabe, der nun mit ausgestreckten Armen dort hinüber deutete, sank in die Knie und weinte laut.

Das Boot wendete langsam und kehrte nach Natchitochez zurück.

Canoefahrt auf dem Red-River in Nordamerika.

Manches Jahr ist nun schon verflossen, daß ich den wilden Strom des südwestlichen Theils der Vereinigten Staaten mit einem Canoe befuhr, und doch steht die Erinnerung an jene Zeit noch so lebendig vor mir, als ob ich erst gestern wieder an Land gestiegen wäre — und was liegt Alles dazwischen.

Ich kam damals aus Texas zurück, und müde des langen Alleinseins in den Wäldern, wollte ich wieder Menschen aufsuchen, wollte wieder in einem civilisirten Zustand leben, und die Büchse einmal eine Zeit lang an den Nagel hängen.

Es war das der Schluß der ersten großen Fußtour, die ich in meinem Leben machte, und immer ein ziemlich guter Anfang, denn sie lief von Canada herunter durch die ganzen Vereinigten Staaten bis tief nach Texas hinein und wieder zum Red-River zurück.

Dabei war ich allein, und auch mit Barschaft nicht übermäßig versehen, da ich von New-York nur 25 Dollar mitgenommen. Theils mußte da aber der Ertrag meiner Jagdbeute aushelfen, theils arbeitete ich unterwegs und verdiente mir, wenn ich mich gar zu abgebrannt fand, wieder frisches Reisegeld.

Doch das Alles ist in meinen „Streif- und Jagdzügen" ausführlich beschrieben, und ich möchte hier Nichts wiederholen. Nur von dieser Fahrt habe ich fast gar Nichts gesagt, und doch bildet sie in meiner Erinnerung eine der interessantesten Scenen meines Lebens.

Ich hatte, wie vorerwähnt, das einsame Marschiren in der Wildniß, das ich nun, mit einzelnen Unterbrechungen, fast fünf Monate getrieben, so herzlich satt bekommen, besonders waren mir die ewigen Sümpfe und zu kreuzenden Wassercourse so verhaßt geworden, daß ich die Gelegenheit ergriff dem Allem zu entgehen.

Diese bot sich, als ich den Red-River wieder erreichte, indem ich dort von einem Farmer um wenige Dollar ein vortreffliches Canoe, aus einem Cypressenstamm geschlagen, kaufen, und damit den reißend angeschwollenen Strom abwärts in den Mississippi gehen konnte. Ein Leichtes war es dabei, das nur acht-

oder neunhundert Miles (englische Meilen) entfernt: New-Orleans zu besuchen, wo ich sogar Briefe von zu Hause zu finden erwartete. Die vielen Meilen, die dazwischen lagen, machten mir keine Sorge, brauchte ich doch nicht mehr zu laufen, und konnte mit der reißend schnellen Strömung rasch und leicht genug den Fluß hinabschwimmen. Außerdem hatte ich mein Gewehr, Pulver und Schrot und noch etwa siebzehn Dollar, auf einem Dampfboot im Arkansas verdientes Geld, war jung und gesund und hielt mich für einen Mitbesitzer der ganzrn Welt. — Zu meinem Canoe erhielt ich von dem früheren Eigenthümer desselben noch einige Provisionen mit in den Kauf, Trinkwasser lief neben her, und so trat ich denn getrost und guter Dinge eine Reise an, die der Gefahren eben genug barg, sie interessant zu machen, während die Beschwerden derselben mit der erst beendeten gar nicht verglichen werden konnten.

Der Farmer stand mit seiner Frau und sechs oder sieben Kindern am Ufer, mich abfahren zu sehen, denn seines Wissens war, wie er meinte, noch kein einzelner weißer Mann in einem solchen „Trog" den wilden, brausenden Strom hinunter gefahren. Uebrigens meinte er, „wenn ich auf keinen Snag (im Strom festsitzenden Baumstamm) liefe, wenn ich glücklich

durch das sogenannte raft käme, unterwegs von keinem Alligator gefressen würde oder überhaupt nicht umschlüge und ersöffe'', könnte ich wohl in den Missisippi hinein kommen — mitfahren möchte er aber nicht.

Die reißend starke Strömung faßte meinen Kahn bald und führte ihn rasch in die Mitte des Bettes hinaus, ich hatte fast nur zu steuern, und noch einen Abschiedsgruß den freundlichen Leuten zurückwinkend, die ihre Hüte schwenkten und mit den Händen winkten — Taschentücher führen sie nicht — hatte mich eine Biegung des Flusses bald ihren Blicken entzogen. Mitten in der Wildniß, die brausende Fluth kochend und zischend um mich her, ich selber in einem roh ausgeschlagenen schaukelnden Baumstamme, schoß ich dahin, dem von dort mehr als 500 Miles entfernten Missisippi zu.

Der Red-River hat dort eine durchschnittliche Breite von etwa sechs- bis achthundert Schritt, und war so hoch angeschwollen, daß er fast die sonst steilen, oft zwanzig Fuß hohen Lehmufer überfluthete. Das trockene Land lag noch an der höchsten Stelle etwa anderthalb bis zwei Fuß hoch über der Oberfläche, und an vielen Orten hatte die Fluth schon in die

düsteren Schilfbrüche die wilde Bahn gefunden und quoll rauschend und schäumend, die schlanken Rohre herüber und hinüber biegend, dazwischen ein.

Wald lag zu beiden Seiten bis dicht an den Strom hinan, ja oft bis in ihn hinein, mit den überall unterspülten Wurzeln und dem tief unterwaschenen Ufer. Die Gewalt, mit der die mächtige tiefe Fluth aber auch stromab stürzt, und hie und da mit voller Kraft gegen vorbiegendes Land anprallt, ist ungeheuer, und da der Boden nur an wenig Stellen Steine und Felsen zeigt, sondern überall aus weicher, unendlich fruchtbarer, lehmiger Ackerkrume besteht, die hier an manchen Stellen gewiß fünfzig und sechzig Fuß tief liegt, so läßt es sich denken, daß das Wasser da oft arge Verheerungen anrichtet. Es ist das auch bei allen westlichen Strömen Amerika's so, besonders aber bei denen, die von Westen her in den Mississippi einmünden, wie bei dem Mississippi selber, daß die Fluth nach und nach das Uferland, und gar nicht selten ganze Acker mit den gewaltigen Stämmen darauf, abbricht und mit wegführt. Wie sich aber Alles in der Natur ergänzt, so auch hier, und was auf der einen Seite gewaltsam genommen wird, setzt der Strom auf der andern wieder in immer steigender Sandbank an, bis sich diese nach und nach mit jungen

Pflanzen bedeckt, und die Breite des Bettes ziemlich gleich dieselbe bleibt.

Das Wasser des Red-River, wie auch sein Name schon kündet, ist bei solchem hohen Wasserstand vollkommen ziegelroth, und sieht wirklich so aus, als ob eine ungeheuere Masse von Backsteinen darin aufgelöst wäre. Zum Trinken ist es in solcher Verfassung allerdings nicht besonders appetitlich, soll aber doch gesund sein. Uebrigens hat der Arkansas wie der Red-River, nur natürlich nicht bei solchem Wasserstand bemerkbar, viel Salztheile.

Es ist ein eigenes Gefühl in einem solchen schmalen Kahn auf einem wilden Wasser, rings von dichtem, riesenhohem Wald umgeben, dahin zu schwimmen, und nur das monotone Rauschen der Wipfel, das Gurgeln der Fluth, oder dann und wann den scharfen Ton einer Wildente oder eines anderen, scheu abstreichenden Wasservogels zu hören. Wenn die Sonne oben am Himmel steht und ihre Strahlen auf den Strom wirft, geht das noch an; wie sich aber der Abend niedersenkt, die Schatten über die breite quillende Wasserfläche fallen, und die Nacht scheinbar aus dem Dickicht langsam herauszieht und rasch und unaufhaltsam Laub und Strom in ihren Mantel hüllt, da wird das Rauschen in den Wipfeln stärker, die Strö-

mung scheint rascher zu fließen und thut es in der That — und wie geheimnißvoll verschließt sich da der Wald.

Während das Boot rasch und geräuschlos dicht neben der düsteren, scharfabgeschnittenen Laub- und Holzmasse vorüberschießt, raschelt und flüstert es da drinnen, als ob neckende Geister durch die Büsche sprängen, immer dem Boote folgend und gleichen Schritt mit ihm haltend. Und dann die wunderbaren Laute, die von dort herüber schallen, der Whip poor Will (die amerikanische Nachtschwalbe), der sonderbare, hohlklingende Schrei der Eulen, der gellende Kreisch eines Panthers, dem eines klagenden Kindes nicht unähnlich, und das Schnarren, Schnattern und Krächzen der zahllosen Wasservögel, die bald über die Stromfläche dahin streichen, bald in den Wipfeln der Uferbäume die Nacht horsten. Das Alles, so oft man es auch mitten im Walde drin gehört, macht vom Wasser aus gar einen wunderbaren Eindruck, und die kleinen, von einer frischen Brise geweckten Wellen lecken dabei wie gierig an dem rauhen Bord herauf, als ob sie das kecke Menschenkind zu sich niederziehen wollten, das es wagt, hier auf ihrem Nacken durch die Nacht zu ziehen.

Die Fahrt in der Dunkelheit in einem so unsiche-

ren Kahn ist auch wirklich gefährlich, denn die, besonders in diesem Strom so zahlreich niedergeschwemmten und unten am Grund mit den Wurzeln festgeklemmten Bäume, strecken an so vielen Stellen ihre kaum sichtbaren, oft ganz versteckten Aeste und Zweige bis dicht unter oder über die Wasserfläche, daß ein so schwanker Nachen, wie ein Canoe ist, jedenfalls umschlagen würde und müßte, sobald es seitwärts einmal auf einen solchen verborgenen Feind aufliefe.

Ueberhaupt noch nicht mit dem ganzen Charakter des Stromes vertraut, wollte ich keineswegs schon am ersten Abend zu viel wagen, und lenkte deshalb mein Boot, als es ziemlich dunkel geworden war, dem nächsten Ufer zu, da irgendwo zu landen. Das erwies sich indeß weit schwieriger, als ich im Anfang gedacht hatte, und so viel Holz lag dort überall im Weg, theils im Wasser selber fest, theils vom Ufer hineinhängend, daß ich der schäumenden Fluth an solchen Stellen nicht zu nahe kommen mochte. Ich fand endlich einen Ausweg, in dem, weit in den Strom gebrochenen Wipfel eines mächtigen Baumwollenholz-Baumes. Diesen, an dem ich dicht vorbeitrieb, erfaßte ich, zog mich so dicht als möglich hinein, und band das vorn in meinem Canoe befestigte Tau um einen der Zweige. Hiernach, erst einmal sicher vor

Anker, verzehrte ich mein frugales Abendbrod und legte mir dann meine wollene Decke zurecht, die erste Nacht so gut als möglich im Canoe selber zu verschlafen.

Vor etwas fürchtete ich mich noch, oder hatte wenigstens, wenn ich es auch nicht gerade Furcht zu nennen brauche, eine Scheu davor, und das waren die im Red-River angeblich sehr häufigen Alligatoren, die, wie mir gesagt worden, oft eine Länge von 15 bis 16 Fuß erreichen und selbst dem Menschen gefährlich wären. Mit den Raubthieren der Wälder war ich indessen ziemlich vertraut geworden, und nie von ihnen, wenn ich nicht selber den Streit anfing, belästigt worden, und was waren mir vorzüglich in den östlichen Staaten, und selbst auch an Ort und Stelle, für haarsträubende Geschichten von diesen blutdürstigen Panthern erzählt worden. Halb und halb hoffte ich, daß sich die Berichte über die Alligatoren als eben so übertrieben und ungegründet erweisen würden; trotzdem ist es aber, wo man es mit vollkommen unbekannten Bestien zu thun hat, immer ein eigenes Ding, und wie ich, in meine Decke fest eingewickelt, mit der besten Absicht zu schlafen im Canoe lag, horchte ich doch noch eine lange Weile den einzelnen Lauten und Tönen, die vom Land, und oft auch vom

Strom aus, zu mir herüber drangen. Ein paarmal glaubte ich sogar deutlich ein Plätschern zu vernehmen — und hatte mich vielleicht auch nicht geirrt. — Wenn das ein Alligator wäre, der mir in meinem Boote einen Besuch abstatten wollte? So wie er nur eine seiner Klauen an den Rand gelegt hätte, wäre es rettungslos umgeschlagen. Ich allein mußte schon gewaltig ruhig sitzen, um es im Gleichgewicht zu halten.

Wie das so wunderbar dicht neben mir in dem Schilf rauschte, und wie das Wasser gurgelte und quoll — es war ordentlich, als ob leise flüsternde Stimmen neben mir auf und nieder wogten und mit den dunklen Wellen, mit den wehenden Wipfeln unheimliche, kosende Zwiesprache hielten; aber nichts störte die heilige Ruhe, die auf dem Strom selber lag, und wenn ich auch noch manchmal nach einem hie und da aus der Fluth springenden Fisch hinüber horchte, oder dem monotonen Schrei einzelner unbekannter Wasservögel lauschte, schlief ich endlich, fest in meine warme Decke eingewickelt, den prachtvollen Sternenhimmel als Zelt über mir ausgespannt, ruhig und sanft ein, und erwachte auch nicht eher wieder, als bis der erste graue Streif im Osten den kommenden Tag verkündete.

Rasch band ich jetzt mein Canoe los, schob es aus den Zweigen hinaus, nahm mein Ruder wieder auf, und glitt bald auf's Neue in die Mitte und rascheste Strömung des wenigstens fünf englische Meilen die Stunde laufenden Flusses.

Zwei oder drei Stunden mochte ich etwa gefahren sein, als ich das erste Zeichen menschlicher Wohnungen am linken Ufer des Stromes entdeckte. Es war eine elende, kleine Blockhütte, die in der sie ringsumdrängenden Waldung kaum Platz zum Stehen hatte. Außerdem war das Ufer hier keineswegs höher als rings umher, und die rothe Fluth, die in der Nacht wieder um einige Zoll gestiegen sein mußte, kaum noch mehr als anderthalb Fuß davon entfernt, das ganze Land unter Wasser zu setzen.

Da auch die Strömung dort dicht vorüber führte, beschloß ich zu landen, und das Verlangen, vielleicht eine heiße Tasse Kaffee zu finden, hatte ebenfalls nicht geringen Antheil an dem Wunsch. Ein Stück weggebrochenes Ufer erleichterte mir das, da sich dadurch ein kleiner stiller Hafen gebildet hatte, in den mein Canoe bequem und sicher einlaufen konnte.

Großer Gott, wie sah der Platz aus. Das Holz, aus dem die Hütte gebaut worden, lag noch in seinen Ueberresten wild und toll umher. Das Nutzholz war

allerdings davon verwandt worden, aber das ganze Oberholz zurückgeblieben, von dem die Familie bis jetzt ihren Bedarf von Feuerung genommen haben mochte. Im Rücken des Hauses waren übrigens noch mehr Stämme gefällt, und die Axt des Holzhauers schallte auch jetzt von dort herüber. Der ganze Platz schwärmte dabei von Mosquitos, und die Luft, da der dichte Wald den Windzug abhielt, war schwül und dumpf. Was konnte einen Menschen nur bewogen haben, sich in Amerika, wo gutes und trefflich gelegenes Land in Masse zu haben ist, in einer solchen trostlosen Wildniß niederzulassen?

Ich trat in das Haus — nahm übrigens mein Ruder mit, denn ich hatte ein paar Hunde am Ufer gesehen, die mich auch mit eben nicht freundlichen Blicken umschlichen. Dort konnte ich allerdings nicht gleich etwas Lebendes erkennen, ein paar schmutzige Kinder ausgenommen, die am Feuer saßen, wie ich aber mit dem üblichen Gruß auf der Schwelle stehen blieb, und mich in dem kleinen, dunklen, rauchigen „Zimmer" umsah, erhob sich hinten von einem roh aufgeschlagenen Bett eine weiß, wenigstens hell gekleidete Gestalt, und kam auf mich zu.

Es war eine junge Frau, und das Antlitz mußte einmal von wirklich blendender Schönheit gewesen

sein; Krankheit und Entbehrung hatten sie aber fast aufgerieben, und die todtbleichen, eingefallenen Wangen, die hohl liegenden, so schwermüthigen, lebensmüden Augen, die bleiche, abgehärmte Gestalt machte einen wehmüthigen, fast peinlichen Eindruck auf mich. Nur das Haar war noch schön an dem armen jungen Weib, und der schwache Nacken schien die Wucht dieser kastanienbraunen Lockenfülle, die nur nothdürftig und unordentlich auf dem Scheitel zusammengesteckt war, kaum tragen zu können.

„Kommt herein, nehmt einen Sitz", sagte sie da, mit freundlichem und doch wie wehmüthigem Lächeln mir den einzigen hölzernen Schemmel zuschiebend, der im Haus stand, und als ich, auf mein Ruder gelehnt, daneben stehen blieb, und sie vielleicht länger als eben schicklich war, und mit mitleidigem Blick betrachtete, wendete sie sich leicht erröthend ab, und schickte die Kinder vom Feuer, an das sie die schon fortgenommene Blech-Kaffeekanne rückte. Plötzlich aber mochte ihr doch einfallen, wie ich denn überhaupt in diese Wildniß, in die wahrscheinlich gar kein Pfad führte, komme, denn sie drehte sich auf einmal rasch nach mir um und sagte, mich erstaunt ansehend:

„Wo kommt Ihr her? Gehört Ihr auf ein Flatboot?"

Mein Aussehen rechtfertigte vielleicht die Frage, denn das zerlumpteste, nichtswürdigste Gesindel der Vereinigten Staaten treibt sich gewöhnlich auf diesen Booten, dessen unstätes Leben ihnen behagt, umher — und ich selber glich ihnen in mancher Hinsicht auf ein Haar.

Der untere Mensch stack allerdings bei mir in unbootsmannmäßigen alten deutschen Wasserstiefeln, die bis hierher gehalten, meinen früheren grünen Jagdrock hatte mir aber in Texas ein Bär zerrissen, und der alte Kittel aus einer wollenen Decke, mit Sehnen zusammengenäht, den ich später von einem Indianer eingetauscht, hing mir, nur durch den Gürtel festgehalten, am Körper. Auch meine Wäsche, die ich selber besorgen mußte, konnte ich, wenn auch rein, doch nie mehr weiß bekommen. Eine durch Dornen und Wetter hart mitgenommene grüne Pelzmütze vollendete das Costüm, zu dem das seit langer Zeit nicht geschnittene wilde Haar und der lange Bart vortrefflich paßten. In jeder deutschen oder selbst europäischen Stadt wäre ich auch ohne Weiteres als Vagabund aufgegriffen worden; hier im Wald fiel das aber gar nicht besonders auf, und eher wäre ihnen ein anständig gekleideter Mensch an einem solchen Ort verdächtig vorgekommen. Ich, wie ich aussah, gehörte

in die ganze Umgebung hinein, und als ich ihr noch gesagt hatte, daß ich allein in einem Canoe stromab ginge, fand sie nicht das geringste Außerordentliche darin.

„Ihr seid wohl krank?“ frug ich die arme Frau jetzt, die sich, trotz ihrer Schwäche, am Feuer abmühte dem Gast eine Erfrischung zu bereiten.

„Krank? — nein!“ seufzte sie, „nur das kalte Fieber. Im Frühjahr fängt es an und dauert bis spät in den Herbst hinein — man wird's gar nicht wieder los.“

„Und braucht Ihr nichts dagegen?“

„Brauchen? — lieber Gott, wo soll man hier Medicin bekommen. Shreveport liegt weit von hier, und ich weiß nicht einmal, ob selbst dort eine Apotheke ist.“

„Ich will Euch etwas geben!“

„Seid Ihr ein Doctor?“ frug sie, sich überrascht nach mir umdrehend, und mein Aeußeres hatte damit allerdings nichts zu thun, denn „Medicinkrämer“, die manchmal im Lande herumreisen und sich Doctoren nennen, sahen oft, wenn nicht schlimmer, doch eben so abgerissen aus. Ich verneinte nun allerdings ihren Verdacht, daß ich zu einem dieser Menschenvergifter gehöre, die ihre Opfer mit Calomel anfallen und sich

schwer dafür bezahlen lassen, sagte ihr aber, daß ich gerade gegen diese bösen kalten Fieber etwas Chinin bei mir führe, und ihr gern überlassen wolle.

„Aber wir haben kein baar Geld“, sagte sie traurig, „mein Mann hat immer darauf gewartet, daß das erste Dampfboot durch das Raft kommen sollte und schon einige Klafter Holz geschlagen, sie zu verkaufen. Obgleich es aber schon lange so hieß, haben wir doch noch nichts zu sehen bekommen.“

Ich beruhigte sie bald darüber, versicherte sie, daß ich meine Medicin, die ihr mit Freuden zu Diensten stehe, nicht verkaufe, und gab ihr endlich den ganzen kleinen Vorrath, den ich davon noch bei mir führte. Ich war selber gesund wie ein Fisch, und kam ja überhaupt wieder bald in eine Gegend, wo ich, wenn ich es brauchte, mehr bekommen konnte.

Es war die erste Freude, die der armen Frau vielleicht seit langer Zeit einmal wieder wurde, die Hoffnung, von dem bösen Fieber befreit zu werden, und über ihr bleiches Antlitz zog sich, als sie mir mit herzlichen Worten dankte, eine leichte, durchsichtige Röthe. Sie trat jetzt vor das Haus, nahm ein langes Blechrohr vom Nagel und blies hinein, in der Richtung nach dem Wald zu, wo ich die Axtschläge gehört hatte. Diese verstummten alsbald und nach

einer Viertelstunde etwa, von den Hunden schon vorher angemeldet, kam ihr Gatte in's Haus.

Es war ein junger kräftiger Mann, in der Tracht der Hinterwäldler, d. h. in groben Schuhen, baumwollenen Hosen und Hemdärmeln, mit einem alten, arg zerknitterten Filz auf dem Kopf. Auch er sah entsetzlich bleich aus, schien aber sonst gesund, und bot mir freundlich die Hand, als er mich bemerkte.

Wie ich von ihm hörte, war er eigentlich nur hierher gezogen, ein Floß zu bauen. Prachtvolles Holz stand in Masse in der Nachbarschaft, mit zwei Gehülfen hatte er auch schon ziemlich viel davon geschlagen, und wenn der Fluß noch einen Fuß stieg, konnte er es, etwa zweihundert Schritt unterhalb der Hütte, in den Strom flößen und dort verbinden. Das Land hinter dem Haus stand jetzt schon, wie er versicherte, unter Wasser. Kam die Dampfbootfahrt auf dem Red-River wirklich zu Stande, so blieb er vielleicht wohnen, den auflaufenden Booten Klafterholz zu verkaufen, war das nicht der Fall, nahm er „seine Alte" und die Kinder auf das Floß und ging stromab, es gefiel ihr so nicht besonders und sie wäre auch immer „poorly" (kränklich).

„Wenn der Fluß noch einen Fuß stieg", der Mann sagte das mit einer solchen Ruhe, und doch stand in

dem einzigen Fall also, in dem er seine Arbeit verwerthen konnte, sein ganzes Haus im Wasser, und er war jeden Augenblick der Gefahr ausgesetzt, von Grund aus fortgeschwemmt zu werden. Als ich ihn darauf aufmerksam machte, lachte er aber und meinte: „dann hätte er ja das Floß für den schlimmsten Fall, und außerdem auch noch drei Canoes in der Baio (Sumpfausläufe, bei niederem Wasserstand ohne die geringste Strömung), in denen er schon hohes Land erreichen könnte."

Die Frau hatte indessen das Frühstück für mich fertig, etwas heißen Kaffee, ein paar Schnitte gebratenen Speck und etwas Maisbrod, und der Mann lud mich ein, ein paar Tage bei ihm zu bleiben und einen Bären zu schießen, es gäbe dort viele in der Umgegend, nur sei der Sumpf jetzt ziemlich voll Wasser. Ich hatte übrigens genug Sumpfpartien wie Jagd in der letzten Zeit gehabt, um schon jetzt wieder ein Bedürfniß darnach zu fühlen und lehnte es dankend ab. Der Frau gab ich dann Anweisung, wie sie die Medicin zu gebrauchen hätte, etwas Indian physik, eine Pflanze, die vollkommen den Brechweinstein ersetzt, hatten sie im Hause, wie es die Amerikaner fast stets haben, und ich schiffte mich dann wieder ein, meine Reise fortzusetzen.

Ungemein viel Wassergeflügel trieb sich auf dem Strom umher; ganze Ketten von Wildenten und Gänsen schwärmten auf und ab, Züge von Pelicanen saßen hie und da fischend an hohen Uferstellen, und große weiße Reiher, wie die kleinen blauen und weißen Arten, waren überall sichtbar. Ich hatte die geladene Flinte neben mir im Canoe liegen, und als an diesem Morgen eine Kette von vielleicht hundert Stück Wildenten dicht und schwirrend vorbeistrich, schoß ich dahinter her in das ganze Volk. Ich erlegte drei mit dem einen Schuß, die ich auflas und ins Boot nahm, und flügelte noch zwei andere, die mir aber durch Tauchen entgingen.

An diesem Tag sah ich meinen ersten Alligator. Die Sonne brannte ziemlich heiß nieder, und ich glitt eben mit der Strömung, und ziemlich scharf dabei rudernd, dicht unter dem linken Ufer, auf das ich mit dem Kopf bequem hinauf sah, und vielleicht drei Schritte davon entfernt hin, als ich plötzlich von einem dunklen Gegenstand, den ich nach flüchtigem Hinschauen, für einen angebrannten Baumstamm gehalten hatte, ein paar tückisch blickende Augen nach mir herüber blitzen sah. Im Nu erkannte ich die schuppige, widerliche Gestalt eines vielleicht zehn Fuß langen Alligators, der sich hier in der Sonne dörrte, und

mein so nahes Vorbeifahren wahrscheinlich mißtrauisch betrachtete. Fast unwillkührlich warf ich das Canoe mit dem Bug abwärts, dadurch kam ich aber mit dem Hintertheil desselben, in dem ich saß, nur noch näher an die Bestie hinan und so rasch geschah das Ganze, so rasch war ich aber auch vorbei und der geglaubten Gefahr entzogen, daß ich wirklich in dem Moment nicht einmal an mein Gewehr dachte. Der Alligator beachtete mich aber gar nicht weiter, und wie ich vorbei war, wobei er nur ein wenig den Kopf gehoben, ließ er ihn wieder in seine alte, behagliche Lage sinken und träumte ruhig weiter.

Ich war indessen auf diese Burschen aufmerksam geworden, und vorsichtig nach ihnen ausschauend, verging kaum eine Stunde, daß ich einen zweiten in ähnlicher Lage entdeckte. Wieder fuhr ich jetzt an ihn, mein gespanntes Gewehr aber auf dem Knie, etwa bis auf zehn Schritt hinan, und schoß ihm dann die volle Ladung Entenschrote gerade hinter dem Vorderbein auf's Blatt. Da ich mich etwas tiefer befand als er, konnte ich mit meinen Schroten die weichen, verwundbaren Theile seines Körpers erreichen. Nach dem Schuß drehte er sich wenigstens blitzschnell auf die Seite und fiel mit der ganzen Länge des Körpers in den unter ihm vorbeiströmenden Fluß. Obgleich

ich aber auf der Stelle eine Weile halten blieb und hoffte ihn wieder an die Oberfläche kommen zu sehen, ließ er sich doch nicht mehr blicken.

Ich schoß so nach einander vier von ihnen, ohne einen einzigen zu bekommen.

An diesem Tag fiel weiter nichts Merkwürdiges vor. Den Abend landete ich indeß vor Dunkelwerden, briet meine Enten und schlief die Nacht im Wald unter einem Baum.

Am nächsten Tag sollte ich durch besondere Gefälligkeit eines der Unmasse von Fischen, die den Red-River füllen, eine Abwechslung meiner Mahlzeit haben. Wie ich mitten im Strom hinruderte, sprang, etwa gerade in der Mittagsstunde, ein starker Buffalofisch (eine karpfenähnliche Gattung) hoch aus dem Wasser, dicht neben meinem Canoe heraus, und gerade in dieses hinein. Im ersten Augenblick erschrack ich, denn ich glaubte nichts Geringeres als ein Alligator hätte mich angefallen, im nächsten aber schon traf mein Ruder den ertappten, munteren Wasserbewohner, gerade als er sich wieder über den Rand zurück in sein Element schnellen wollte, auf den Kopf und sicherte mir die willkommene Beute.

Am nächsten Tag wäre ich beinahe übel angekommen und hätte, wenn ich nicht schwimmen konnte,

selber die Fische gefüttert. Ich fand nemlich an einem der zahlreich aus dem Wasser vorragenden Baumwipfel ein paar, der Himmel weiß woher kommende Breter schwimmen. Diese als gute Beute erklärend, wollte ich sie vorn in mein Canoe bis zum nächsten Haus mitnehmen, versah es aber bei der starken Strömung, indem ich mich an dem Baumast selber festhielt, das Canoe schoß mir unter dem Leibe fort, und während ich im ersten Schreck nicht wußte was ich thun sollte: loslassen oder festhalten, hielt ich eben fest und fand mich im nächsten Moment von dem niederschlagenden elastischen Holz unter Wasser gedrückt. Allerdings kam ich gleich wieder nach oben, aber da hing ich auch jetzt und mein verlassenes Fahrzeug schoß nur zu rasch weiter und immer weiter von mir fort. In dem Canoe lag aber Alles, was ich mein nannte (glücklicherweise freilich auch meine Wasserstiefeln, die ich seit dem zweiten Tag meiner Wasserfahrt nicht mehr trug) und ein Besinnen war gar nicht möglich. Blieb ich nur fünf Minuten an dem Ast hängen, so war ich verloren und konnte selbst, wenn ich glücklich das Land erreichte, in der Wildniß verhungern. Ich ließ los, sank unter, kam wieder nach oben, und strich jetzt für mein Leben aus, hinter dem flüchtig gewordenen Fahrzeug her. Ich mußte,

wenn auch nicht sehr lange, doch sehr weit schwimmen, ehe ich es wieder erreichte, und dann selbst gelang es mir erst nach großer Anstrengung wieder hinein zu kommen, ohne es umzuschlagen — und wie fror ich. Erst wieder im Canoe und gerettet, begriff und fühlte ich aber auch, in welcher fatalen Gefahr ich geschwebt, und das Herz schauderte mir, wenn ich an die möglichen Folgen eines solchen Unfalls dachte.

Das ist eines der großen Uebelstände, solche wilde Touren allein zu machen und nur auf sich selber beschränkt zu sein. Der Mensch ist nun einmal ein geselliges Geschöpf, und von der Natur darauf angewiesen, von Anderen unterstützt zu werden, Andere zu unterstützen. Für mich hat das einsame Wandern aber trotzdem von jeher einen unbeschreiblichen Reiz gehabt, und selbst in einer vollkommen wilden Gegend ist es doch, wenn man nicht jemanden bei sich hat der ganz zu Einem paßt, immer besser, man ist allein, als daß man sich auch noch, außer den Unbequemlichkeiten des Marsches, mit einem langweiligen Gefährten abquält.

An dem ersten sonnigen Fleck, zu dem ich kam — und deren waren wenig genug an dem dicht bewaldeten Ufer — landete ich und trocknete vor allen Din-

gen meine Kleider, denn ich wollte mich nicht der Gefahr aussetzen, krank zu werden.

Den Rest meiner Provision verzehrte ich an diesem Abend, und da ich mich nicht aufhalten wollte zu jagen, und auf dem Fluß nichts erlegen konnte, hoffte ich jetzt wieder auf ein bewohntes Haus zu stoßen, die indessen außerordentlich dünn gesäet schienen. Ich fuhr auch den ganzen Morgen, ohne etwas derartiges anzutreffen, ausgenommen Mittags, wo ich eine kleine im Wald fast versteckte Hütte passirt hatte, ohne sie zu bemerken, und nun, wie ich sie zufällig hinter mir entdeckte, nicht gegen die Strömung dahin zurückkehren wollte, ja eigentlich nicht einmal konnte. Es mochte vier Uhr Abends sein, und ich war indessen entsetzlich hungrig geworden. Das scharfe Rudern den Tag über diente auch nicht dazu meinen Appetit zu schwächen, als ich plötzlich, gar nicht weit vor mir, am linken Stromufer eine größere offene Farm mit fünf oder sechs Gebäuden erkannte und jubelnd begrüßte. Dort waren M e n s ch e n, wenn auch gerade kein Rauch aus dem Schornstein aufstieg. Am Ufer lief ein schwarz und grau gestreifter Hund umher und gackerten ein Dutzend Hühner, und neben der Fenz standen ein paar Kühe, die wahrscheinlich nach Hause gekommen waren, gemolken zu werden. Der ganze

Platz sah, als ich mich ihm rasch näherte, freundlich und reinlich aus, und das Ufer lag hier auch bedeutend höher, als an dem übrigen Sumpfland, und hob sich wohl fünfzehn bis achtzehn Fuß zu den Häusern auf.

Der Hund bellte, als ich mit dem Bug meines kleinen Fahrzeugs an die kiesige, von blühenden, duftenden Weiden beschattete Landung der Farm stieß, wo ein kleines Boot angebunden lag, und ich nahm wieder mein Ruder mit hinauf, ihn mir von den Beinen zu halten. Das Canoe band ich so lange an eine der Weiden. In dem Haus, dessen Thür offen stand, ließ sich indessen niemand sehen, und als ich oben an die Schwelle trat und erst mit artig gedämpfter, dann endlich mit lauterer Stimme mein „guten Abend“ hineinrief, wurde mir keine Antwort. Nur der Hund bellte stärker und wedelte dabei mit dem Schwanz, wie um anzudeuten, er wolle mir eigentlich nichts thun, sondern mir eher helfen, seine Leute mit herbeizurufen, da er sich ebenfalls langweilte.

Ich ging jetzt an alle die verschiedenen Gebäude, hatte aber überall dasselbe Resultat, trat endlich an die Fenz hinaus, die ein etwa fünf Acker großes, urbar gemachtes und bestelltes Feld umschloß, und rief hier, so laut ich rufen konnte, um irgend jemanden der wahrscheinlich im Feld arbeitenden Leute herbei zu

ziehen — es war umsonst. Eine volle halbe Stunde kostbaren Tageslichts versäumte ich damit, auch nur wenigstens einen antwortenden Ruf herauszulocken, und die Stille und Oede des Platzes hatte wirklich etwas Unheimliches. Noch unheimlicher aber war mein Hunger, und ich hatte schon ein paarmal die Hühner mit mordlustigen Blicken betrachtet, ob ich nicht vielleicht eines von ihnen mit einem Stock werfen und mit in's Boot nehmen solle, um es den Abend am Feuer zu braten. Im Hause fand sich aber doch vielleicht ein Stück Maisbrod — wenigstens hineinsehen wollte ich einmal, ob sich nichts entdecken ließ.

Der Hund, mit dem ich mich indessen vollkommen befreundet, begleitete mich, und ich stieß, immer noch an der Schwelle stehen bleibend, die Thüre des Wohnhauses etwas weiter auf, einen Ueberblick über das Innere zu bekommen.

Es ist ein höchst unbehagliches Gefühl, solcher Art einen fremden Raum zu betreten. Man weiß recht gut, man hat darin nicht das Mindeste zu suchen, und ein plötzlich Dazukommender hätte Ursache zu dem schlimmsten Verdacht. Man setzt sich, mit einem Wort, aller Gefahr und Unannehmlichkeit eines wirklichen Einbruchs ohne irgend eine schlechte Absicht aus. Das Herz klopfte mir wenigstens eben so

stark, als ob ich hätte wer weiß was Böses begehen wollen.

In dem Zimmer sah es übrigens entsetzlich unordentlich aus, Männer- und Frauengarderobe lag darin umhergestreut, und zwei Betten standen, mit den zurückgeworfenen und verschobenen Kissen eben noch so da, wie sie am Morgen verlassen waren — aber in der Ecke war, was ich suchte. Dort stand ein kleiner, mit einem Stück Mosquitonetz überspannter Schrank; an solchen Plätzen heben die Bewohner der Backwoods gewöhnlich ihre Lebensmittel auf, und nachdem ich noch einmal in das leere Zimmer, diesmal ordentlich, hinein geschrien hatte, sowohl eines irgend dort Schlafenden, als meines eigenen Gewissens wegen, ging ich entschlossen und ohne mich weiter nach rechts oder links umzusehen, auf den Schrank zu, öffnete ihn und fand — das Wasser lief mir im Mund zusammen — unter einem kleinen, ebenfalls mit Gaze überspannten Gestell einen noch unangeschnittenen, braungebackenen Kuchen von Maismehl und Kürbis, der von den glücklichen Eigenthümern wahrscheinlich für ihr Abendbrod aufgehoben war. Die Leute hatten aber gefrühstückt — oder sie hätten den Kuchen nicht übrig gelassen — und außerdem jedenfalls Eier, gesalzenes Fleisch und andere gute

Dinge, und ohne mich lange zu besinnen, hob ich die Gazeglocke, nahm den Kuchen heraus, legte dafür ehrlicher Weise einen Viertel-Dollar unter, deckte boshafter Weise die Glocke wieder über, schloß den Schrank, wie ich ihn gefunden, und verließ dann das Haus etwa gerade mit einem Gefühl, als ob ich den größten Raub begangen, und jeden Augenblick dabei erwischt werden könnte. Ich hielt mich jetzt auch wirklich nicht mehr lange auf, band mein Canoe los, stieg hinein, und hatte bald, lebhaft dabei an meinem Raub zehrend, die freundliche Farm aus Sicht verloren.

Eigentlich machte mir aber die Sache auch vielen Spaß und ich malte mir im Geist das Erstaunen der rückkehrenden Leute aus, die hier, wahrscheinlich von jeder Verbindung mit der Welt abgeschnitten — aus ihrem Schrank heraus das Brod verschwunden sahen, und keine Ahnung haben konnten, wo es hingekommen. Hoffentlich bemerkten sie den dafür hingelegeen Viertel-Dollar nicht gleich.

„Wenn man nichts hat, giebt Einem niemand etwas, wenn man vollauf hat, kommt's von allen Seiten", ist eine allbekannte Thatsache. So schoß ich noch an demselben Abend eine wilde Gans, die mit

ihrer Gesellschaft über meinem Canoe hinstrich, und hatte jetzt wieder Lebensmittel genug.

Nichts ist übrigens zäher auf der weiten Gottes Welt, als der Flügel einer alten wilden Gans — und die meinige war eine alte. Man kann eine Viertelstunde darauf kauen, und er wird immer dicker.

Am nächsten Abend erreichte ich gerade mit Dunkelwerden eine kleine Farm, und beschloß hier wieder einmal unter einem Dache zu übernachten. Ueberdies hatte sich der Himmel gegen Abend umwölkt, und versprach Regen. Die Leute nahmen mich sehr freundlich auf, und ich erzählte ihnen unter anderem auch mein gestriges Abenteuer mit dem entführten Kuchen, bat sie auch, bei erster Gelegenheit die Beraubten wissen zu lassen, wer es gethan und weshalb es geschehen sei. Der Mann, bei dem ich übernachtete, lachte herzlich, ärgerte sich aber, daß ich den Viertel-Dollar dafür hingelegt. „Die Alte, die den Kuchen gebacken, sei ein wahrer Geizteufel und würde mit dem Viertel-Dollar jetzt noch glauben, ein gutes Geschäft gemacht zu haben.“ — So sind die Menschen — hätte ich ihm den Kuchen mit fortgenommen, würde er sich über den Viertel-Dollar wohl schwerlich geärgert haben.

Der Mann schüttelte übrigens ganz bedenklich den

Kopf als ich ihm sagte, daß ich mit meinem Canoe das Raft (Floß) passiren wolle, und soviel hatte ich nun über dieses Raft gehört, daß ich ihn bat, mir endlich eine Auskunft darüber zu geben. Das that er folgender Art:

Der Red-River ist ein entsetzlich reißendes Wasser, das die Ufer über- und unterwäscht und das Holz mit fortspült. Dabei tritt er sehr häufig über seine Ufer und wäscht dort ebenfalls mit fort, was er an heruntergefallenem oder windbrüchigem Holze findet. Bei solcher Ueberschwemmung ist die Hälfte des Flusses dann manchmal mit solchem Treibholz, ganze Bäume wie einzelne Aeste und Stämme, bedeckt und in früherer Zeit führte er das Alles dem Mississippi zu. Jetzt aber schon seit langen Jahren hat sich ein Theil des Holzes erst an den Seiten zwischen umgestürzten Bäumen gefangen, theils an Snags in der Mitte des Stromes gesammelt. Mehr und mehr blieb daran hängen, dichter und fester wurde dieser knorrige Damm, bis er sich endlich, da nichts geschah ihn wieder zu öffnen, über den ganzen Strom ausbreitete und jetzt eine richtige Baumwand bildete, die Alles auffing, was überhaupt den Fluß niederschwamm. Wie das nur erst einmal Festigkeit gewonnen hatte, wuchs es aber rasend schnell. Jedes

Jahr setzte es mehr nach oben zu an und wurde tiefer, nach einiger Zeit erstreckte sich dies sogenannte Raft oder Floß, wie es die Nachbarn jetzt nannten, schon meilenweit stromauf, und füllte das ganze Bett, ja dämmte theilweis den Strom, und zwang ihn sogar zuletzt, als es immer weiter und weiter hinauffraß, sich zum Theil einen Abfluß durch ein paar am rechten Ufer liegende See'n Soda-Lake und Clear-Lake zu suchen. Auf den in der Sonne bleichenden und aus dem Wasser ragenden Stämmen sammelte sich indessen mit den Jahren Sand, Laub, verwesende angeschwemmte Thiere, Erde von den Wurzeln ꝛc. ꝛc. und bildete so mit der Zeit eine neue Humusdecke, auf welche die Baumwollenholzbäume ihren gefiederten Samen niederstreuten und junge Schößlinge bald lustig auftrieben, grünten und blühten.

Wie der Mann behauptete, sollte dies Raft jetzt schon vierzig Miles lang sein, und wenn er da auch mag übertrieben haben, füllte es doch eine lange Strecke den Strom. Dadurch unterbrach es aber natürlich die ganze Schiffahrt des breiten und tiefen, dem Handel mit dem Binnenland wunderbar günstigen Flusses, und die unternehmenden Amerikaner gingen an's Werk, dies Raft zu d u r c h s c h n e i d e n. Mit Dampfern und Sägen und Aexten wurde begonnen

und geschnitten, gehauen und gerissen, und im Lauf der Jahre wirklich ein breiter Canal hindurchgearbeitet, der sich aber später wieder, wenn auch nicht so arg, verstopfte. Der war nun in letzter Zeit wieder geöffnet worden, und wie mir der Mann sagte, erwarteten sie in nächster Zeit ein Dampfboot hindurch, das ihnen Provisionen bringen sollte, wenn es eben nicht unterwegs verunglückt wäre. Provisionen brauchten sie überhaupt nothwendig, da das Faß Mehl (etwa 180 Pfund) jetzt in den Staaten 3 Dollar galt, während sie es hier mit 22 Dollar bezahlen mußten.

Das klang nun allerdings sehr gefährlich, war aber nicht so arg, denn die 22 Dollar wurden in Arkansas-Banknoten bezahlt, und die standen damals mit 40% Disconto. Immerhin betrug es aber noch 13 Dollar 20 Cent auf das Faß.

Uebrigens versicherte er mir, daß ich kaum wagen könne, mit dem eben nicht besonders hoch aus dem Wasser gehenden Canoe die Fahrt durch den gehauenen Kanal zu wagen, da die Strömung mit furchtbarer Gewalt hindurch schösse, und der kleinste Zweig, auf den ich etwa träfe, das schwanke Fahrzeug umwerfen würde. Es sollte im vorigen Monat ein Bootsmann, der es auf dieselbe Art versuchen wollte,

ebenfalls verunglückt sein. Außerdem gab es einen Weg, das Raft zu umgehen. Der Fluß hatte sich nemlich selber, wie schon vorerwähnt, durch eine Baio Bahn in einen See gemacht, der unter dem Raft wieder, gleich innerhalb dem Städtchen Shrevesport in den Red-River einmündete. Wenn ich dort einliefe und den Weg fände, könnte ich die höchst gefährliche Stelle umgehen.

Das war so weit ganz gut „wenn ich den Weg fand", aber wenn nicht, konnte ich einen Monat in all' den kleinen Buchten und Baios herumfahren, die in solche See'n gewöhnlich münden, und bald hier bald da mit übergestürzten Bäumen verstopft sind. Ich zerbrach mir jedoch nicht lange den Kopf damit, sondern beschloß meine künftige Bahn eben dem Zufall und einem weiteren Bericht über das Raft zu überlassen, den ich mir, wie der alte Mann sagte, an einem, dicht über demselben liegenden Hause, wo überdies die Baio in Soda-Lake abging, holen konnte.

Am nächsten Morgen war ich wieder früh unterwegs, und nach herzlichem Abschied von meinem Wirth, der das mir gestattete Nachtlager unter keiner Bedingung bezahlt nehmen wollte, ging es auf's Neue die alte Bahn stromab.

Der Fluß war die Nacht wieder einige Zoll gestiegen, und eine Masse Treibholz füllte die eigentliche Strömung an manchen Stellen so an, daß ich daneben hinfahren und es manchmal sogar kreuzen mußte, um nicht zu tief an die Uferbank gedrängt und vielleicht unter einen Baum geworfen zu werden. Mehremale entging ich dabei nur mit genauer Noth dem Umschlagen, und sah immer mehr ein, daß eine Fahrt bei dem jetzigen Wasserstande durch einen so engen Canal, wo sich die niedertreibenden Stämme überall anstießen, höchst gefährlich, ja vielleicht unmöglich werden würde.

Dieselbe Bestätigung wurde mir in dem letzten Hause. Der Mann dort benachrichtigte mich aber zu gleicher Zeit, daß ein Flatboot, das einige Tage an seinem Hause gelegen hätte, und Baumwolle stromab führte, erst an diesem selben Morgen dort eingelaufen sei, und wenn ich ein wenig zuruderte, müßte ich es noch einholen, ehe es aus dem Hauptkanal in einen andern einlaufen könne.

Dem Rath folgte ich, kaufte mir hier einige Provisionen, um nicht genöthigt zu sein mich unterwegs mit der Jagd aufzuhalten, und lenkte dann getrost in das rechtsabführende schmale Fahrwasser ein, das mich bald, dicht unter überhängende Weiden und Sy-

camoren hin, in eine ganz andere Scenerie einführte. Die Strömung war hier weit schwächer, das Ufer auch nicht so schroff und abgerissen, und das graue hängende Moos, der sogenannte „spanische Bart," begann sich schon zu zeigen. Mir war es damals noch neu, und die Bäume bekamen dadurch, wie mir schien, ein wunderbar ehrwürdiges, stattliches Aussehen.

Ich hielt mich übrigens nicht lange mit Naturbetrachtungen auf, denn jetzt lag mir vor allen Dingen daran, das Flatboot in Sicht zu bekommen. Das geschah jedoch früher, als ich es selbst erwartet hatte, und zwar hörte ich es eher, als ich es sah, da die Leute an Bord mit den langen eingelegten Rudern, sogenannten „Finnen" arbeiteten, das schwerfällige Boot in der Strömung zu halten, und die hie und da überhängenden Bäume zu vermeiden.

Ich hatte im Anfang die Absicht gehabt, nebenher zu fahren, bis wir die See'n durchschifft hätten; die Leute aber, die kaum hörten daß ich mit ihnen einen Weg ging, luden mich freundlich ein zu ihnen an Bord zu kommen, und mein Canoe neben das ihre hinten anzuhängen. Das that ich.

Es war ein „Capitän", wie sich der Eigenthümer nennen ließ, und ein „Volk" von vier Mann an Bord des Flatbootes, und der Leser kennt gewiß schon diese

Art Fahrzeuge aus früheren Beschreibungen. Nur kurz will ich hier noch einmal erwähnen, daß es große, länglich viereckige, unbehülfliche Kasten sind, nur berechnet mit der Strömung den Fluß hinab zu gehen, während sie nur äußerst schwer durch ihre weit ausgreifenden Finnen, gegen welche die Leute an Bord mit den Schultern pressen, regiert und vorwärts getrieben werden können. Ein ähnliches Steuer, wie die Finnen sind, ist hinten angebracht.

Wie ich bald merkte, war den Leuten meine Ankunft ganz erwünscht, da sie dadurch eine Hand oder vielmehr eine Schulter mehr an Bord hatten, ihnen durch das fast stille Wasser der Seen rudern zu helfen, und da sie mich zu ihren Mahlzeiten einluden, und mich ganz wie zu ihnen gehörig betrachteten, dachte ich natürlich auch gar nicht daran, ihnen meine Arbeit zu weigern.

Hier hatte ich jetzt Zeit den Wald näher in Augenschein zu nehmen, denn die Baio, der wir folgten, war an manchen Stellen kaum zwanzig Schritt breit. Er bestand meist aus Cypressen, Sycamoren und Weiden dicht am Ufer, und Baumwollenholzbäumen. Hie und da stand ein Pecannußbaum dazwischen, und an manchen Stellen wuchsen dichte Gruppen von Sumpfeichen. Ueberhaupt schien das Land hier vollkommen

flach, ja zum größten Theil Sumpf zu sein, wenn es nicht wie jetzt der hohe Wasserstand überschwemmt hatte. Unterholz wuchs, Sassafrasbüsche und grüne Dornen ausgenommen, nur wenig.

Die Leute selber waren zusammengewürfeltes Volk, wie man sie in keinem Lande der Welt in so toller Mischung findet, als gerade in dem westlichen Theil der Vereinigten Staaten. Der „Capitän" schien mir der Aufseher einer Plantage, vielleicht ein Unteraufseher oder sogenannter „Negertreiber" zu sein. Einer der Leute an Bord war ein Jäger und Fallensteller aus den Felsengebirgen, der das wilde Leben dort oben satt und wahrscheinlich eine Hand voll Dollar für gelöste Felle bei sich hatte, die er in der Wildniß nicht so gut und rasch los werden konnte. Er war zum Red-River gekommen, diesen ebenfalls wie ich in einem Canoe hinab zu gehen, als er das Boot traf, auf das er sich verdingte und solcher Art nicht allein Passage fand, sondern noch Geld dazu verdiente. Zwei Andere hatten mit an dem Raft gearbeitet und nachher Vieh auf eine Plantage getrieben, von wo aus sie der Aufseher in Dienst nahm, und der Vierte, der ein böses finsteres Gesicht und sehr wahrscheinlich schon weit mehr erfahren hatte; als er gern eingestehen mochte, behauptete er sei ein

Farmerssohn aus Louisiana und mit einer Heerde Maulthiere hier herauf gekommen. Dieser hielt sich auch ziemlich abgesondert von den Anderen und blieb mürrisch und in sich gekehrt. Das einzige was ich ihn die Tage lang, die ich an Bord verbrachte, reden hörte, waren auch wirklich nur die entsetzlichsten Gotteslästerungen, mit denen er, bei dem geringsten Hinderniß in der Fahrt, rasch bei der Hand schien. Daß er das Boot selber verdammte und auf den Grund des Flusses wünschte, geschah des Tages wohl fünfzigmal.

Noch denselben Abend liefen wir in Soda-Lake ein, und ich hatte mir allerdings eine andere Idee von diesem sogenannten See gemacht. Es war in der That eine weite, vielleicht vier, fünf oder mehr Miles breite Wasserfläche, aber sonderbarer Weise bewaldet. Durch den ganzen See standen nämlich einzeln zerstreut, und nur hie und da in Gruppen zusammen, hohe, stattliche Cypressen, viele davon abgestorben, manche aber noch lebendig, und wie eine breite Fahrstraße zog sich ein offener Kanal hindurch. Wahrscheinlich lag bei niederem Wasserstand der größte Theil dieses See's trocken, und die offenen Stellen bezeichneten nur die Stellen, wo fortwährend Wasser stand.

Die Nacht banden wir das Flatboot an einem der Bäume fest, da sich im Dunklen zwischen diesem Holz nicht fahren ließ. Nicht weit von uns hatte ein Adlerpaar — der weißköpfige Adler, den die Vereinigten Staaten zu ihrem Sinnbild genommen — sein Nest, ein riesiges Gebäu von dürren Zweigen, das oben im Wipfel einer Cypresse lag. Die Brütezeit hatte allerdings noch nicht begonnen, aber wir sahen die stattlichen Vögel doch in der Nähe, und sie bäumten, wenig Notiz von uns nehmend, etwa tausend Schritt entfernt, auf einer andern Cypresse für die Nacht auf. Der Jäger von den Felsengebirgen nahm, als es anfing dunkel zu werden, seine Büchse und ein Canoe und suchte sich in Schußnähe anzurudern, die schlauen Thiere waren aber nicht so leicht zu überlisten, und flogen mit schwerem, langsamem Flügelschlag davon, um einen sichereren Platz für ihre Nachtruhe zu finden.

Am nächsten Morgen nahmen wir mit der ersten Dämmerung unsern Weg wieder auf. Noch nie war mir dabei der eigenthümliche Wuchs der Cypressen so aufgefallen, wie gerade hier, wo sie so einzeln im Wasser standen. Der schlanke, prächtige Stamm derselben beginnt eigentlich erst acht bis zehn Fuß, oft noch höher, vom Boden, in dem sie wurzeln und ein

Stamm, der in dieser Höhe zwei oder auch nur einen Fuß im Durchmesser hat, mißt dicht über der Erde vielleicht zwölf, also im Umfang 36 Fuß und bildet solcher Art eine ganz ordentliche, spitz auflaufende Holzpyramide, aus deren oberster Spitze der Stamm schlank und gerade wie ein Rohr emporsteigt und achtzig ja hundert, und oft mehr Fuß vom Boden die ersten Zweige gerade ausreckt. An einigen seichten Stellen im See, die wir von da, wo wir fuhren, erkennen konnten, und wo das Wasser vielleicht eben nur den Boden deckte, sah das besonders merkwürdig aus, denn es schien fast, als ob der Baum mit seiner breiten Wurzelunterlage auf dem Wasser schwämme und jeden Augenblick, von dem geringsten Luftzug getroffen, umschlagen könne. Dabei machen die übrigen Wurzeln desselben, anstatt wie die anderer anständigen Bäume ruhig unter der Erde fortzulaufen und sich damit zu begnügen, ihrem Stamm zur Stütze zu dienen, allerlei wunderliche Seitencapriolen und steigen fast wie kleine Fontainen gerade aus der Erde empor, um oben, wie fallendes Wasser, wieder scharf umzubiegen und gerade da wieder einzuwachsen, wo sie ausgekommen sind. Dadurch bilden sie über der Erde ein sogenanntes Knie, und haben auch Aehnlichkeit damit, indem sie oben an der Spitze die röth-

liche, rund überspannte Rinde fast wie ein Menschenknie zeigen. An manchen Stellen, besonders in den Sümpfen drin, stehen diese „Cypress knees“, wie sie genannt werden, zu hunderten von drei bis zwölf und achtzehn Zoll aus dem Boden heraus, und machen das Fortkommen zwischen ihnen, besonders in der Dunkelheit, unendlich schwierig. Manchmal schießen sie aber auch bis zu acht und zehn Fuß empor, mit zwölf und achtzehn Zoll unten im Durchmesser.

Unser „Capitän“ war schon früher ein paarmal durch diese „Seen“ gefahren und kannte, wie er behauptete, das Wasser genau. Das Adlernest war eines seiner Merkmale, ein Dampfboot-Wrack, das am Einlauf in den Clear-Lake lag, ein anderes. Es scheint, daß in früherer Zeit einzelne kleine Dampfboote versucht hatten, das Rast durch diese Seen zu umgehen, und mit dem obern Theil des Stromes in Verbindung zu treten; gerade die vorerwähnten Cypressenkniee, wie andere verborgene Wurzeln und umgefallene Stämme, sind aber einer solchen Fahrt sehr gefährlich, und wie uns unser Führer versicherte, sei es auch mit einem Flatboot nur bei sehr hohem Wasserstand gerathen, hier durchzugehen.

In den Clear-Lake (Klar-Wasser-See) liefen wir

ein, als ob wir mitten in's Holz hineinführen. Die Zweige der überhängenden Weiden schlugen uns von beiden Seiten auf's Boot, und wir konnten die Finnen gar nicht gebrauchen. Doch ging eine schwache Strömung hier, die uns, wenn auch langsam, doch forthalf. Den Namen „Klar-Wasser-See" verdankte dieser, ebenfalls durchaus mit Cypressen durchwachsene Wasserspiegel übrigens jedenfalls einem niederen Stand oder einer anderen Zeit, als das Raft noch nicht den schmutzig rothen Red-River hier hindurch führte, denn die Fluth war, wenn auch nicht so roth wie im Strom, doch ebenfalls schmutzig und undurchsichtig.

Ueber Mittag, als wir uns mitten im Clear-Lake befanden, und ich eben meine Beobachtung über verschiedene Alligatorenköpfe machte, die rings um uns her aus dem Wasser schauten und genau wie schwimmende Stücke schwarzgebrannten Holzes aussahen, warf der Eine der Leute plötzlich ganz ruhig und unbekümmert seine Kleider ab, und machte Anstalt sich zu baden. Ich glaubte erst, er hätte die Alligatoren nicht gesehen, und sprang rasch auf ihn zu, ihn zu verhindern; aber er lachte und meinte, das wären ganz gute und vernünftige Burschen, die keinem

weißen Mann etwas zu Leide thäten — er sei oft zwischen ihnen umhergeschwommen.

Ich muß gestehen, mir war gar nicht wohl zu Muthe als ich den Mann wirklich ganz unbekümmert in's Wasser springen sah — es war der Jäger aus den Felsengebirgen, und sonst ein prächtiger Bursche. Mit Zagen beobachtete ich auch die, wie ich glaubte, gefährlichen Thiere in seiner Nachbarschaft, und fürchtete jeden Augenblick, sie würden auf ihn zuschwimmen und ihn angreifen. Er mochte das merken, denn er drehte jetzt plötzlich die Sache um, und schwamm selber auf den ihm nächsten Alligator zu. Die Uebrigen riefen ihn an davon abzulassen, aber er kehrte sich nicht daran, und der Alligator selber schien etwas erstaunt über das kühne Menschenkind, denn wir konnten deutlich erkennen, wie sich der scharfe, zugespitzte Kopf ihm zudrehte. James, wie der junge Mann hieß, kannte aber seine Leute, und als er noch etwa fünf oder sechs Schritte von ihm entfernt war, verschwand der Kopf plötzlich unter Wasser, und der Alligator zog es vor, dem Begegnen friedlich aus dem Wege zu gehen. Noch mit drei oder vier andern versuchte er es ebenfalls, die sämmtlich untertauchten, und nach einiger Zeit weiter entfernt wieder zum Vorschein kamen. Der Klügste giebt nach.

Dadurch wurde ich aber auch kühn gemacht; das Wasser sah überhaupt verlockend genug aus, und wenn auch die Uebrigen unseren Beispielen nicht folgen mochten, schwamm ich doch bald an James' Seite, und hatte dadurch seine volle Hochachtung gewonnen.

Einige Schwierigkeit hatte es für uns an dem Nachmittag, trotz unseres Capitäns ausgesprochener Kenntniß des Fahrwassers, die richtige Baio zu finden, die uns wieder in den Red-River führen sollte, und wir sahen uns genöthigt das Flatboot festzubinden, und mit beiden Canoes nach verschiedenen Richtungen hin zu recognosciren. Endlich fanden wir den richtigen Platz, den unser Führer an einem alten indianischen Lager erkannte. Ein Stamm des Chaktows hatte dort, wie er uns erzählte, vor einigen Jahren einmal eine Zeit lang gelagert, gefischt und gejagt, und hie und da standen noch einige halb verbrannte und rauchgeschwärzte Zeltstangen.

Das Land wurde da bedeutend höher, und hie und da konnten wir schon kleine offene Prairien (natürliche Wiesen) durch die lichter werdenden Bäume erkennen. Auch Zeichen von Cultur wurden sichtbar: Fenzen und urbar gemachtes Land, und gegen Abend erreichten wir eine große und, wie es schien, ziemlich bedeu-

tende Baumwollenplantage, mit einem bequemen Wohnhaus für den Eigenthümer, einer Zahl von regelmäßig gebauten Negerhütten für die Sclaven, und einer sogenannten Baumwollen-Gin oder Mühle, den Samen aus den wolligen Hülsen zu befreien und die Baumwolle zu reinigen. Dicht daneben war ein Berg von vielleicht zwanzig oder fünf und zwanzig Fuß Höhe von reinem Baumwollensamen aufgeschüttet, der hier, wo er lag, verfaulen mußte, und nicht einmal zum Dünger verwendet wurde. Und doch läßt sich aus diesen Kernen ein vortreffliches, sehr reines Oel gewinnen, das sich besonders gut zu Malerfarben soll verwenden lassen. Mit einer hydraulischen Presse könnte dort viel Geld gewonnen werden, denn wo besonders viel Baumwollenplantagen in der Nähe sind, ist der Samen um nichts, oder doch nur um geringen Preis zu bekommen.

Mir that es wohl wieder einmal offenes, sonniges Land betreten zu können, und der Anblick der reizenden Prairien machte mir besondere Freude. Sie waren im Winter, als das gelbe hohe Gras noch darauf stand, abgebrannt worden, und jetzt trieb der Frühling das wundervollste saftige Gras und kleine allerliebste Blumen daraus hervor. Die letzteren zeigten aber kaum erst die frühen Knospen und die ganze Decke

war noch einziges prachtvolles Grün. Berge waren aber auch hier nirgends zu sehen.

Der Plantagenbesitzer gehörte zu den reichsten Leuten dieses Districtes und hatte einige hundert Sclaven, die er übrigens, wenn das Alles wahr ist, was uns der Capitän darüber erzählte, entsetzlich streng und selbst grausam behandelte. Ein paar „Thatsachen" — wie uns dieser zuschwor — berichtete er dabei, und mir schauderte die Haut, wenn ich es möglich glaubte, daß Menschen solcher Bosheit fähig wären. Was er gethan haben sollte, ist aber wirklich so schrecklich, daß ich es hier nicht einmal wieder erzählen mag.

Den südlichen Sclavenbesitzern ist leider eine viel zu große Gewalt über ihre Sclaven, die doch nun einmal Menschen sind, eingeräumt und selbst von den Gesetzen des Landes zugestanden ist. Das Gesetz schützt die Sclaven allerdings gegen zu große Willkür oder Grausamkeit; solche muß aber vor dem Gesetz bewiesen werden können, und wie soll das geschehen? Ein Schwarzer kann, diesem Gesetze nach, nicht gegen einen Weißen zeugen, und ein Weißer ist nur in sehr seltenen Fällen Zeuge, und tritt selbst dann nicht, wenn er nicht unabhängig zwischen diesen Leuten lebt, oder vielleicht ein Fremder ist, gegen sie vor Ge=

richt auf. So geschieht es denn, daß die meisten solcher verübter Grausamkeiten selbst den Richtern vollkommen gut bekannt sind, niemand aber dagegen einschreitet, weil eben der Kläger fehlt oder nicht gestellt werden kann.

Ich kenne nur einen Fall in Louisiana, wo ein Weißer wirklich vor Gericht gezogen und verurtheilt wurde, im Gefängniß seine That zu büßen, und dieser hatte sich solche ausgesuchte scheußliche Grausamkeiten gegen verschiedene seiner Neger zu Schulden kommen lassen und es wurde so viel, selbst von den benachbarten Pflanzern davon gesprochen, daß man es nicht gut mehr ruhig hingehen lassen konnte. Derselbe Bursche, ich habe leider seinen Namen jetzt vergessen, hatte auch schon mehre Weiße im Streit erschossen, und zwar, wie man sich dort ganz unverholen erzählte, aus der Tasche heraus. Er trug nemlich fortwährend ein geladenes Terzerol in der rechten Hosentasche, und hatte, während er mit jemand Streit bekam, anscheinend ganz ruhig die Hände in den Taschen, wo er sein Terzerol heimlich spannte und ungefähr richtete, und in beiden Fällen sein Opfer durch den Leib schoß. Auch hierin war er den Gesetzen, Gott weiß wie, entgangen, und als ich ihn sah, lief er wieder frei unter Gottes Sonne umher, auf neue Unthaten sinnend.

Es war gegen Abend, als wir endlich wieder in stärkere Strömung kamen und damit den in den Red-River einmündenden Hauptkanal erreichten, in den auch die anderen Baios sämmtlich einmündeten. Das Ufer lag hier etwa fünf Fuß über den jetzigen Wasserstand, aber nicht wenig erstaunte ich, als ich das linke Ufer der Baio, gerade an der Spitze, die sie mit dieser und dem Red-River bildete, beschneit fand. So wenigstens sah es ganz genau aus. Als wir aber näher kamen, erkannte ich, daß es Baumwolle sei, die hier den Boden, fast im Umfang eines Ackers so dicht wie Schnee bedeckte. Unser „Capitän" erzählte uns, daß vor einigen Jahren ein mit Baumwolle geladenes Flatboot an der Spitze dort verunglückt sei — der Fluß hatte damals sechs Fuß höher gestanden, und die Baumwolle war, beim Fallen des Wassers, über den Boden gewaschen worden und nun nicht mehr zu gebrauchen.

Dicht unter der Mündung lag Shrevesport, ein kleines unansehnliches Städtchen, lauter Front mit hell angemalten, großen viereckigen Vorderseiten der Häuser, hinter denen ein kleines winziges Ding von einer Bretterbude versteckt lag. Riesige Buchstaben kündeten dabei die verschiedensten Waaren und Producte in den sogenannten Kaufläden an, und kam

man hinein, so war fast nichts darin zu bekommen, als spirituöse Getränke und ein Spiel Karten — Abends wohl auch ein Messerstich oder eine Pistolenkugel. Jetzt mag sich der Ort geändert haben, damals stand er jedoch seiner Spieler- und Räuberbanden wegen in dem schlimmsten Ruf, den sich ein junges neues Städtchen nur wünschen kann.

Wir landeten hier, und ich selber beschloß mir einige Provisionen zu kaufen, von hier aus, wo ich von dem hinter mir liegenden Raft nichts mehr zu fürchten hatte, meine Fahrt wieder rasch und ungestört in meinem Canoe fortzusetzen. Unsere Flatbootleute waren ebenfalls an Land gegangen, da der „Capitän“ Geschäfte am Ufer hatte und gleichfalls erst morgen Früh von da wieder aufbrechen wollte. Des vielen Treibholzes wegen konnte er überdies nicht gut in der Nacht fahren, und ich ließ mich verleiten, mit ihnen eine der verschiedenen „Groceries“ zu besuchen, in denen schon, als wir das Haus betraten, in einer der Hinterstuben stark gespielt wurde.

Ich selber bin kein besonderer Freund von starken Getränken; nach so langer Zeit, in der ich nichts Aehnliches hatte bekommen *können*, und nach dem vielen Schlammwasser, das ich hatte trinken *müssen*, that es mir aber, wie ich glaubte, wohl, einmal wieder

etwas Pikantes zu kosten und „einen anderen Geschmack in den Mund zu bekommen." Der Cognac, den sie indessen feil hielten, war so nichtswürdiger Art, von Spiritus und Schwefelsäure zusammengesetzt, daß er mir fast die Kehle verbrannte. Ich begnügte mich von da an mit der Beobachtung meiner Umgebung, ohne selber Theil an den weiteren Genüssen dieses Orts zu nehmen, und betrat vor allen Dingen das Spielzimmer, ein hölzerner Verschlag, absichtlich vielleicht nur durch eine trübe Oellampe erleuchtet, in dem etwa zwanzig oder fünf und zwanzig Menschen um einen runden Tisch gedrängt saßen und standen. Auch der finstere „Farmers-Sohn" vom Flatboot hatte seinen Platz schon eingenommen und schien dort auch weit mehr zu Hause, als bei irgend einer Arbeit, welcher auch immer.

Das Spiel, das gespielt wurde, war das sogenannte Poker — wenn ich nicht irre, das einzige in den Vereinigten Staaten gestattete, oder noch nicht ausdrücklich verbotene Hazardspiel. Es hat Aehnlichkeit mit unserem deutschen Sequens, und besteht in einem Ueberbieten und Wetten. Wer z. B. drei Buben hat, wettet darauf, und setzt einen Satz, der Andere, mag er nun haben was er will, darf höher bieten, d. h. setzt mehr Geld hinzu. Glaubt der nun

mit den drei Buben, daß seine Karten besser sind, und der Gegner nicht etwa drei Könige hat, so setzt er wieder höher, bis Einer von ihnen es aufgiebt, dann zieht der Andere den Satz ein, und wenn er nicht einmal eine Folge in der Hand hätte, ja er braucht seine Karten nicht einmal zu zeigen. Nur wenn sie fortsetzen, bis sie sich vereinigen, werden die Karten aufgelegt und wer die besten hat, gewinnt. — Das wäre nun soweit ein ganz ehrliches Spiel, wenn es eben ehrlich gespielt würde. In den Vereinigten Staaten aber — und ich weiß nicht in wie weit sich das auch auf andere Länder, in denen Hazardspiele ohne die geeigneten Vorkehrungen getrieben werden, ausdehnen läßt — sind fast alle diese Spiele auf reinen Betrug berechnet, und nicht der Glücklichste, sondern der Geschickteste, wie sie sich ausdrücken, gewinnt. Es bestehen in der Union wirkliche Fabriken, die sich fast ausschließlich mit der Anfertigung von falschen Karten beschäftigen, Karten nemlich, die auf der Rückseite in dem angeblich unordentlich durcheinander geworfenen Muster der Sterne, Wasserlinien oder Pucte, feste, den Spielern wohlbekannte Gesetze befolgen, und also die Karte auf der Rückseite für den Eingeweihten eben so kenntlich machen, wie auf der eigentlichen Fläche. Außerdem werden noch

alle mögliche Kunstgriffe und nicht selten so plump angewendet, daß ich, als ganz unintereſſirter Zuschauer zu meinem Erstaunen merkwürdige Entdeckungen machte. Mein „Farmers-Sohn" nemlich, dessen Name Bob (Robert) war, behielt, wie mir bald nicht länger entgehen konnte, da ich ihn besonders scharf im Auge hatte, regelmäßig ein oder zwei Karten auf seinem Schoß, und damit natürlich mehr Aussicht, ein „Volles" zu bekommen, wie mit den gewöhnlichen fünf ihm zugetheilten. Außerdem schien er noch ein ganz einträgliches Geschäft mit seinem Nachbar zu treiben, da sich die Beiden gegenseitig, was sie brauchten, zusteckten. Einmal, als er wieder etwas Aehnliches ausgeführt, und sich doch vielleicht nicht ganz sicher glaubte, drehte er den Kopf halb zur Seite und begegnete dabei meinem fest auf ihm haftenden Blick. Er schien jedoch dadurch nicht im Geringsten außer Fassung zu kommen, sondern blinzte mir nur mit dem linken Auge zu und — betrog weiter.

Ich hatte jetzt genug gesehn, und kehrte, da ich nicht in der Stadt schlafen mochte, auf das Flatboot zurück, auf dem sich noch meine Sachen befanden. Hier kam ich dem Einen der Leute, der als Wache hatte darauf bleiben müssen, gerade recht, denn trotzdem, daß ihm die Aufsicht des Bootes — an solch

einem Ort wirklich kein müßiges Geschäft — anvertraut worden, bat er mich seine Stelle zu übernehmen, da er selber gern ein wenig an Land gehen und sein „Glück" da oben versuchen wolle. Ich sagte ihm allerdings was ich davon gesehen, und warnte ihn wohlmeinend, aber er lachte und meinte, „so klug wie die Anderen wäre er auch."

Ich machte mir mein Lager, mit meiner geladenen Flinte neben mir, auf dem Verdeck, und glaubte mich nicht ohne Grund hier weit mehr gefährdet, als mitten im Walde drin, oder zwischen den Alligatoren. Ueberfälle waren sogar in der letzten Zeit ziemlich häufig vorgekommen, und Diebstahl und Einbruch gehörten in Shrevesport zu den alltäglichen Tagesneuigkeiten. Nichts destoweniger blieb das Boot unbelästigt. Mitten in der Nacht hörte ich einmal einen Schuß und wüstes Geschrei und Fluchen vom Lande her, dann war Alles wieder still, und um zwei Uhr etwa kam der Bootswächter zurück. Er schien übrigens sehr kleinlaut und gestand mir endlich, daß sie ihn vollständig gerupft hätten. Sein ganzes Vermögen bestand freilich nur in acht Dollars Arcansas Geld.

Ich frug ihn nach dem Schuß.

„Ah — Unsinn!" brummte er, „sie erwischten

den Einen beim Betrügen und so ein lumpiger Yankee wollte Scandal anfangen; sie haben ihn aber ein bischen durch die Schulter geschossen, und nachher war er zufrieden."

Mit Tagesanbruch, wo die übrigen Leute des Flatbootes noch nicht zurückgekehrt waren, schiffte ich mich wieder in meinem Canoe ein, band es los und steuerte, Shrevesport mit all seinen Verbrechen den Rücken kehrend, stromab.

Der Red-River zeigte hier einen ganz andern Charakter als oben, überhalb dem Raft, denn wenn auch noch Wald in ungeheueren, unbebauten, ja unberührten Strecken an seinem Ufer lag, wurden die Farmen und Pflanzungen doch hier schon weit häufiger. Höchstens brauchte ich immer nur ein paar Meilen zu fahren, um wieder den blauen Rauch einer Hütte zwischen den dunklen Bäumen und den weißen Sykomoren herausschimmern zu sehen.

Je weiter ich nach unten kam, desto belebter wurde der Strom, und gegen Abend passirte ich sogar wieder ein kleines Städtchen, fühlte aber nicht das geringste Bedürfniß, dort zu landen. Es wurde jetzt dunkel, und ich fing an mich nach einem Lagerplatz für die Nacht umzusehen. Um so weit als möglich dabei von der Stadt entfernt zu sein, beschloß ich nach dem

andern Ufer zu halten und näherte mich eben dem schon düster werdenden Walde, als ich etwas vor mir im Wasser treiben sah, das kein Holz schien. Da ich nicht viel aus meiner Richtung zu fahren brauchte, daran vorbei zu kommen, ruderte ich darauf zu. Es war hell und schwamm mit der Oberfläche des Wassers gleich. Ich stieß mit dem Ruder darauf und es fühlte sich weich an, tauchte auch dadurch etwas unter, und wie es wieder nach oben kam und durch das Aufsteigen ein wenig über die Oberfläche stieg, erkannte ich — mir wurde ganz unheimlich dabei zu Muthe — einen menschlichen Leichnam, der hier, mit dem Rücken nach oben, Kopf, Arme und Beine nach unten hängend, langsam und schwerfällig vorbeitrieb. Jetzt bemerkte ich auch eine breite häßliche Wunde im Rücken der Leiche. Welche dunkle That war hier geschehen? — vielleicht eine abgeschüttelte faule Frucht des erst verlassenen Shreveport. — Mir war aber dadurch die Lust zum Landen vergangen, und da der Mond heute zum erstenmal sein freundliches Licht voll auf den Strom goß, beschloß ich, wenn auch nicht die Nacht durch, doch wenigstens so lange zu fahren, als ich eben das Ruder regieren konnte, der neben mir treibenden Leiche nicht wieder zu begegnen.

An Nachitotches kam ich am nächsten Tag vorbei.

Hier sah ich zum erstenmal wieder steinerne und ansehnliche Gebäude, die Bank z. B. wie mehre andere. Hier auch lagen mehre Dampfboote, unter ihnen der Blackhawk, der seine erste Tour durch das Raft machen sollte. Er hatte Mehl, Salz und andere Producte für die Farmer geladen, und war bestimmt, Baumwolle dafür zurück zu bringen.

Am dritten Tag von hier aus erreichte ich endlich die Mündung des Red-River in den Mississippi — ein wilder, bösartig aussehender Platz, denn die rothe Fluth quoll hier in furchtbarer Gewalt über das niedere Land der mit Weiden und Baumwollenholzbäumen bewachsenen Landspitze, und schaukelte und warf die Wipfel der Büsche hin und her, als ob sie ärgerlich wäre, daß sie es wagten ihr Widerstand zu leisten. Der Red-River ist hier nicht so breit, aber wohl eben so tief wie der „Vater der Wasser“, der Mississippi, und scheint trotzdem in den gewaltigen Strom zu fließen, als ob er im Ocean verschwände, so wenig Einfluß übt er auf ihn aus. Nur das überhaupt schon gelblich schmuzige Wasser färbt er an der Stelle, wo er sich mit ihm vermischt, etwas röther.

Da hatte ich endlich mein nächstes Ziel erreicht, und es war doch ein eigenes, fast beängstigendes Gefühl, mit dem ich mich in meinem kleinen, schwanken

Kahn auf die ungeheuere Wassermasse hinauswagte. Das aber verlor sich bald. Der große Strom war auch viel ruhiger als der mehr zusammengedrängte Red-River, wenn er auch eben so rasch floß, und frohen Muthes trieb ich mit dem Ruder den leichten Kahn rasch vorwärts.

Hier aber war anderes Leben als im Red-River, und ich erkannte bald die große Pulsader des mächtigen Reiches. Wohin das Auge schaute, konnte ich mit der Strömung niedergehende, schwerbeladene Flatboote erkennen, und alle Stunden fast begegnete ich einem Dampfboot, oder wurde von einem überholt. Oft traf ich drei und vier zusammen an. Diesen aber mußte ich mich so viel als möglich fern halten, und wo das nicht ging, später sogar einige Male an's Ufer flüchten, um nicht von den hochgehenden Wellen, die sie aufwühlten, versenkt zu werden.

Bei unseren europäischen Dampfschiffen ist es eingeführt — ich glaube sogar durch ein Gesetz — daß die Ruderplanken ihrer Räder nicht zu weit von einander stehen dürfen, weil sie sonst das Wasser zu sehr beunruhigen und den Ufern durch das ewige Wellenanwerfen schaden. In Amerika bekümmern sich Gesetze und Boote dagegen verwünscht wenig um die Ufer, und wenn ganze Aecker davon abgerissen

würden. Nur rasch von der Stelle kommen wollen sie, und diese riesigen Boote, die oft im Stande sind drei und viertausend Ballen Baumwolle aufzuladen, müssen auch in der That tüchtig eingreifen können, die gewaltige Strömung des Mississippi zu stemmen. Die Wellen schleudern sie dabei nicht selten acht und zehn Fuß am Ufer empor, und selbst draußen im Strom, wo sie allerdings lange nicht so hoch gehen, haben sie doch noch Höhe und Wucht genug, einem Canoe gefährlich zu werden.

Eine Strecke lang fuhr ich jetzt noch, hie und da einzelne Plantagen ausgenommen, zwischen den waldigen Ufern hin, mehr und mehr aber wurde der Wald von urbargemachtem Boden zurückgedrängt, und bald lief ich an dem wundervollen Pointe Coupée, wo das ganze Land fast einem Garten ähnlich sieht, vorbei.

Es ist aber hier nicht mein Plan, den oft beschriebenen Mississippi noch einmal zu schildern, es gilt hier nur meine Fahrt, und die setzte ich bis zum nächsten Morgen ruhig fort. Gegen neun Uhr Früh umwölkte sich da der Himmel, und es fing an zu regnen, was ich weiter nicht beachtete, sondern nur die wollene Decke über mein Gewehr und anderes Gepäck legte. Ich befand mich dabei etwa in der Mitte des Stromes,

als plötzlich ein Sturm losbrach, der mir im ersten Ansatz die Mütze vom Kopfe riß, und dermaßen über das Wasser heulte, daß ich mich, wie ich die weggeflogene Mütze mir erst wieder geholt, flach in das Boot legte, den ersten Grimm des Orkans austoben zu lassen. Unglücklicher Weise kam derselbe stromauf, stemmte das Wasser, und fing nicht allein an die Wellen aufzurütteln, sondern verhinderte mein Fahrzeug auch nur den geringsten Fortgang zu machen. Der Sturm ließ nicht nach; schon spritzten mir hie und da die Spitzen der stärksten Wellen in das Canoe, und ich mußte jetzt ernstlich Anstalt machen, das ziemlich ferne Ufer — denn das nächste war über eine halbe englische Meile entfernt — zu erreichen. Ich richtete mich deshalb wieder empor, griff mein Ruder auf und arbeitete jetzt aus Leibeskräften, indem ich den Wind ziemlich im Rücken behielt, schräg über dem Lande zu, und zwar mehr stromauf als ab. Zweimal mußte ich dabei anhalten und das eingenommene Wasser ausschöpfen, und einmal wäre ich fast mit dem Boote umgeschlagen. Ich zog deshalb vor allen Dingen die heute anbehaltenen Wasserstiefel wieder aus, in denen ich keinesfalls hätte schwimmen können, und machte mich wirklich auf das Aeußerste gefaßt, band auch mein Gewehr an das Conoe fest, um es im

schlimmsten Falle doch noch retten zu können. Es ging aber noch besser als ich erwartet hatte, und nach etwa einer Stunde schwerer und angestrengter Arbeit erreichte ich eine Stelle, wohin der Wind nicht so heftig dringen konnte, und das Wasser deshalb auch viel ruhiger war. Dort, wieder an einer längeren Strecke Waldland, lag ein kleines Holzfällerhaus, wie die am Ufer aufgeschichteten Klafter bewiesen, und ein stromab kommendes Dampfboot hatte eben beigelegt, seinen Holzbedarf einzunehmen. Ich fuhr auf das Haus zu und landete in der Absicht, besseres Wetter abzuwarten; der Wind wurde aber eher noch heftiger, und draußen im Strom wälzten sich jetzt schon die weißbeschäumten Wellen fast wie auf offenem Meere.

Wie ich so am Ufer stand, und dem mir von früher wohlbekannten Leben und Treiben zusah, wie die Arbeiter und Deckpassagiere des Bootes die vier Fuß langen Scheite an Bord schleppten, und das riesige Fahrzeug keuchend und schnarrend dabei lag, als ob es ungeduldig die Zeit der Abfahrt nicht erwarten könne, kam der Eigenthümer des Holzes, ein echter amerikanischer Backwoodsman, auf mich zu. Er schien guter Laune, denn er hatte, zu ziemlich hohem Preise und für „baar Geld", gerade 24 Klafter an

das Boot verkauft und hielt das Packet Banknoten in der linken Hand, während er in der rechten eine vom Capitän erhaltene Cigarre dann und wann zum Munde führte und ein paar Züge daraus that. Hinter ihm her kam sein Sohn, ebenfalls mit einer brennenden Cigarre, und ich mußte lachen, als ich den kleinen Burschen sah.

Es war ein Junge von höchstens drei oder vier Jahren, etwas bleich, wie alle Kinder in den Sümpfen, aber sonst voll und gesund, ja fast stämmig aussehend. Sein Anzug entsprach übrigens auch seinen Bedürfnissen, mit Jacke und Hosen von blauem Baumwollenzeug aus einem Ganzen. Dabei trug er, wie das gewöhnlich bei Kindern seines Alters der Fall ist, „das Vorhemdchen hinten heraus“, nichts desto weniger aber ganz stolz vorn die brennende Cigarre, an der er manchmal mit einem halb ängstlichen, halb entschlossenen Gesicht zog, und sie dann aus dem Munde nahm, das Feuer anzublasen. Er beschäftigte sich damit weit mehr als nöthig, jedenfalls weit mehr, als ihm gut war.

Sein Vater redete mich an; seine erste Frage war, woher ich käme und wohin ich wolle, seine zweite, ob ich das Canoe nicht verkaufen möchte. Den Amerika-

nern ist Alles feil in der Welt, ihre Familie vielleicht ausgenommen, und sie setzen demnach voraus, daß andere Menschen gegen einen verhältnißmäßigen Preis ebenfalls hergeben, was sie eben haben. Sein Antrag kam mir übrigens ganz unerwartet, und seine Bemerkung dabei, ich hätte ja jetzt die beste Gelegenheit mit dem Dampfboot nach New-Orleans zu kommen, zeigte mir die Sache in einem ganz neuen Licht. Daran hatte ich noch gar nicht gedacht. Der Sturm wurde auch eher heftiger, als daß er nachgelassen hätte, und in fünf Minuten war ich mit ihm handelseinig. Er brauchte gerade eine Canoe, wie er mir sagte, hätte Geld in Hülle und Fülle bekommen, und zahlte mir dasselbe dafür, was ich am Red-River gegeben hatte — fünf Dollar Arcansas-Geld.

Uebrigens blieb mir da auch nicht ein Augenblick Zeit länger zu zögern — die Leute waren gerade mit dem Holzeinwerfen fertig geworden, die Glocke wurde geläutet, und als ich kaum meine Stiefeln angezogen und mein Gewehr, Decke und Tasche an Bord getragen hatte, zogen die Matrosen oder Deckhands schon die Planken hinter mir ein. Das Boot arbeitete vorwärts, wendete dann langsam wieder um, den Bug stromab kehrend, und als ich noch einmal zurück sah, stand der Farmer am Ufer und winkte mit dem

Hut herüber, und sein kleiner Sprößling stand noch neben ihm und schmauchte seine Cigarre.

Das Boot ging, trotz dem heftigen Wind, der sich erst gegen zehn Uhr Abends legte, rasch stromab; am andern Tag hatten wir aber doch noch einen langen Aufenthalt an einer Zuckerplantage, wo eine Anzahl Zucker- und Sirup-Fässer und Baumwollenballen an Bord genommen wurden, so daß wir erst mit Dunkelwerden die Levee von New-Orleans erreichten.

Es war das erstemal, daß ich New-Orleans betrat, und die große gewaltige Stadt machte, nach dem langen einsamen Leben in der Wildniß einen merkwürdigen, fast beengenden Eindruck auf mich. Vor allen Dingen mußte ich aber meine Sachen unterbringen, und als ich ein paar an mir vorübergehende junge Leute deutsch miteinander reden hörte, bat ich sie, mir ein deutsches Gasthaus in der Nähe zu bezeichnen. Wir standen nicht weit von einer Laterne, und sie betrachteten mich etwas erstaunt. Zu meinem wilden Aussehen mochte ihnen wohl die deutsche Sprache nicht recht passen, auch waren sie wohl kaum schon einmal richtig in den Wald gekommen. Ihrem sehr eleganten Aeußeren nach mochten es junge Kaufleute sein. Nichts destoweniger beschrieben sie mir ziemlich freundlich den erfragten Platz.

Dort hatte ich indessen noch ein anderes Examen meines Aeußeren zu bestehen, denn der Ausschenker in der Wirthsstube vorn sah mich, als ich Nachtquartier verlangte, von oben bis unten -- und dann wieder von unten bis oben an und schien endlich die Verantwortung, einem solchen Passagier Herberge zu geben, nicht allein übernehmen zu wollen. Er rief den Wirth herbei, der mich ebenfalls ziemlich geringschätzig betrachtete. Erst als ich grob wurde, glättete sich sein Gesicht etwas, er hielt das Licht an meine Flinte, unter dem Vorwand zu sehen, ob sie geladen wäre, eigentlich aber nur um zu erfahren, ob sie, im Falle ich ihm durchbrenne, für Nachtlager und Kost bezahlen würde, und da es ein ganz vorzüglich gutes und sehr reich verziertes, wenn auch etwas mitgenommenes Gewehr war, was er bald erkannte, befahl er dem „Barkeeper," mir meine Schlafstelle anzuweisen, und ließ mir dann, da das Abendmahl vorüber war, allein etwas zu essen geben. Die Flinte und meine Tasche gab ich ihm in Verwahrung, und als er das Gewehr in der Hand hatte, beruhigte er sich vollkommen.

Nach dem Essen machte ich noch einen Spaziergang durch die Stadt, und es war für mich ein unbeschreiblich wunderliches, aber auch wohlthuendes Gefühl, wieder einmal Straßenpflaster unter den

Füßen zu fühlen. Eben so freute ich mich, die elegant aufgeputzten und hell erleuchteten Läden, die hellen, mit Gardinen verhangenen Fenster der Wohngebäude zu sehen, und es kam mir in der That vor, als ob ich eben so viele Jahre, als doch nur Monate, der Civilisation entrückt gewesen. Der Mensch ist nun einmal ein Gewohnheitsthier, und was ihm von Jugend auf angehangen, schüttelt er nicht so leicht ab. Ja, er mag es eine Zeit lang vergessen, aber bei erster Gelegenheit zieht es ihn doch nur wieder mit soviel stärkeren Banden in die Kreise zurück, in denen er heimisch war.

Trotzdem ließ mich dies Drängen und Leben in den Straßen ziemlich kalt, kälter vielleicht, als ich selbst geglaubt hatte. Das waren doch nur lauter fremde, gleichgültige Menschen, von denen sich keiner besonders um den andern kümmerte, und nur daß sie auch mich unbeachtet ließen, beruhigte mich einigermaßen. Erst jetzt merkte ich auch, daß ich in der langen Zeit meines Alleinseins fast menschenscheu geworden war, so wenig als möglich jedenfalls mit Anderen verkehren mochte, und da ich niemanden in der großen Stadt kannte, konnte ich mich so viel ungestörter mir selber überlassen.

Allerdings hatte ich in meiner Brieftasche, als ich

von New=York fortging, auch einige Empfehlungsbriefe für New=Orleans gehabt, die aber schon lange, noch oben in Illinois, auf Prairiehühner zu Flintenpfropfen verbraucht waren. Was helfen auch Empfehlungsbriefe in Nordamerika. Höchstens wird man einmal zu Tisch geladen, was ich übrigens in meinem Zustand nicht einmal zu befürchten hatte — und die Empfänger sind froh, wenn sie nichts weiter von dem Empfohlenen sehen.

Langsam fortschlendernd, und in der Absicht, mein Kosthaus wieder aufzusuchen, hatte ich den Haupttheil der Stadt, den wenigstens, in dem die meisten Kaufläden lagen, verlassen, und bog in eine Seitenstraße ein, in der fast nur Familienwohnungen standen. Die Häuser sahen reich und wohnlich aus, und in vielen waren die Fenster hell erleuchtet.

Sonderbar ist es dem Fremden zu Muthe, der, so wie ich, Abends durch die Straßen einer Stadt wandelt, in der er keine Heimat hat. Ringsum zeigen die hellen Fenster die Stellen, wo sich die Familien im traulichen Kreise um den Abendtisch sammeln — nur er gehört nirgends hin, und wenn er eines dieser Häuser jetzt betreten wollte, würde man ihn ängstlich fragen, was er wolle, und froh sein, wenn er wieder ginge, vollkommen unbekümmert, was weiter aus ihm

würde. Wohl dem, der nicht auf der ganzen Erde ein solcher Fremdling ist.

Wie ich so, eben nicht mit besonders freundlichen Gedanken durch die stille Straße wandelte, denn ich hatte in dem ganzen weiten Amerika verzweifelt wenig Menschen, die irgend Theil an mir genommen hätten, sah ich etwas weiter unten, an der rechten Seite derselben, ein helles Licht über die Trottoirs fallen. Ich ging darauf zu und fand, daß es aus einem breiten Parterrefenster kam, dessen Jalousien offen standen, und das ich von außen, da es nicht hoch lag, vollkommen gut übersehen konnte. Es war ein sehr elegantes wohnliches Gemach, mit drei oder vier großen Astrallampen darin, die fast Tageshelle um sich verbreiteten, und zwischen diesen eine zahlreiche Gesellschaft von geputzten Leuten beiderlei Geschlechts. Acht oder zehn junge Mädchen und mehre Frauen und ältere Damen saßen theils, theils standen sie im Zimmer umher, und junge Leute, Franzosen ihrem ganzen Aussehen nach, sprangen lachend und jubelnd dazwischen herum. Es wurde jedenfalls ein Gesellschaftsspiel gespielt.

Dicht am Fenster, mit dem Rücken mir zugedreht, saßen zwei wunderhübsche Mädchen — ihre Köpfe lehnten fast an der Scheibe an der ich stand, und vor

ihnen kniete jetzt ein junger Mann und schien irgend ein Pfand einzulösen.

Mir wurde ganz wunderbar dabei zu Muthe — so lange war ich — so weit von der Heimat fort, daß ich das herzliche Familienleben mit all seinen tausend und tausend Reizen, mit seinem stillen Glück ja fast vergessen hatte, und jetzt gerade mitten aus dem Wald heraus, tauchte es, wie durch den Zauberstab eines Magiers heraufbeschworen, in all dem lichten Farbenglanz dicht vor meinen Augen empor — in Armes Bereich — und doch unerreichbar.

Ich weiß nicht ob ich geseufzt hatte oder ob mich jemand anders im Zimmer bemerkt haben mochte, aber die beiden jungen Mädchen drehten plötzlich und ganz unerwartet ihre lieben Gesichter nach mir um, stießen einen gellenden Schrei aus und flohen wie gescheuchte Rehe, von der ganzen Mädchenschaar gefolgt, aus dem Zimmer.

So schrecklich sah ich aus? — es gab mir wie einen Stich in's Herz, aber ich wollte die fröhlichen Menschen nicht länger stören, wandte mich ab und schritt die Straße hinunter. Wie ich etwa hundert Schritte entfernt war, hörte ich, wie hinter mir die Jalousinen geschlossen wurden.

Die Nacht schlief ich auf einem harten, unrein-

lichen Bett, ohne Mosquitonetz, von unzähligen Mücken und anderen, noch schlimmeren Bettquälern auf das Aergste gepeinigt. Es gibt nichts Traurigeres, Unerquicklicheres auf der weiten Gotteswelt, als diese deutschen Wirthshäuser in Amerika. An Schmutz werden sie gewöhnlich nicht einmal von den irischen übertroffen. Schlechter habe ich sie selber nicht in Südamerika gefunden. Mein „Wilhelm Tell" machte denn davon auch keine Ausnahme, und ich hätte zehnmal lieber im Walde unter einem Baum oder in meinem Canoe geschlafen.

Am nächsten Morgen stand ich mit Tagesanbruch auf und ging auf den untern Markt, um das dortige Leben und Treiben mit anzusehen. Ich kam dabei an einem Barbier- und Friseurladen, was dort von ein und derselben Person betrieben wird, vorbei. Der Eigenthümer stand, die Hände in den Taschen, in der Thür, und sah mich mit einem Blick an, als ob er mich hätte verschlingen wollen. Als ich vorüber war, fiel mir ein, daß ich mir wohl auch einmal könne die Haare und den Bart stutzen lassen, was in den letzten acht Monaten nicht geschehen war — ziemlich eben so lange hatte ich in keinen Spiegel gesehen.

„Nun das hab' ich mir gedacht," sagte der Haarkünstler, als ich mich umdrehte und zu ihm hineinging

— es war ein Amerikaner; „segne meine Seele, Herr, wo haben Sie denn eigentlich gesteckt?“ Ich warf einen Blick in den großen im Zimmer hängenden Spiegel, und wunderte mich jetzt nicht mehr, daß die armen Mädchen gestern Abend so erschreckt davon gesprungen waren. Ich sah furchtbar aus.

Von jetzt an begann wieder ein neues Leben für mich; ich fing an, mich, allerdings noch sehr mäßig, zu civilisiren, schaffte mir, wenn auch sehr einfache, doch bessere Kleider an, und nahm auf einem Dampfschiff Passage den Mississippi hinauf nach Cincinnati. Damit aber war auch meine erste Canoefahrt beendet, und ich habe den Red-River später, die Mündung ausgenommen, an der ich manchmal vorüberfuhr, nie wieder gesehen.

Das „Doktor“-Unwesen in der Union.

Es gibt wohl kein Land der Welt, wo der Name eines Arztes oder „Doktors“ mehr und auf die verschiedenartigste Weise gemißbraucht wird, wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Die Zahl der Aerzte dort ist Legion, und es würde Bände bedürfen, sie in all ihren Abstufungen und Klassen zu schildern.

Die Vereinigten Staaten selber liefern eine nicht geringe Quantität dazu (von wirklichen Aerzten, die ihre Collegien gehört und ihre Studien gemacht, ganz abgesehen), von diesen aber auch hauptsächlich die Yankee- oder nordöstlichen Staaten, die mit ihren Krämern (pedlars) die ganze Union überschwemmen und zu deren einträglichsten Artikeln natürlich auch Medicinen gehören.

Diese aber gerade sind die am wenigsten gefähr-

lichen Quacksalber. Sie tragen allerdings eine große Quantität von Heilmitteln oder Mixturen in der Welt herum und verkaufen dieselben gegen jede ihnen in den Weg kommende Krankheit, ohne sich viel darum zu kümmern, ob sie dieselbe verstehen oder nicht, und was für Folgen das verordnete Mittel etwa haben könnte. Gegen diese Leute kann man sich aber leicht schützen; sie geben sich selten den Doktor-Titel, da ihnen der Medicin-Verkauf immer nur Nebensache ist, und wer ihnen etwas Derartiges abnimmt, weiß ziemlich genau mit welchen Leuten er es zu thun hat — und wenn er es nicht weiß, ist es seine eigene Schuld, denn ihr Charakter ist klar und deutlich genug ausgesprochen und überall in den Staaten auch bekannt.

Diese „Yankee-Pedlars“ verlegen sich auch meist nur auf einen einzigen Zweig in der Medicin, auf den leicht portabelsten, die Pillen, von denen sie nur „Morrisons“ oder „Brandreths“ mit einer entsprechenden Anzahl „blue pills“ (blaue Pillen, Quecksilber) bei sich führen. Zu ihrer Apotheke gehören außerdem der reine Calomel und Opiumtropfen. Andere legen sich auf Ointments oder Salben, denen irgend eine wunderthätige Kraft zugesprochen wird, um ihren hohen Preis zu entschuldigen (denn die

Steintöpfchen sind unbequem in der Welt herumzutragen), während Glaubersalz bei Allen das schwere Geschütz solcher Artikel bildet.

Derartige Sachen zu vertreiben, bedienen sie sich oft der sinnreichsten und raffinirtesten Mittel, und der Farmer im Lande, hundert Mal getäuscht, fällt immer wieder in eine neue, ungeahnte Falle. Ein einziges Beispiel dafür mag hier genügen.

Zwei echte Yankee-Pedlars hatten eine Partie Salbe liegen, die sie nicht loswerden konnten. Um diese an den Mann zu bringen und auch noch einen ansehnlichen Preis dafür zu bekommen, beredeten sie einen förmlichen Plan, dem sie ihre Reiseroute anpaßten. Einer von ihnen reiste voran als „Gentleman", mit nichts als seiner Satteltasche auf dem Pferde; er hielt an jeder Farm, sprach mit allen Leuten, erkundigte sich nach den verschiedenen Preisen der Producte und des Viehstandes, indem er bald zu verstehen gab daß er ein Viehhändler, bald, daß er ein Getreidehändler sei, und — nachdem er allen mit denen er gesprochen, ohne Handschuh, die Hand geschüttelt und ihre Hände auch wohl eine Zeit lang vertraulich in der seinen gehalten, nimmt er den Hausvater bei Seite und fragt ihn, ob er nicht ein Mittel gegen — es ist eine fatale Sache, aber keine Apotheke

in der Nähe — kein Mittel gegen Ausschlag hätte. Dem Farmer läuft es siedendheiß über den Rücken, „gegen die Krätze“ — der freche Bursche hat solch ekelhafte Krankheit und ihm wohl fünf Minuten lang die Hand geschüttelt — wie er sich das überlegt, wird er böse, aber der Fremde sitzt schon im Sattel und reitet mit traurigem, niedergeschlagenem Blicke davon.

Keine drei Stunden später kommt der andere Pedlar. Die ganze Farm ist noch in Aufregung und hat sich gewaschen und gebadet und gebürstet; ja, der Junge soll augenblicklich nach dem nächsten Städtchen — oder ist auch schon fort — Schwefelblüthe oder sonst derartige Sachen zu holen — wer denkt jetzt an Kaufen! Der Krämer schultert seinen Pack wieder und ist bereit aufzubrechen — „Wenn Ihr einmal etwas davon in der Ansiedlung hört“, sagt er noch zu einem jungen Burschen, der schon mißtrauisch die ganze Zeit über seine Hände betrachtet hat, „ich habe ein unfehlbares Mittel gegen die Krätze.“

„Gegen die Krätze?“ wie ein Lauffeuer schießt das Wort durch die Farm; der Pedlar hat den Hof schon verlassen, und die Kinder kommen hinter ihm drein gestürzt. Der Farmer kauft ihm seine Salbe ab, und der Mann braucht nur zu sagen was er

dafür haben will. Natürlich hilft sie auch, denn die Leute bleiben gesund — weil dem Ersten eben auch nichts fehlte.

Im Westen von Amerika, und größtentheils aus wirklich geborenen Amerikanern bestehend, existirt auch eine Quantität von „Dampf-Doktoren" (steam doctors), die als ein besonderes Heilmittel echt indianische Dampfbäder verordnen, von heißen Steinen hergestellt, auf denen Wasserdämpfe erzeugt werden, während der Patient indessen in einem niederen, von dicht umgehängten wollenen Decken hergestellten Zelte sitzt.

Die Medicinen, die sie dabei geben sind mehr harmloser Art, da sie meines Wissens sogar nur selten Calomel anwenden. Einfach sind dieselben jedenfalls, und der Bequemlichkeit wegen numerirt von Nr. 1 bis 6. Lobelia, eine Giftpflanze, die dort wild wächst und welche der Indianer auch besonders als Surrogat von Tabak gebraucht, bildet einen Hauptbestandtheil — eben so spanischer Pfeffer. Gegen Fieber verordnen die Methodisten unter ihnen, die sonst keine Spirituosen trinken dürfen, sehr gern auf dogwood*)

*) Eine Art wilder Cornelinskirschen mit jedoch ungenießbaren Beeren.

und wilde Kirschenrinde abgezogenen Whiskey, von dem sie — als Medicin natürlich — auch meist alle eine Kruke irgendwo im Hause (bei uns lag sie unter dem Bette) „weggestaut" haben.

Die gefährlichste Art der Aerzte sind die, wirklich mit dem Prädicat „Doktor" im Lande herumreisenden Individuen, die sich, dem Kranken gegenüber, als promovirte Aerzte ausgeben und von ihm damit auch volles Vertrauen in eine Wissenschaft verlangen, von der sie in der großen Mehrzahl nicht viel mehr verstehen, als er vielleicht selber.

Eine Masse von diesen, obgleich es auch genug Amerikaner darunter gibt, sind von dem „alten Lande", von Deutschland, England und Frankreich, herübergekommen, die, hier von allen Gegenden zusammengeschneit, manchmal dem gebildeten, manchmal dem ungebildeten Stande angehörend, auf eine anständige Art ihr Leben in dem fremden Lande nicht zu fristen wußten, auch gerade keine besondere Neigung für harte Handarbeit in sich fühlten und nun, wie bei uns die Leute manchmal aus freier Hand Literaten oder Eisenbahn-Conducteure werden — Doktoren wurden.

Ein großer Theil von diesen war im alten Vaterlande Barbier, resp. Chirurg gewesen und hatte auch

jedenfalls die bescheidene Absicht gehabt, dieses Geschäft im neuen Vaterlande fortzusetzen, wurde aber, in den Seestädten Amerika's angekommen, höchst unangenehm durch die wahre Unzahl von „Barber-poles“ überrascht*), von denen er, wo er auch in den Straßen stand, immer mehrere übersehen konnte, und fand bald, daß er nicht im Stande war, mit den Schwarzen und Mulatten, die dieses Geschäft durch ihre Geschicklichkeit vollkommen monopolisirt hielten, zu concurriren.

Was nun thun? „Ehrlich wollten diese Leute durch die Welt kommen“, wie sie's nannten, und sie wurden — „Doktoren“. Sie würden es für eine Sünde gehalten haben, einem Menschen auch nur einen Cent aus der Tasche zu stehlen, aber sie nahmen mit ruhigem Gewissen Dollars für aufs Gerathewohl gegebene, oft harmlose, oft gefährliche, meist aber vollkommen nutzlose Medicinen.

Manche von ihnen waren fleißig und suchten sich wenigstens einige Kenntnisse anzueignen; sie konnten ungehindert an Unglücklichen, die sich ihnen anver-

*) Die Barbiere in Nordamerika haben sämmtlich vor ihrer Thür eine, vielleicht 6 bis 10 Fuß lange Stange, meist roth und weiß gewunden gemalt, mit goldenem Knopf darauf, stehen.

trauten, operiren und probiren und bekamen mit der Praxis eine gewisse Uebung. Wie viel Menschen sie dabei unter die Erde brachten blieb sich gleich; es kamen ja täglich wieder Tausende zu Schiffe, Andere machten ein paar „unglückliche Curen", wie sie es nannten, und mußten ihr Heil in der Flucht suchen; vielleicht geben sie das „Geschäft", dadurch gewarnt, auf; die bisher gehabte und so rasch erhaltene Praxis war aber in den meisten Fällen zu verlockend, und sie fingen daher in der Mehrzahl dieselbe Geschichte wieder in einem anderen Staate, möglicher Weise auch unter einem anderen Namen an.

Mancher kommt auch vollkommen unschuldig zur Doktorwürde, und ich selber habe einst mit geholfen, ganz im Scherz und ohne Ahnung der Folgen, einen Deutschen dazu zu machen; ich sehe auch keinen Grund, seinen Namen zu verschweigen. Er hieß Linke, wohnte in Cincinnati, wo er sich, ich weiß nicht mehr mit was, kümmerlich ernährte, und war ein behäbiges, kleines, gemüthliches Männchen. Ich war damals mit dem jetzt verstorbenen Apotheker Vogel sehr befreundet, und Linke kam ebenfalls oft dorthin. Er hatte dabei die Gewohnheit, weil ihm Wasser vielleicht einmal einen guten Dienst geleistet, allen Menschen die in seiner Gegenwart (und das kam in der

Apotheke oft vor) über etwas klagten, Wasser zu empfehlen. Trinken Sie recht viel Wasser, sagte er dann immer, das ist famos; das reinigt das Blut und macht einen neuen Menschen aus Einem!

Diese Empfehlung kam so oft, daß sie zuletzt bei uns sprüchwörtlich wurde, und wir nannten ihn im Scherz „Doktor Linke“ und, als uns das geläufig wurde, nur einfach „Doktor.“ In die Apotheke kamen dabei eine Menge Menschen aus der Umgegend (denn in den kleinen Städten dort herum waren damals noch keine oder nur sehr wenig deutsche Apotheken), die hörten, wie der kleine, immer sehr sauber und behäbig aussehende Mann „Doktor“ genannt wurde. Dies ließ er sich auch zuletzt ruhig gefallen, da all sein Protestiren dagegen nichts half, und jene nannten ihn zuletzt auch Doctor.

Auf einmal war er, mit dem Erfolg seines Geschäftes in Cincinnati nicht recht zufrieden, verschwunden, und wir hörten wohl vier oder fünf Monate nichts von ihm. Eines Tages kommt er in einem kleinen, elegant aussehenden Wägelchen in die Stadt gefahren und direkt in die Backhausische Apotheke, wo Vogel damals war, um sich — Medicinen zu kaufen. Vogel schöpfte zuerst Verdacht, Linke wollte aber nicht recht mit der Sprache heraus und drückte herüber und

hinüber; aber einmal auf der Spur, ließen wir nicht nach, und er gestand uns zuletzt, daß er wirklich — Doktor geworden wäre.

Aber wie, um Gottes willen! ist das möglich? riefen wir wie aus Einem Munde.

Die Sache war einfach die: Eine Frau in einem kleinen Städtchen bei Cincinnati — ich habe den Namen vergessen — war krank geworden und von irgend einem amerikanischen Quacksalber dergestalt mit Calomel und anderen, den Zustand wahrscheinlich noch verschlimmernden Medicinen übersättigt worden, daß der gute Mann sie zuletzt selber aufgab, d. h. einen Theil der Bezahlung unter irgend einem Vorwande einzog und sich aus dem Staube machte. „Doktor Linke" (und der Name hatte sich von Cincinnati dorthin verpflanzt) war der Einzige, zu dem man in dieser Noth flüchten konnte. Er weigerte sich erst die Cur zu übernehmen: die Kranke sei von dem einen Arzte schon aufgegeben und rettungslos verloren; aber die Verwandten drangen in ihn, und seiner eigenen Aussage nach stellte er die Frau in wenigen Wochen wieder vollständig mit Wasser und Lakritzensaft, dem letzteren nur, um dem Wasser doch eine Medicinfarbe zu geben, her — d. h. die Natur half sich, nur erst einmal in Ruhe gelassen, bei der Kranken selber.

Diese Cur gab ihm mit Blitzesschnelle einen Ruf — er mußte jetzt curiren, wenn er sich nicht blamiren wollte, hatte Glück dabei, bekam Praxis in dem Hause eines wohlhabenden Farmers, heilte die Tochter desselben von irgend einem bösartigen Katarrh, den er ebenfalls sich selber überließ — verliebte sich dann in sie und — heirathete sie. Die Farmerstochter wurde Frau Doktorin Linke. Er war jetzt nach Cincinnati gekommen, um sich eine Anzahl von Medicinen, meist harmlosen Sachen, denn er war ein gutmüthiger Mensch mit ins Land zu nehmen, kaufte sich dabei alles, was er von deutschen medicinischen Büchern auftreiben konnte, und versprach, sehr fleißig zu sein! Als ich nach Jahr und Tag wieder in die Gegend zurückkam, sprach man mit großer Anerkennung vom „Doktor Linke".

Nicht alle derartigen Aerzte sind aber so harmloser Natur, und ich kenne da einige Beispiele, die komisch genannt werden könnten, wenn sie nicht wirklich traurig wären. Das berühmteste von diesen ist die Amputation eines Arztes in Little-Rock, der einem bewußtlosen Manne richtig das unrechte, nur durch einen leichten Streifschuß verwundete Bein abnahm, während das zu amputirende auch ohne Säge gesundete.

Die Aerzte in Little-Rock in Arkansas -- damals zum „fernen Westen" gehörig — bildeten überdies in den Jahren 1837 bis 1840 ein sauberes Corps. Als ich 1838 dorthin kam, hatten sich fünf oder sechs amerikanische Aerzte — in wie weit sie den Namen verdienten, kann ich nicht sagen — zu einer Preisliste vereinigt, die gedruckt ausgegeben war und auf der alle namhaften Krankheiten mit enormen Sätzen angegeben standen. Ich erinnere mich nur auf Eins --- einfachen Knochenbruch, weil mir der noch von Deutschland frisch im Gedächtniß war. Einfacher Knochenbruch stand mit 150 Dollars für den Arzt angezeichnet. Ein deutscher Arzt kam später dorthin, wollte sich den Burschen nicht anschließen und billiger curiren und mußte fliehen, um sein Leben in Sicherheit zu bringen.

Diese Zustände haben dort allerdings jetzt aufgehört oder sind vielmehr weiter nach Westen gedrängt worden; denn in dem ungeheuren Reiche finden sich noch ziemlich dieselben Verhältnisse wie vor zwanzig Jahren, nur nicht mehr auf denselben Stellen. Orte, die früher und selbst zu der Zeit noch Wildniß waren, tragen jetzt blühende Städte mit Tausende von Einwohnern; aber Hunderte von Meilen weiter westlich erneuen sich immer wieder dieselben Scenen und wer-

den bestehen, bis die Cultur von Westen und Osten zusammenstößt und ein Eisenbahnnetz über das Ganze zieht.

Der Fluch der Kranken, die „wandernden Aerzte“, ziehen denn auch jetzt noch in der Wildniß umher und ruiniren, was sie erreichen können, mit ihrem entsetzlichen Calomel. Der Säugling und die Mutter, der Fieberkranke und der Unglückliche, dem ein Glied zerbrochen, der Schwindsüchtige und der Leberleidende — es bleibt sich gleich, sie alle bekommen und nehmen den wohl in vielen Fällen sehr heilsamen, in solchen Massen gegeben aber nur zu oft verderblichen Merkur, und böse Augen, hohle, angefressene Zähne, morsche Knochen, Speichelfluß und viele, viele andere böse Folgen trifft der Wanderer in den einsamen Hütten im Walde.

Der Leidende gesteht denn auch wohl ein, daß ihn Calomel gerade dahin gebracht hat, aber „es hat mir das Leben gerettet“, setzt er gläubig hinzu, und beharrt dabei — bis er stirbt.

Aber auch selbst in die größeren Städte wagen sie sich zuweilen mit irgend einer marktschreierischen Cur. So hielt sich, während ich in Cincinnati war, dort kurze Zeit ein Arzt auf, der, ob begründet oder nicht, vorgab, eine getrennte Achillessehne (die Haupt-

sehne des Hackens) heilen zu können, und er bot auf großen, an die Ecken geklebten Zetteln jedem 100 Dollars Belohnung, der sich von ihm würde die Achillessehne durchschneiden und dann wieder heilen lassen. Die Amerikaner experimentiren gern, aber er fand doch keinen, der darauf einging — wollte das auch wahrscheinlich gar nicht, sondern nur eine auffallende Anzeige für seine anderen Mixturen.

Wo sich ein solcher Arzt für längere oder kürzere Zeit festzusetzen gedenkt, stellt er gewöhnlich einen kleinen shop oder Laden auf, und wählt dazu meist die erst kürzlich angelegten Städtchen, wo sich zugleich der Sitz der Regierung für das „county“, in dem es gerade liegt, findet. Hier kommen zu den zu gewissen Zeiten gehaltenen Gerichtssitzungen die Farmer aus dem county zusammen, und die ja einem herumziehenden Arzte bis dahin mißtraut haben, wenden sich, vollkommen beruhigt schon durch das „Aushängeschild“ des „Doktors“, an den gelehrten Mann, um Heilung ihrer Gebrechen zu erhalten.

Zu einem solchen „shop“ gehört nicht viel. Im Fenster vor allen Dingen ein paar große Flaschen mit blau, grün und roth gefärbtem Wasser — das Zeichen aller Apotheken in Amerika, wie die bemalte Stange das der Barbiere ist — und im Innern ein kleines

Regal mit etiquettirten Fläschchen und Büchsen, von denen einige jedenfalls Calomel, Glaubersalz, Laudanum, Sarsaparillen und einige andere derartige Medicinen für den täglichen Gebrauch enthalten müssen. Dann aber bleiben noch unumgänglich nöthig (und es wird in der That keinem solchen Arzte einfallen, einen shop aufzusetzen, ehe er sich diese verschafft hat) ein paar aufgestellte Geripppe von irgend einem Hunde oder einer Katze, da Menschengeripppe schwerer zu präpariren und daher kostspieliger, aber auch natürlich von so viel größerem Erfolge sind. Ferner ein foetus, wie einige Schlangen und Eidechsen in Spiritus und — wenn irgend vorhanden — in einem Glaskästchen einige fremdartige Instrumente, Sägen und Schlüssel zum Amputiren und Zahnausbrechen. An den Wänden hangen dabei einige anatomische Zeichnungen — Adern und Lunge roth gemalt. Eine kleine Bibliothek — in welcher ein paar lateinische Bücher (es bleibt sich ziemlich gleich, über was sie handeln) unter keiner Bedingung fehlen dürfen — bildet im Hintergrunde gewissermaßen das schwere überzeugende Geschütz. Der Mann hat lateinische Bücher, also versteht er Lateinisch, denn er würde sich sonst den Platz nicht damit verstellen, — also ist er ein Doktor!

Jeder Arzt in den westlichen Distrikten muß natürlich seine eigenen Medicinen führen und thut das auch schon des doppelten Nutzens wegen; aber auch selbst in größeren Städten thun sie dieses manchmal, und Apotheken selber werden häufig mit eben demselben Leichtsinn einfach als Speculation aufgesetzt und gehalten. Jeder, der sich dazu berufen fühlt kann eine Apotheke anlegen, und die Ausgabe von gefährlichen Medicinen, ja, selbst Giften ist nicht verboten oder kann doch, wo das wirklich an einzelnen Orten wäre, auf das leichteste bewirkt werden.

Auch zu anderen Zwecken müssen die Apotheken manchmal dienen. Als im Jahre 1836 oder 1837 in Boston durch die Mäßigkeitsvereine plötzlich allen Schenkhäusern die Licenz entzogen wurde, und nur Apotheken die Erlaubniß bekamen, an Kranke Spirituosen in Gläsern auszuschenken, entstanden in einer Woche nahe an 1200 Apotheken in der einen Stadt. Ein paar früher zu Candis und Confect benutzte Gläser wurden mit gefärbtem Wasser gefüllt ins Fenster gestellt, hinten in den Gefachen standen in verschiedenen Geschirren, Flaschen und Büchsen, ein paar Pfund Kamillenthee, Wurzeln und Blätter mit den üblichen Quantitäten Glaubersalz und Calomel, und die Apotheke war fertig. Die Durstigen spielten

dabei mit den Ausschenkern Komödie, erklärten sich krank, wurden am Puls gefühlt und ihnen ein Glas Brandy oder Whiskey mit einigen blutreinigenden bitteren Tropfen darin verordnet und auch gleich verabreicht.

Natürlich konnte das Unwesen nicht lange dauern, die Apotheken brachten überdies der Stadt nichts ein, denn sie zahlten keine Licenz, und die Schenkhäuser bekamen wieder die Erlaubniß zu existiren.

Wie aber in Amerika vollständige Gewerbe- und Handelsfreiheit herrscht, so beschränken sich die Apotheken dort auch nicht allein auf ihre Medicinen, sondern haben fast stets als zunächst dahin einschlagende Artikel Zahnbürsten und Toilettegegenstände, dann Bürsten überhaupt, — auch Wichse, zu der Wichse Schuhe und Stiefel; Pulver, zu dem Pulver nicht selten Gewehre und Pistolen und Messer, Gabeln wie andere nützliche Dinge. Natürlich verschmähen große ordentliche Apotheken in größeren Städten solchen Nebenhandel.

Das amerikanische Pillen-Unwesen ist zu bekannt, um darüber noch etwas zu sagen; die Partie der fabricirten und verschluckten Pillen gränzt aber wirklich ans Fabelhafte, und Morrison allein soll zu seinen blutreinigenden Pillen ganze Schooner-Ladungen von

Sarsaparillen bekommen haben, während man Dr. Brandreth in New-York nachsagt, daß er förmliche Fuder Heu einführe, als Bestandtheil verbraucht zu werden. In Arkansas nannte sogar einmal einer dieser Pillen-Doktoren, der übrigens ausgezeichnete Geschäfte damit gemacht und sich ein Stück Land zur Besiedelung dort gekauft hatte, die neu angelegte Stadt nach seinen Pillen.

Eigenthümlich ist dabei, daß trotz dem religiösen Fanatismus und Sektenwesen der Vereinigten Staaten noch kein Fall vorgekommen ist, wo sich die Religion der Medicin als „Instrument" bemächtigt hätte; wenigstens ist mir kein Fall dort bekannt geworden, wogegen in Ausstralien ein deutscher Prediger diese Aufgabe glücklich gelöst hat, die ich noch hier, obgleich sie nicht nach Nordamerika gehört, als Curiosum mittheilen möchte.

Herr Pastor Cavel, der Prediger der altlutherischen Gemeinde, hat auch zugleich ein Depot der Morrison'schen Pillen, die er als das einzige, durch die Bibel vorgeschriebene und gestattete Medicament verkauft. Seine Schlußfolgerung ist dabei so einfach als schlagend: Die Bibel sagt irgendwo — der genaue und wörtliche Vers fällt mir nicht gleich ein — „daß alles Ueble oder Böse mit der Sünde vom Blute

herrühre!" Morrison's Pillen reinigen aber das Blut, folglich sind Morrison's Pillen, vom rein christlichen Standpunkt aus betrachtet, die Medicin, deren wir uns nur zu bedienen brauchen, um nicht allein gesund, sondern auch von manchem anderen Uebel geläutert zu werden.

Das Kreuz im Busch.

Es war im Jahre 1849, als ich mit dem alten Argentinischen Correo, die Zügel locker auf dem Hals unserer Pferde hängend, den ziemlich breiten Pfad dahin galoppirte, der durch ein wildes Myrthen- und Dornendickicht führte und ein Abweichen zur Unmöglichkeit machte. — Zum erstenmal durften wir uns dabei wieder einem Gefühl ziemlicher Sicherheit hingeben, denn die Indianer, die bis dahin unsere Bahn gefährdet hatten, getrauten sich nur selten in diese Gegend, die ihren Schwärmen keinen Spielraum erlaubte. Der Pampas-Indianer muß die weite Steppe zu seinen Bewegungen haben, dann sind die starken, mit Lanze und Bolas bewaffneten Schaaren aber auch höchst gefährlich, und selbst durch Truppen wohl zu zerstreuen, aber nimmer zu vernichten, denn sie stieben eben auf ihren kräftigen Thieren aus einander,

um sich an nur ihnen bekannten Stellen zu neuem Angriff zu sammeln. Hier hätten sie, wie wir, die Straße halten müssen, und das vertragen sie nicht; sie fürchten an solchen engen Stellen viel zu sehr die Feuerwaffe des Europäers, mit der auch ich trefflich versehen war.

Der Correo sang heute zum erstenmal wieder seine kleinen melodischen spanischen Romanzen, die er, seit wir die Provinz Santa Fé erreicht, vollkommen eingestellt hatte. Ernst und schweigend waren wir seit der Zeit, zwölf volle Tage lang, dahingesprengt, die Blicke fortwährend mißtrauisch nach Süden gerichtet, ob von dorther nicht etwa fliehendes Wild — Kasuare und Hirsche, — oder aufwirbelnder Staub das Nahen der gefürchteten Feinde verrieth.

Der Correo war ein alter, prächtiger Bursch und das Urbild eines Gaucho, wie die weißen Bewohner des Pampas genannt werden. Auf dem Kopf trug er einen breiträndigen, schwarzen Hut, über den Schultern einen dunkelblauen, roth gefütterten Poncho, an den Füßen gelblederne hohe Reiterstiefel, nicht unähnlich denen, welche die alten Ritter bei uns auf dem Theater tragen, und in dem rechten stak sein wohl anderthalb Fuß langes haarscharfes Messer, daß es nur mit dem silberbeschlagenen Hefte hervorschaute

und für den raschen Griff, wenn irgend nöthig, bequem saß. An den Stiefeln hingen ihm die riesigen argentinischen Sporen — wahre Marterwerkzeuge für die Pferde, und die kurzstielige, mit schwerer langer Wippe beschwerte Peitsche, die er in der Hand trug, vollendete das Kostüm des alten greisen, wetterbraunen Burschen, der nun auf dieser riesigen Tour schon vierzig Jahre im Sattel saß.

Das Packthier, mit Depeschen und Drucksachen der Regierung beladen, die in rohen Häuten fest verpackt waren, kam ebenfalls in Galop, und von einem Peon als Postillon getrieben, hinter her. An dessen Ladung hatte sich übrigens ein Seil locker gescheuert, und der alte Correo, der immer dann und wann zurückschaute und es bemerkte, warf sein Pferd herum, sprang aus dem Sattel und brachte das Verschobene wieder in Ordnung.

Ich selber ritt an dem Morgen einen prachtvollen, kleinen, wilden Hengst, der unter mir sprang und tanzte und sich nicht gern einzügeln ließ. Da ich auch wußte daß mich der Correo schon wieder einholen würde, und hier, zwischen den dichten Myrthenbüschen, den Weg gar nicht verfehlen konnte, sprengte ich voraus und fand mich bald allein zwischen den wilden, sandigen Hügeln.

Den ganzen Tag über hatte ich schon, in gar nicht so sehr weiten Entfernungen, die kleinen Kreuze am Wege bemerkt, die fast immer zum Zeichen dienten, daß dort irgend ein Unglücklicher ermordet worden. — Fällt das in der Nachbarschaft einer Stadt, besonders bei Buenos Ayres, vor, und sind Priester in der Nähe, dann wird der Ermordete auf anständige Art begraben — aber nicht gratis. Hat er selber nicht genug bei sich, die nöthigen Kosten und Gebete für sein Seelenheil zu bestreiten, so legen ihn die Priester öffentlich am Wege aus und bitten um ein Almosen für den Ermordeten. Ist genug beisammen, so erfolgt die Ceremonie.

Im Wald oder draußen in der Steppe macht man freilich weniger Umstände mit den Unglücklichen; sie werden eben nur flüchtig verscharrt, wo sie ihr blutiges Loos ereilt. Die, welche ihnen den letzten Liebesdienst erweisen, schlagen dann gewöhnlich mit ihrem Messer einen jungen Myrthenschößling ab, binden ein Querholz daran und stoßen das rohe Kreuz in den Boden, bei dessen Anblick die Gauchos selten verfehlen sich zu bekreuzen. Nur mein alter Correo war gegen derlei Erinnerungszeichen, vielleicht weil er dieselben gar so oft passirte, ziemlich gleichgültig. Die einzige Höflichkeit, die er ihnen gewöhnlich erwies,

war, daß er im Vorbeireiten den Cigarretto aus dem Munde nahm.

Eben hatte ich wieder einen der niederen Hügelrücken erreicht, die wie die runden Wellen eines plötzlich stillgestandenen Meeres neben einander lagen, als ich meinem Pferd plötzlich in die Zügel griff und es gewaltsam zum Halten brachte, denn dicht neben mir stand das eigenthümlichste, rührendste Zeichen des unnatürlichen Todes eines armen Wanderers, das ich je gesehen.

Einer der lebendigen Myrthenbüsche, der einen etwas größeren und stärkeren, gerade aufwachsenden Stamm getrieben hatte als seine Nachbarbüsche, war seiner kleinen Seitenzweige und Blätter beraubt und ein anderes kurzes und trockenes Stück Holz in Kreuzform daran befestigt worden. Während aber die Gebeine des Unglücklichen neben dem Busche und unter dem Sande moderten und verfielen, grünte und blühte der Strauch über ihnen, das Kreuz selber hatte wieder Zweige ausgetrieben, und in das Querholz hinein, das ihm eine feste Stütze bildete, ein kleines, unserem Rothkehlchen ähnliches Vögelchen sein Nest gebaut. Wo das Blut vergossen worden und zufällig vorbeipassirende Reisende vielleicht die Leiche in den Sand gescharrt, da zwitscherte und flatterte jetzt die

junge Brut auf der fröhlichen Schwelle ihrer Heimat, und blühende Myrthenzweige schmiegten sich dicht um das Kreuz und suchten selbst die letzten Zeichen der verübten Blutthat zu vernichten.

Ich hörte jetzt die Hufschläge des Correo, der in scharfem Galop auf der Straße heran kam. Ob aber mein Pferd auch unruhig wurde und weiter wollte, konnte ich mich doch noch nicht von diesem Grab losreißen und lenkte fast unwillkürlich das Thier ein wenig zur Seite, um den Correo mit den beiden andern Pferden vorüber zu lassen und ihnen dann später zu folgen. Unerwarteter Weise schien aber der Correo dieselbe Absicht zu haben, denn er zügelte dicht neben mir ebenfalls sein Pferd ein, ja sprang aus dem Sattel und nahm den Hut ab, dessen Rand er mit gesenktem Kopf ein paar Sekunden betend in der Hand hielt. Nachdem er geendigt, setzte er ihn wieder auf, zog sein Messer aus dem Stiefel und hieb ein paar junge Aeste ab, die in das Kreuz hinein zu wachsen drohten. Die Vögel, die in der Nähe waren, flogen zwar höher hinauf in den Myrthenbusch, blieben aber dort ruhig sitzen, als wenn sie gewußt hätten daß ihnen keine Gefahr drohe.

Noch sah ich dem Alten, etwas überrascht über sein ganzes Betragen zu, als er wieder zu seinem

Pferd trat, mit einem Sprung im Sattel saß, und während er dem Thier die Sporen eindrückte, im gestreckten Galop ansetzte, um das vorangekommene Packthier wieder einzuholen. Dabei und durch den scharfen Ritt keineswegs gestört, nahm er seinen Tabaksbeutel aus der Tasche, wickelte sich eine Papiercigarre, drehte sie fest, schlug sich Feuer und blies den blauen Dampf in die sonnige Luft hinaus.

Ich war bald an seiner Seite, und während wir die Packthiere überholten und passirten und wieder vor ihnen in gemäßigterem Galop hinsprengten, konnte ich nicht umhin, ihn nach dem Kreuz und seiner Bedeutung zu fragen. Es war das erste und einzige, von dem er bis jetzt überhaupt Notiz genommen, und er mußte jedenfalls etwas Näheres darüber wissen. Auf meine Frage an ihn sah mich der Alte aber erst von der Seite an und rauchte ruhig weiter; er schien keine besondere Lust zu haben, darauf einzugehen. Endlich aber sagte er, ohne mich jedoch dabei wieder anzusehen und nur vor sich auf den Weg schauend:

„Es ist schon eine alte, lange Geschichte und — ich weiß eigentlich selber nicht, wo die Vögel immer wieder herkommen, das Nest zu behaupten und neu zu bauen; die Alten können's doch eigentlich kaum

sein, oder — hahaha — sie müßten schon lange weiße Federn bekommen haben.“

„Ihr kanntet den Mann, der da unten begraben liegt?“ fragte ich.

„Den Mann?“ versetzte der Alte und warf einen fast scheuen Blick nach mir herüber.

„Liegt ein Weib dort begraben?“

„Ein Weib und ein Mann,“ lautete die Antwort des Correo, und sein Pferd machte einen wilden Satz, denn er hatte ihm beide Sporen eingestoßen. „Ruhig, ruhig mein Thier,“ lachte er dabei, seinen Hals klopfend, „es war nicht so bös gemeint! Ja, Compañero, und die Geschichte ist eigentlich sonderbar. Wenn's gleich schon lange her ist, erinnere ich mich noch deutlich daran. Sie wurde mir von jemand erzählt der dabei war.“

Der Weg war hier ziemlich gut und breit genug, daß wir neben einander hinreiten konnte, und der Alte, nachdem er sich eine neue Cigarre gedreht und entzündet hatte, fuhr langsam fort:

„Es sind nun jetzt — lieber Gott, man sollte kaum glauben wie die Zeit vergeht! — es sind nun jetzt schon über dreißig Jahre, da lebte am Desaguadero — das ist die nächste Station, der wir jetzt zureiten — ein junges wunderhübsches Mädchen Na-

mens — Namens Juanna, und es war wahrhaftig, als ob die Natur dort in der salzigen sandigen Wüstenei jener Gegend, alle ihre besten Säfte und Kräfte dem Boden und den Pflanzen entzogen hätte, nur um ein recht vollkommenes menschliches Geschöpf zu bilden. Damals kam hier ein — junger — wenn auch nicht mehr so ganz junger Maulthierhändler oft vorüber, der dann jedesmal am Desaguadero übernachtete und dabei dem Mädchen so tief in die Augen sah, daß er zuletzt nicht allein glaubte, e r könne nicht mehr ohne sie, sondern sie auch nicht mehr ohne ihn leben.

So hielt er denn einstmals auch, als er wieder nach Mendoza ritt, um die Dirne bei ihren Eltern an. Er hatte sein gutes Brod, ein kleines Vermögen dabei und war noch jung und kräftig, mit Aussicht vortrefflich durchzukommen in der Welt — was wollten die Eltern mehr? Ihr dürftiges Besitzthum an dem Salzfluß, zwischen Sand und Dornen drin, gab ihnen nur spärliche Nahrung, und der Kinder hatten sie überdies mehr als genug. Sie hätten mit beiden Händen zugreifen sollen — und thaten's auch. Deren sicher, ging der junge Mann dann zu dem Mädchen, und wie er sie in die Arme nahm und küßte und seine junge Frau nannte, hatte sie wohl auch nichts dage-

gen, sagte ihm wenigstens nichts, weinte aber und behauptete, sie wäre noch zu jung und wolle noch nicht heirathen. Das hielt nun der Mann natürlich für jungfräuliche Schüchternheit und dachte, das würde sich schon geben, bat sie auch sich bereit zu halten, bis er wieder von Mendoza zurückkäme, dann wollten sie nach San Luis reiten und sich dort von einem Priester trauen lassen.

Juanna hatte einen kleinen zahmen Vogel von der rothbrüstigen Art, wie sie hier viel im Busch herum fliegen. Der saß ihr oft auf Schulter oder Kopf, und als sie der Maulthiertreiber in den Arm nahm und küßte, was sie ruhig geschehen ließ, wurde der kleine Bursche ärgerlich, lief mit gespreizten Flügeln auf den dunklen Locken des Mädchens hin und her, pickte den glücklichen Menschen in die Stirn und zerrte ihn, ärgerlich zwitschernd, an den Haaren.

Carlos, so hieß der Maulthiertreiber, konnte sich aber jetzt nicht so lange aufhalten, versprach jedoch bald zurück zu sein, ließ seine Thiere satteln und sprengte davon.

Von Represa, wo wir eben herkommen, hatte er, wie das gewöhnlich geschah, und wie wir den schmierigen Burschen da voraus ebenfalls mitgenommen haben, einen Peon bei sich, der ihm die Maulthiere

treiben half und sein eigenes, bis hierher gemiethetes Pferd, wie die Pferde seiner Treiber wieder mit zurücknahm. Von Desaguadero nahmen wir frische Thiere. Dieser Peon, ein junger, hübscher aber blutarmer Bursch, der sein ganzes Leben lang noch auf keinem eigenen Sattel gesessen und mit den Beinen noch nie aus der Pferdehaut*) herausgekommen war, und neben den beiden Leuten stand, als sie Abschied von einander nahmen, blieb in Desaguadero zurück.

Carlos übrigens, der sonst gewöhnlich dritthalb Tage brauchte, die 55 Leguas**) bis Mendoza zurückzulegen, schonte diesmal, mit solchem Ziel vor sich, seine Pferde nicht. Er ließ die Maulthiere zu=

*) Die eigentlichen Gauchos, besonders die Aermeren unter ihnen verfertigen sich ihr Schuhwerk aus der abgestreiften Haut der Pferdebeine. Von diesen werden die Haare mit dem scharfen Messer abrasirt und die Haut dann, wenn noch naß, so mit aller Gewalt über die Füße gezogen, daß gewöhnlich nur die beiden Zehen vorn herausschauen und das rohe Leder, wie eine Art Halbstiefel bis etwa zur Hälfte der Wade reicht. Dort nimmt es, wenn es am Fuß trocknet, genau die Form desselben an, und da die Bewohner des Pampas fast nur im Haus und in der unmittelbaren Nachbarschaft desselben den Fuß auf den Boden setzen, und fast immer auf den Rücken ihrer Pferde hängen, genügen ihnen solche Stiefel auch vollkommen. Der Wohlhabendere zieht sich jedoch stets Schuhe oder wirkliche Stiefeln an.

**) Eine Legua ist etwas über eine halbe deutsche Meile.

rück, ritt gleich am ersten Tag und in einem Strich bis Pescara ô rodeo Chacon, war am zweiten Tag in Mendoza, wo er, bis die Thiere eintrafen, all seine Geschäfte abgemacht hatte, und flog mehr, als er ritt, auf frischen Pferden zurück nach Desaguadero. — Er hätte eigentlich langsam reiten können," setzte der Alte, nach einer kurzen Pause bedächtig hinzu, „es wäre für viele, und — für ihn selber besser gewesen. — Was solche junge Frauenzimmer übrigens oft für einen Geschmack haben — und wie leichtsinnig sie der Zukunft entgegen rennen, die doch für sie gerade so gefährlich ist!

Wie Carlos wieder mit schweißtriefendem Pferde nach Desaguadero kam, wunderte er sich schon, daß ihn seine Braut nicht an der Schwelle begrüßte; das Klappern seiner Hufe mußte sie gehört haben. — Es hatte aber seine guten Ursachen, und als der Vater aus der Thür schaute und dann wieder zurückfuhr und dann wieder heraus und verlegen auf ihn zukam, merkte er, daß etwas nicht richtig sei, warf den Sattel von seinem Pferde, das er frei laufen ließ und schritt dem Hause zu. — Aber ich will es kurz machen — wie ihm dabei zu Muthe war, weiß ich ja doch nicht. — Der Vater erzählte ihm also, daß Juanna nicht ihn, sondern — Felipo, den erbärmlichen lumpigen

Peon, der bis dahin seine Thiere getrieben, liebe und vergebens der Eltern Einwilligung dazu erfleht habe. Diese hätten sich hartnäckig geweigert, den armen unbekannten Burschen zum Schwiegersohn anzunehmen. Da sei das Mädchen ganz wie toll und wahnsinnig geworden, habe sich auf die Erde geworfen und ihre Haare gerauft und geschworen, in den Fluß zu springen, wenn man sie zwingen wolle ihm — jenem Carlos — die Hand zu reichen. Die Eltern waren schwach genug, dem albernen Mädchen endlich nachzugeben, und um die Ankunft des „angedrohten" Bräutigams nicht zu erwarten, an die sie auch gar nicht so bald geglaubt hatten, waren sie schon gestern — wie der Alte betheuerte, — nach San Luis geritten, sich dort von einem Geistlichen einsegnen zu lassen.

Carlos hörte nichts mehr, Haus und Büsche drehten sich mit ihm, und mit vor Wuth zusammengebissenen Zähnen sprang er auf ein dort angebundenes frisches Pferd zu, warf den Sattel darauf und wollte fort, — weßhalb, wußte er eigentlich selber nicht. Der Alte suchte ihn aber jetzt so dringend aufzuhalten, und ließ nicht nach und bat immer und immer wieder, daß er sich doch nur ein klein wenig bei ihm ausruhen solle, bis Carlos Verdacht geweckt wurde. Keinen=

falls wollte er das Haus wieder betreten, in dem die Verrätherin gewohnt, und wo jede Kleinigkeit ihn an den erlittenen Verlust erinnern mußte, sprang deßhalb in den Sattel und galopirte die Straße entlang.

Hier fielen ihm zuerst zwei ganz frische Pferdespuren auf, die denselben Weg geritten waren. Es hatte die Nacht geregnet und sie konnten nicht gestern hier vorüber gekommen sein, — wenn das die beiden Brautleute waren. Er stieß seinem Pferd die Sporen schärfer ein und flog mit klappernden Hufen die durch den Regen ziemlich hart gewordene Straße entlang. Hügel auf, Hügel ab ging die Hetze, und dort — wo jetzt das Kreuz mit dem Nest steht — sah er plötzlich die beiden jungen Leute vor sich und in der Straße halten. Juannens Pferd war kurz vorher in irgend einer Wurzel mit dem Fuß hängen geblieben und gestürzt und dadurch so lahm geworden, daß es nicht länger mit fort konnte. Felipo hatte den Sattel eben abgenommen und war noch damit beschäftigt, ihn vorn auf den eigenen zu binden, während er wahrscheinlich Juanna mit hinter sich auf's Pferd nehmen wollte, als Carlos mit verhängtem Zügel, und bei dem Anblick kaum seiner Sinne mächtig, herbeisprengte. —

— Wenn das Blut einmal heiß ist, reißt es den kalt-

blütigsten Menschen mit fort, und Carlos gehörte nicht einmal zu denen. Es kam zwischen den beiden Männern zu harten Worten, beleidigend fielen sie von beider Lippen, und der Landessitte nach blieb es bei denen nicht — das Messer mußte entscheiden."

Der alte Correo ritt jetzt eine ganze Strecke in immer stärkerem Galop die Straße entlang. Es war fast, als ob er den finsteren, in ihm aufsteigenden Gedanken entfliehen wollte, und auch eigentlich in näherer Beziehung zu den eben beschriebenen Vorfällen stand, als er jetzt gern gestehen mochte. Endlich aber, da er doch wohl einsah, daß er das Begonnene vollenden mußte, fuhr er langsamer fort:

„Wenn die Messer einmal draußen sind, ist's eine fatale Sache, und beinah so, als ob die Dinger selbst Leben und Willenskraft und — Blutdurst hätten, und die Menschen eigentlich nur wie todte Maschinen dahinter ständen. Die beiden Männer sprangen auf einander zu — das Mädchen warf sich dazwischen, und wie der eine von ihnen wieder zur Besinnung kam, lag der andere todt und blutend am Boden und die Frau, ihr weißes Kleid von oben bis unten mit Blut bespritzt, über ihn hingeworfen. Der kleine zahme

Vogel, der ihr auch auf dem Ritt gefolgt war, wie er das gewöhnlich that, flatterte ihr dabei ängstlich zwitschernd um den Kopf und setzte sich bald auf ihre Schulter, bald flog er auf einen der nächsten Zweige und zankte, die Flügel ausbreitend, von dort nieder — der warme Blutgeruch mochte ihm wohl nicht behagen. — Carlos wollte das Mädchen jetzt aufrichten und fort von der Leiche führen, aber sie stieß ihn zurück, und der stiere Blick, mit dem sie ihn ansah, die Todtenblässe, die ihr Gesicht überzogen, riefen zum erstenmal den Verdacht in ihm wach, daß sie vielleicht gar selber verwundet sein könne. — Leider war es so — das tolle Mädchen hatte sich zwischen die gezückten Messer hineingeworfen und eine Wunde, wer weiß jetzt von welchem Stahl, erhalten, und als sie die Arme und den Kopf sinken ließ und still und regungslos auf dem todten Körper lag, und Carlos sie aufhob, und das warme dunkle Blut aus ihrem eigenen Kleide herausströmen sah, da —

„Doch das sind alberne Geschichten und machen den Menschen nur weich," setzte er rasch abgebrochen hinzu, indem er sich wieder eine frische Cigarre zu drehen begann. „Es dauerte auch nicht lange, so kam der alte Bursche, ihr Vater, wie toll hinter her gesprengt, warf sich vom Pferd und heulte und weh-

klagte über sein Kind. Er zog auch das eigene Messer und wollte auf den, den er für den — Thäter hielt, ein. Carlos aber meinte, es sei Blut genug an dem Tag geflossen, und mochte das des altersschwachen Mannes nicht noch dazu vergießen. So, und obgleich er selber drei Stiche, einen im Arm, einen im Bein und einen leichten Riß in der Seite bekommen hatte, sprang er in seinen Sattel und galoppirte was sein Pferd laufen konnte die Straße entlang nach San Luis zu."

„Und was wurde zuletzt aus dem — Mörder?" fragte ich endlich, nachdem der Alte so lange geschwiegen, daß ich glaubte, er wolle die Erzählung damit abgebrochen haben.

„Mörder?" rief der Correo rasch, und drehte den Kopf wie zornig nach mir um, „ist das Mord, wenn Einer im gleichen Kampfe mit gleichen Waffen kämpft? Sein Messer war so lang als das — des Maulthiertreibers, und daß er gerade einen Narren an der Dirne gefressen hatte — bah — das ist einmal Menschennatur. Die Einen lieben, die Anderen hassen, und die Natur hat einem jeden das Recht dazu gegeben. Carlos kam übrigens auch nicht so leicht davon, denn seine Wunden waren schlimmer als er an

fangs gedacht. Er mußte vier Wochen in San Luis liegen bleiben und konnte dann nur langsam nach Buenos Ayres zurückkehren. Jahr und Tag verging, bis er wieder in diese Gegend kam. — Juanna's Vater war indessen von hier fort und in die Nähe von Córdova gezogen, und hatte, wie er schon in Represa hörte, die beiden Leichen an Ort und Stelle dort und neben einander begraben. — Das Kreuz bezeichnete den Platz — und in dem Kreuz klebte das Nest. Merkwürdig bleibt's, daß gerade solch ein kleiner Vogel, wie er immer mit Juannita flog, sein Nest an dem damals ganz nackten Kreuz und dicht am Weg, von allen Vorbeikommenden gesehen, sollte gebaut haben, und möglich ist's allerdings, daß es derselbe gewesen wäre. Das Nest ist aber auch seit der Zeit nicht leer geworden, und Frühjahr nach Frühjahr, wenn ich hier vorbeikam, sah ich die junge Brut die Hälse aus dem weichen Bau herausrecken. Ich hielt von da an, da ich Juanna auch gekannt, das Kreuz in Ordnung und zog den Myrthenbusch, an den das Querholz angebunden war, zu einer Art von Dach über dem Nest. — Wenn ich einmal sterbe, wird freilich der Busch bald wild auswachsen, und von dem Kreuz eben auch nicht viel mehr übrig bleiben."

Das war die Erzählung vom Kreuz im Busch, und der Alte, als ob er damit glaubte, für den Tag genug gesprochen zu haben, zügelte sein Pferd ein und hielt sich von da an hinter dem Packthier. Zwei oder drei Stunden später erreichten wir Desaguadero. Die Gegend nahm hier schon den wilden öden Charakter von Dorn- und Myrthenbüschen und Sand an, den sie von hier an fast 30 Leguas beibehielt. Das Wasser schmeckte salzig und unangenehm, und die Pferde, die wir hier bekamen, sahen mager und halb verhungert aus. Es war auch fast nirgends ein Grashalm zu sehen, und ich weiß nicht, von was sie hätten fett werden wollen.

Der alte Correo plauderte sonst, wenn wir eine Station erreichten, gern mit den Leuten, setzte sich gewöhnlich, bis die frischen Pferde eingefangen werden konnten, in die Hütte, schlürfte mit den alten Frauen — denn die jungen waren sämmtlich, aus Furcht vor den doch in der Nähe umherstreifenden Indianern in die nächsten Städte gebracht — seinen Mateh und erzählte ihnen Neuigkeiten aus Buenos Ayres. Hier war er still und einsilbig, nahm sein Messer heraus und ein Stück roher Haut, von der er lange Streifen schnitt, um seinen Sattel damit auszubessern, und als die Pferde endlich kamen, warf er selber den

Sattel auf sein Thier, schnallte ihn mit dem wohl acht Zoll breiten Gurt aus roher Haut fest, half selber das Gepäck mit auf das Lastthier legen, und fort gings wieder in gestrecktem Galop die weite Bahn entlang.

Leipzig
Druck von Giesecke & Devrient.

Leipzig
Druck von Giesecke & Devrient.

609/ ...

150.–

Americana:

I – p. 191, 193–195
p. 202, 206–208, 215–216
p. 221
p. 262 – 276
p. 277 – 307

II –
p. 54 – 91
p. 92 – 142
p. 168 – 188
p. 189 – 258
p. 259 – 277
p. 278 – 297